



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT



9000000



~~P 30~~

P 31

# Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

Der erste Band  
auf das Jahr 1837.



---

Göttingen,  
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

1910-1911

1911-1912

1912-1913

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

1. Stück.

Den 2. Januar 1837.

---

Göttingen.

Statt einer Anzeige möge es beim Beginn dieses Jahrs gestattet seyn, einen Rückblick auf die Verdienste eines Mannes zu werfen, der für diese Blätter, seit ihrem nun bald hundertjährigen Bestehen, wohl die meisten Beiträge geliefert und überhaupt um ihre Begründung, Richtung und Erweiterung sich hoch verdient gemacht hat, nämlich Albrechts von Haller's.

Die Berühmterwerbung dieses Instituts sowohl, so wie der Göttingischen medicinischen Facultät, ja selbst der Universität, hängt zu eng mit diesem gefeyerten Manne zusammen, als daß gegenwärtiges Jahr, wo die durch ihn mit geschaffene Lehranstalt ihr Säcularfest begeht, begonnen werden sollte, ohne seinen Namen ein freundliches Erinnerungszeichen darzubringen.

Wo so viele Zeugnisse sprechen, da bedarf es

[1]

nur weniger Worte; eine flüchtige Skizze seiner hiesigen Wirkungsthätigkeit wird genügen, um den großen Naturforscher auch in seinem Werthe für diese Hochschule erkennen zu lassen.

Den 30. September 1736 zog Haller in Göttingen ein und verweilte 17 Jahre, innerhalb welcher Zeit er theils seine epochemachenden Schriften vollendete, theils ihre Bekanntmachung vorbereitete.

Es ist schwer zu sagen, was man an ihm mehr bewundern soll, ob die Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände, die Einfachheit und Gründlichkeit der Untersuchung, die streng wissenschaftliche Haltung, die Unermüdlichkeit im Auffuchen des Materials, oder die Kraft der Beurtheilung, aus der fast unübersehbaren Masse der Thatfachen Uebersichten und Gesetze abzuleiten?

Für die Universität wie für die ganze gelehrte ärztliche Welt wurde er nicht nur durch das, was er that, sondern fast eben so sehr durch das, was er veranlaßte, Wohltäter; für Unternehmung und Ausführung ein hohes Vorbild; ein sprechendes Zeugniß, was der Einzelne durch sich selbst vermag, wenn er, edler Zwecke voll, unverwandt seinem Ziele nachstrebt. Auch durch sein Beyspiel wurde bestätigt, daß die Menschen schweigend höheren Gesetzen sich fügen, wenn nur erst große Muster gegeben sind.

Nicht nur, daß er als Lehrer durch seine Vorlesungen eifrig wirkte und eine namhafte Zahl außerlesener Jünger erzog; nicht nur, daß er zur Förderung wahrer Wissenschaft und zum Ruhme der positiven Lehren die Stiftung der Societät veranlaßte, die Redaction der gelehrten

Anzeigen übernahm, und der thätigste Mitarbeiter, selbst in der Ferne, blieb; nicht nur, daß er für die Hülfswissenschaften, besonders für die Botanik, selbstthätig arbeitete, anatomische Kupferwerke besorgte, die Viterärgeschichte der Medicin gleichsam erst schuf; durch die Berücksichtigung aller Theile des ärztlichen Wissens den inneren nothwendigen Zusammenhang bewies; ausgezeichnete fremde Werke mit empfehlenden Worten und Zusätzen herausgab — auch die medicinische Theorie und die von ihr unzertrennliche Praxis verdanken ihm treffliche Arbeiten. Hauptsächlich seine Lehre von der Irritabilität, von der beschränkteren Lebensthätigkeit der Arterien; von der Gefüßlosigkeit der Sehnen, Bänder und der dura mater; seine Reihe von Versuchen und Nachweisungen über das Athmen; über den Einfluß der Nerven beym Kreislaufe des Blutes; über die Entwicklungsgeschichte des Eyes; über die Bildung der Knochen; über die Mißgeburten; seine Beobachtungen über Lungenentzündung, über Verkalkung, über Gallensteine, über Leberabscesse, über die Krankheiten der großen Gefäße und des Uterus, über den Kropf, über angeborene Brüche und noch manche andere legen dafür ein sprechendes Zeugniß ab.

Wie Herophilus im Alterthume für das ganze Gebiet der Medicin, vorzüglich für Anatomie und Physiologie als Auctorität und Quelle angesehen wurde, so in der neueren Zeit Haller. Und wie dieser aus der fernen Schweiz nach einer frisch gegründeten Universität des nördlichen Deutschlands zog, so jener aus einem Winkel des asiatischen Griechenlands nach dem neu aufblühenden Alexandrien, und beide verarbeiteten

dieselbe Wissenschaft, welche sie in einem unsicheren und ungeordneten Zustande vorfanden, auf eine eigenthümliche Weise zu einem wohlverbundenen Ganzen. — Haller's allgemeine Werke sind groß und bauernb wie seine heimatlichen Alpen, die er so herrlich selbst besungen, und von denen herab die lebendigen Ströme kommen; und wie in jener Luft sich der Athem von beengenden Schranken erlöst fühlt, so erkennt man in jenen Werken überall die Höhe und Freyheit gediegener Forschung, wo die kleinlichen Untersuchungen ausgeschlossen bleiben; und der Blick nur auf entscheidende Momente, auf das Sichere und Wahre hingeleitet und dabey fest gehalten wird.

Es konnte nicht fehlen, daß sowohl der Umfang seiner Kenntnisse als seine unermüdlige literarische Thätigkeit bey seinen Collegen und Nachfolgern einen Wettseifer erweckte, daß seine Wirksamkeit Maßstab, und seine Vorliebe für eigene Untersuchung und universalhistorische Bildung ein Sporn für Andere wurde. Schwerlich möchte im Ernste Jemand behaupten, daß er durch den Werth, welchen er auf den Reichthum des empirischen Wissens legte, die geistige Durchdringung, die freye Bewegung der Gedanken, die Speculation ausgeschlossen habe; nirgends findet sich davon eine Spur. Aus der ganzen Summe seiner Lebenserfahrungen entsprang die Ueberzeugung, daß durch das bloße Reden über die Natur deren Gesetze nicht begriffen werden, und daß dem, der die Fülle der Thatsachen kennt, die poetische Ansicht ihrer Erscheinungen, wenn er noch daran Gefallen finden sollte, unbegrenzt bleibe. Wie die Jünglinge im Platonischen Staate nichts lernen sollten, was sie

häufig wieder vergessen müssen, so wünschte er, daß nur solches mitgetheilt werde, was weder mit Zeitverlust überwunden, noch mit Einbuße des eigenen Friedens bereut werden müsse. Das bloß subjective Gefühl in Sachen der Wissenschaft, das damit zusammenhängende Träumen, jeder Mysticismus und alle mit Geräusch sich ankündigenden Ummälzungsversuche in der Medicin fanden darum in dem von ihm gebildeten Kreise nie oder wenigstens keinen dauernden Anklang. Dadurch, daß Quellenstudium, sowohl der Natur als der Meister der Kunst, gefordert wurde, blieb das flache Gerede ohne Beachtung und Einfluß. Das Bedeutende wurde weder verkannt, noch absichtlich ignoriert. Die Rücksichtnahme auf die englische Literatur, welche immer mehr zunahm, wurde durch deren Inhalt geboten; denn in keiner findet sich für die gesunde Empirie so viel zuverlässiger Stoff als in jener.

Durch die Gründung der Societät der Wissenschaften und durch ihr Hilfsorgan, die gelehrten Anzeigen, deutete Haller an, welchen Standpunct ein gelehrtes Institut im Reiche der Wissenschaft einnehmen sollte.

Von der Ansicht ausgehend, daß es hauptsächlich darauf ankomme, nur mit den ausgezeichneten, nicht Jedem zugänglichen Werken bekannt zu werden, und zu erfahren, was Eigenthümliches oder Neues darin niedergelegt sey, bestimmte er sie vorzugsweise (weit mehr als seine Vorgänger, Steinwehr, Treuer, Willig und Döder) für die Producte des Auslandes, ließ ihnen den bescheidenen Namen Anzeigen und übergab die Arbeit in der Mehrheit der Fälle spruchfähigen Männern.

Wer prüfend auch diese seine Leistungen durchgeht, dem ergibt sich, daß er den Ärzten und Naturforschern die Aufgabe stellte, das Ueberlieferte zu achten, weiter auszubilden; das Wissen fremder Nationen zum eigenen umzugestalten; die Bestätigung einer gewonnenen Erfahrung seiner neuen Entdeckung gleich zu achten; immer auf die Stimme der Natur zu hören; einfach zu bleiben im Ausdrucke wie in der Handlungsweise; an den Versuch, an die Induction sich zu halten, und vor unbegründeter Annahme sich zu bewahren.

Haller's Wahlspruch: *Parta tuori*, blieb lange der der Georgia Augusta. Das geistige Erbtheil der Väter zu ehren ist Pflicht; dasselbe aus Neuerungsucht leichtsinnig hin zu geben, wäre unverantwortlich. Jenes Wort hat besonders einen tiefen Sinn für den Arzt, der auf die Erfahrung angewiesen ist, und den schwer erworbenen Besitz bewahren und gegen unberufene Einmischung vertheidigen soll. Damit darf jedoch das Eingehen in jede Erweiterung und Verbesserung nicht ausgeschlossen seyn. Es wäre engherzig, bey einer einmahl gefaßten Ansicht unänderlich zu verharren; das Jahrhundert übt sein Recht.

Das Individuum kann seinen Character nie zu entschieden ausbilden und behaupten; allein das wissenschaftliche Institut sey und bleibe universell; es lebe nicht bloß mit der Anforderung einer bestimmten Zeit, sondern es stelle sich an die Spitze einer jeden, suche diese zu lenken, zu läutern. So allein bildet sich die innere Anerkennung jeder tüchtigen Regung und Bestrebung,

und es ist nicht möglich, daß Vorurtheile tiefe Wurzeln schlagen und sich vererben. Dann wird es nie dahin kommen, daß ein Stillstand eintrete, denn das Geistige ist schon dem Bewegten nach das Bewegte und Schaffende. Nur das Leben erhält sich frisch; Stillstand ist Fäulniß und Tod. Für ein reges Wechselverhältniß der Kräfte kann nie genug gesorgt werden, zumal in einer Zeit, wo Tradition, Auctorität und Glaube an Werth verloren haben, wo nur Einsicht sich hält, die auf klare Gründe sich stützt.

Obgleich Haller kein eigentlicher Practiker war, so hat er doch kräftig für die ausübende Medicin gewirkt, indem er ihre Basis, die Physiologie, zur Lebensaufgabe sich wählte, unzählige Irrthümer darin berichtigte, und sowohl Alles, was vor ihm darüber bekannt worden war, als was er selbst entdeckte, zur Anwendung für die Medicin vortrug.

Eine andere Stütze der practischen Arzneykunde, nämlich die pathologische Anatomie, hat er gleichfalls nicht vernachlässigt, obgleich ihm die Gelegenheit nicht geboten war, das Ergebnis der Leichensectionen mit den Erscheinungen während der Krankheit zu vergleichen und daraus Normen des Krankheitsprocesses zu bestimmen. So berühmte übrigens die Namen der Aerzte sind, die zugleich mit oder nach ihm hier wirkten, wie Brendel, Röderer, R. A. Vogel, Schröder, Baldinger, J. P. Frank, Wrisberg, A. G. Richter, so hat doch keiner in diesem Gebiete ihn übertroffen.

Man kann mit Recht sagen, durch Haller werde nicht bloß eine einzelne Bestrebung oder besondere Richtung bezeichnet; nein, er verge-

genwärtigt eine ganze Zeit, er vertritt eine ganze Periode. In Beziehung auf die Universität darf behauptet werden, daß mit ihm die neue Schöpfung wie eine Minerva fertig aus dem Haupte Münchhausen's hervor trat.

Dieser große Minister war auch von Haller's Bedeutung für die neue Pflanzschule der Wissenschaft so durchdrungen, daß er Alles aufbot, um ihn zu fesseln, und ihn, nachdem er, aus Bürgerpflicht, seine Vaterstadt Bern wieder aufgesucht hatte, zur Rückkehr zu bewegen.

Haller vermochte nicht sich wieder von dort zu trennen; allein seine lebendige Theilnahme für das Gedeihen der Anstalt, und namentlich für die Wirksamkeit und ehrenvolle Stellung der Societät der Wissenschaften wie der gelehrten Anzeigen, hörte erst mit seinem letzten Athemzuge auf.

M.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. 3. Stück.

Den 5. Januar 1837.

---

Göttingen.

Am 24. December v. J. feyerte die Königl. Societät der Wissenschaften ihren Jahrestag zum 84sten Male.

Die Vorlesung hielt Herr Hofrath Hausmann, welche handelte: *de usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas*, von deren Inhalte künftig weitere Nachricht gegeben werden wird.

Herr Obermedicinalrath Blumenbach erstattete darauf den Jahresbericht, aus welchem hier das Wesentlichste.

Das zu Michaelis wechselnde Directorium war von Herrn Hofrath Himly in der physischen, auf Herrn Hofrath Gauß in der mathematischen Classe übergegangen.

Der große Verlust, welchen die Societät durch den Tod zweyer verdienstvollen hiesigen Mitglieder, der Hofräthe Wendt und Schrader erlitten, ist schon früher in diesen Blättern ange-

[2]

zeigt. Ihnen war der auch mit der Societät verbundene, uns unvergeßliche Geheime Cabinetsrath Rehberg, der die letzten Jahre seines Lebens unter uns zubachte, voran gegangen.

Von ihren auswärtigen Mitgliedern sind verstorben: aus der physischen Classe, Ant. Lorenz de Jussieu, Prof. der Botanik zu Paris; Sir William Knighton, Baronet, vormals Leibarzt Sr. Majestät Georg IV. zu London; aus der mathematischen Classe, Johann Pond, Königl. Astronom auf der Sternwarte zu Greenwich;

und von ihren Correspondenten: Sir William Blizard, Prof. und Wundarzt am London-Hospital; Dr Fr. Agliotti, Arzt zu Venedig; Joh. Baptista le Chevalier, Administrator der Bibliothek der heil. Genoveva zu Paris; Florian Calbani, Prof. zu Padua; Friedr. Gottl. von Basse, Berg-Commissionsrath u. Professor der mathematischen und physischen Wissenschaften zu Freyberg; Conrad Leuzow, Prof. der Alterthümer an der Kön. Kunstacademie zu Berlin; Dom. Albert Azuni, Senator zu Nizza; Julius v. Klaproth, K. Russ. Hofrath in Paris; John Gilles, Ll. D. in London; Fr. Carl Rudw. Sidler, Schulrath und Director zu Hildburghausen.

\*

\*

\*

Nun zu den von der Königl. Societät für das diesmahlige Anniversarium, so wie für die nächstfolgenden Jahre bestimmten beiderley Preisaufgaben.

Die von der physischen Classe aufgegebenen Hauptpreisfrage war:

Exhibere accuratam expositionem omnium secretionis organorum in plantis ad-

hic observatorum, ratione simul habitum partium secretarum naturae, nec non effectus, quem secretio generatim in vegetationis processu procreare possit.

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

‘Miquit praesentia famam.’

In der Einleitung verbreitet sich der Verf. über den sehr schwankenden Begriff von Secretion und Excretion im vegetabilischen Lebensproceß und bemerkt, daß, da diese Functionen im Pflanzenleben so nahe an einander gränzen, in die nachfolgende Darstellung eine gewisse Unbestimmtheit komme, indem darin oft secernierende Organe aufgeführt werden, die Andere dem Excretionsproceß angehörig betrachten. Nach der Meinung des Verfs ist an allen Organen der Pflanzen, welche am bestimmtesten zur Secretion dienen, Nichts von einem sog. drüsigen Bau zu beobachten. Ueberall wo solche Gebilde auf der Oberfläche der Pflanzen auftreten, finde man, daß die von ihnen abgesonderten Stoffe viel mehr zu den Excretionen als zu den Secretionen gehören. Wichtig sey daher eine sehr specielle Untersuchung der sog. drüsigen Structur. Nach der Ansicht des Verfs sind es Zellen, welche die verschiedenen Stoffe absondern, die bald im Innern des Gewebes der Pflanzen liegen, bald über ihre Oberfläche hinaus ragen. Diese hat man vorzugsweise mit dem Namen der Drüsen belegt.

I. Ueber die Organe der Pflanzen, welche Luft secernieren.

Die Secretion der Gasarten liegt noch sehr im Dunkeln. Nur durch die Analogie geleitet, stellt man eine große Anzahl Luft führender Drü-

gane als vermuthliche Secretionsorgane auf; irrt aber ohne Zweifel oft, indem jene Organe vielleicht Nichts mehr als bloße passive Behälter einer Luft sind, die nicht durch Secretion entstanden, sondern entweder aus den aufgenommenen Nahrungsflüssigkeiten mechanisch geschieden worden, oder in die Behälter eingedrungen ist, sobald Feuchtigkeit aus derselben verdampft. Ueber die Weise, wie die unzähligen Luftbehälter mit Gasarten gefüllt werden, getraut sich der Verf. nur Vermuthungen aufzustellen. Die Luftbehälter entstehen nach dem Verf. entweder durch Zerreißungen im Zellgewebe, oder durch bloßes Auseinandertreten der Zellenreihen. Die ersteren nennt er Lücken, Lufthöhlen, die letzteren Luftgänge, Luftkanäle. Die Lücken entstehen im fortschreitenden Alter der Pflanzen. Der Verf. hält sie für keine Secretionsorgane, sondern für passive Luftbehälter. Ausführliche Bemerkungen über die blasenförmigen Luftbehälter der Fucus-Arten. Der Verf. ist geneigt zu glauben, daß bey diesen eine wirkliche Secretion von Luft statt findet. Die Luftgänge oder Luftkanäle. hielt der Verf. für wirkliche Secretionsorgane an. Viele schätzbare Bemerkungen über ihren Bau. Auch besonders von den streitenden Ansichten der Pflanzenphysiologen über die Function der Interzellulargänge, welche der Verf. auszugleichen versucht. Beobachtungen über das Vorkommen von crystallisirtem kohlensauren Kalk an den innern Wänden der Luftkanäle gewisser Pflanzen, nebst dem Versuche, seine Entstehung zu erklären. Ueber Crystalle im Zellengewebe der Agave. Treffliche Beobachtungen über den merkwürdigen Bau der Blasen oder sog. Schläuche der Gattung Utricularia, die zu den Luft secernierenden Organen gehören. Die Luft wird nach dem Verf. nicht

auf die von Decandolle angegebene Weise, sondern von der innern Zellenwand der Blase, und wahrscheinlich von den Haaren, welche die innere Fläche bedecken, abgesondert. Auch über die schlauchartigen Blattanhänge der *Nepenthes distillatoria*, welche nach den Beobachtungen des Verfs im jugendlichen Zustande fast ganz mit Luft gefüllt sind, später aber bekanntlich Wasser enthalten.

II. Ueber die Organe der Pflanzen, welche Schleim, Gummi, Del, Balsam und Harze im Innern des Zellgewebes absondern.

Auch diese Organe entstehen durch ein Auseinandertreten der Zellenreihen, oder durch Erweiterung eines Intercellularganges, ohne daß dabei die Zellenmasse verletzt wird. Die Zellen, welche unmittelbar um diese Gänge liegen, oder vielmehr dieselben bilden, sind es, die der Absonderung des Stoffes vorstehen, welcher die Gänge erfüllt. Beleuchtung der verschiedenen Meinungen über die Harzgefäße. Mit der Harzsecretion verhält es sich wie mit der Secretion der Luft, daß keine eigenthümlich gebildete Organe dazu erforderlich sind, sondern die Zellen, welche das Vermögen besitzen, in ihrem Innern Luft zu schaffen, können auch Harze bilden und wenn sie diese nach gewissen Richtungen hin ablagern, so entstehen an diesen Stellen erweiterte Intercellulargänge, welche endlich zu der Größe und der eigenthümlichen Anordnung der Zellen kommen, wie sie bey ausgebildeten Organen der Art zu beobachten. Von den Harzgängen der Coniferen. Der Saft von *Rhus typhinum* sey kein Milchsaft, sondern ein flüssiges Harz. Von den Harzgängen in den Wurzeln der Umbellaten. Sie machen den Uebergang zu den Delgängen,

von welchen nächstbem gehandelt wird. In den Fruchthüllen der Umbellaten haben sie eine ähnliche Structur wie die Harz- und Balsamgänge, nur sind sie niemals so lang. Die Schleim- und Gummigänge sind noch einfacher als die Harzgänge; es sind ebenfalls Kanäle, die durch Erweiterung eines Intercellularganges und bestimmte Aneinanderreihung der Zellen gebildet werden; jedoch sind sie weder von der außerordentlichen Länge der Harzgänge, noch mit so regelmäßig abgeglätteten Wänden. Sie sind bald eckig, bald rund, und von außerordentlich kleinem Querschnitt. Ueber die bekannten Gummigänge in den grünen Schalen der unreifen Früchte des Mandelbaums und in den Knospen der Linde; über die im Parenchym des Cactus alatus, bey den Malvaceen, den Samien.

### III. Von den eigentlichen Drüsen der Pflanzen.

Der Verf. schließt bey Aufzählung der Drüsen alle diejenigen Gebilde aus, welche keinen besondern Saft absondern. Er unterscheidet äußere Drüsen, die auf der Oberfläche der Pflanzen liegen, und innere, die im Innern des Pflanzengewebes abgelagert sind. Bey den äußeren Drüsen werden einfache und zusammengesetzte unterschieden, und die ersteren in gestielte und ungestielte getheilt. Zahlreiche Beobachtungen über die Entstehung der Haare, welche die Stiele einfacher Drüsen bilden. Die Verschiedenheit der einfachen Drüsen hinsichtlich der Form und des Inhaltes ist außerordentlich groß. Der Form nach unterscheidet der Verf. elliptische, kugelförmige, bechersförmige und hutförmige, welche Benennungen übrigens nicht immer mit denen von Guettard zusammenfallen. Ueber die nahe Verwandtschaft zwischen den einfachen gestielten Drü-

fen und den Haaren der Pflanzen. Der Verf. führt die Organe, welche Guettard mit dem Namen der Glandes miliaires belegte, die man nachher aber Spaltöffnungen (Stomata), Poren, und später Hautdrüsen genannt hat, unter dem Namen der einfachen, ungestiellten Drüsen auf, und sucht die bestrittene Meinung geltend zu machen, daß diese Organe eben so gut als Drüsen angesehen werden müssen, als die gestielten. Beyläufig darüber, daß das sog. Athemholen nicht allgemein bey den Pflanzen ist. Der Verf. bekennt sich zu der Ansicht, daß die Hautdrüsen bey ihrem Nebengeschäft, nämlich dem Öffnen und Schließen der darunter liegenden, Luft führenden Höhlen, die Natur der Drüsen besitzen, daß sie nämlich die Aushauchung der Wasserdämpfe und der darin enthaltenen Gasarten bewirken, welches man die Transpiration der Pflanzen genannt hat. Die zusammengesetzten Drüsen werden wie die einfachen aus bloßen Zellen gebildet; doch treten hierzu mehr oder weniger große Massen zusammen, die, gleich wie die einfachen Drüsen, eine mehr oder weniger regelmäßige, sphärische Form annehmen. Es finden Uebergänge zwischen einfachen und zusammengesetzten Drüsen statt, daher keine scharfe Gränze unter ihnen anzunehmen. Nur für die beschreibende Botanik ist nach dem Verf. die Unterscheidung von Wichtigkeit. Die zusammen gesetzten Drüsen sind zuweilen in ihrem Innern hohl, und dann sind sie mit einer secernierenden Substanz erfüllt. Ein auffallendes Beyspiel liefern die bekannten Del führenden Drüsen von *Dictamnus albus*, über deren Bau und Function der Verf. genaue Beobachtungen mittheilt. Interessante Beobachtungen über die merkwürdigen Drüsen auf der unteren Fläche der Blätter, und beson-

bers auch an den weiblichen Blüthen des Hopfens (*Humulus Lupulus*) zumal über die lebhafteste freye Bewegung der darin befindlichen Kügelchen. Aehnliche Drüsen auf der unteren Blattfläche von *Ribes nigrum*. An diese Abtheilung von Drüsen reihet der Verf. die, welche durch die Secretion eines auf die Haut des Menschen ätzend wirkenden Saftes sich auszeichnen, wie namentlich bey den Nesseln. Der Verf. theilt darüber genaue Beobachtungen mit, wodurch er die gewöhnliche Vorstellung von jenem Gegenstande zu berichtigen sucht, indem er zeigt, daß nicht die Haare das Brennen verursachen. Aehnliche Organe bey den *Satropen*, *Boasen*; dagegen aber nicht bey *Malpighia urens*. Von einer besonderen Art von Drüsen, für welche der Verf. den Namen *Perldrüsen* vorschlägt, die namentlich bey einigen Arten der *Begonia*, *Cecropia* u. A. beobachtet worden. Ueber den Bau und das Vorkommen der inneren Drüsen, *glandulae impressae* bey Linné, *glandulae vesiculares* bey Decandolle, in deren Zellen ein ätherisches Del sich erzeugt. Von den *Nectarien*. Der Verf. pflichtet der Ansicht von Kurr bey, daß die Secretionen der *Nectarien* durch bloßes Zellgewebe ausgeführt werden, daß aber die *Spinalröhren* oder sog. Gefäße dabey keinen unmittelbaren Einfluß haben. Es scheint ihm nicht unwahrscheinlich zu seyn, daß die *Nectar-Absonderung* mit dem *Befruchtungsacte* in einem innigen Zusammenhange steht, und daß dieser Prozeß dazu bestimmt ist, eine Gleichmäßigkeit in den Bestandtheilen der Pflanzen hervor zu rufen, indem er die übermäßige Ausscheidung von Kohle durch die Absonderung der ätherischen Oelen und harzigen Stoffe gleichsam compensiert.

IV. Ueber die Secretion besonderer Stoffe durch einzelne Zellen im Innern des Pflanzengewebes.

Zusätze zu den von Link bekannt gemachten Beobachtungen über die Absonderung eines gefärbten Saftes innerhalb des Zellengewebes der *Lysimachia punctata*. Ueber die Ablagerung eines salzigen Stoffes in den Zellen der *Mor-* Arten, der *Valeriana*-Stengel, so wie über ähnliche Absonderungen bey anderen Pflanzen.

V. Von den Lebenssaft-Gefäßen, oder den Milchgefäßen der Aelteren.

Bekanntlich sind diese Gefäße Gegenstand eines wissenschaftlichen Streites gewesen, der durch Hrn E. Treviranus aufs Neue wieder ange- regt worden. Der Verf. hält sich mit Anderen überzeugt, daß die Milchsaftbehälter sich dadurch von den Harz-, Balsam-, Gummi-, Del- und Luftgängen wesentlich unterscheiden, daß sie ihre eigenen Wände besitzen. Den von Schulk für das in diesen Gefäßen Enthaltene gewählten, und von mehreren neueren Phytotomen angenom- menen Namen, 'Lebenssaft', findet der Verf. mit Recht nicht ganz passend. Die Richtigkeit der Angaben von E. Treviranus über jene Gefäße wird von dem Verf. bestritten. Für die- jenigen, welche nicht im Besitze eines guten Mi- crosopes sind, um den Lauf des Milchsaftes zu beobachten, schlägt der Verf. eine Untersuchung der Verbreitung des Gefäßnetzes in den Blättern solcher Pflanzen vor, die, wie *Chelidonium majus*, einen gelben Milchsaft führen, bey denen die Erscheinung des Hin- und Zurückströmens des Saftes leicht und unzweydeutig zu erkennen. Ueber die freye Bewegung der Milchsaftflügelchen, wobey der Verf. nachzuweisen sucht, auf welche Weise Hr Schulk bey seinen Beobachtungen

Aber die Gestaltung des Milchsaftes gelänst worden sey. Hinsichtlich der Bestandtheile dieses Stoffes lassen sich nach der Ansicht des Verfs drei Hauptgruppen unterscheiden, je nachdem Harz, neben welchem Gummi auftritt, oder Saoutschul, oder vegetabilisches Wachs, nebst einer großen Menge eines dem Faserstoffe ähnlichen Stoffes darin vorherrscht. Ueber die Färbung des Milchsaftes.

## VI. Schluß.

Rückblick auf die Structur der secernierenden Organe und die Erscheinungen, welche die Secretion begleiten. Besonders auch über die Absonderung verschiedener Stoffe an der äußeren Oberfläche mancher Gewächse.

Zehn Tafeln mit sehr sauberen Zeichnungen, deren ausführliche Erklärung angehängt ist, begleiten die Abhandlung.

Bei dem großen Umfange und den außerordentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe, war eine in allen Stücken befriedigende Lösung derselben nicht wohl zu erwarten. Obige Arbeit zeugt indessen von großem Fleiß; das Bekannte ist darin mit sorgfältiger Critik möglichst vollständig zusammengestellt, und durch eine bedeutende Anzahl neuer Beobachtungen, so wie durch manche eigenthümliche Ansichten bereichert. Wenn auch gegen diese hier und da etwas zu erinnern seyn sollte, so geht daraus doch ein nicht unbedeutender Gewinn für die Anatomie und Physiologie der Pflanzen hervor, in welcher Hinsicht die Wünsche der Societät erreicht sind. Einstimmig ist daher obiger Abhandlung, ob sie gleich mit keiner anderen concurriert, und gegen die Regel deutsch verfaßt ist, der Preis zuerkannt.

Auf dem in der Sitzung entiegelten Zettel nannte sich als Verfasser der Preisschrift:

Dr. J. Meyen

Professor an der Universität zu Berlin.

Die öconomische Preisfrage:

‘Eine gründliche Prüfung der physikalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

war unbeantwortet geblieben, daher die Königl. Societät beschlossen hat, diese Aufgabe für einen späteren Termin zu erneuern.

\* \* \*

Die für die nächstfolgenden Jahre bestimmten Preisfragen sind folgende, und zwar zuerst für den Hauptpreis:

Für den November 1837 von der mathematischen Classe:

Adiumento copiae<sup>t</sup> satis magnae experimentorum idoneorum atque exactorum stabilire theoriam resistentiae corporum in aëre tam lente motorum, ut prae termino a potestate prima celeritatis pendente omnes reliqui pro insensibilibus haberi possint, et quidem talem, quae valorem numericum coefficientis celeritatem multiplicantis quatenus a figura superficiei resistentiam patientis motusque directione pendet, ex asse determinare doceat.

Ausführlicher ist diese Preisfrage schon in diesen Anzeigen von 1834 im 204. Stück bekannt gemacht.

Für den November 1838 von der historisch-philologischen Classe:

Cum de incunabulis et primis incrementis tragicæ poëseos viri docti jam satis disputasse videantur, ad absolvendam tragoediae graecæ historiam nihil magis desiderari videtur, quam eorum tragicorum, qui eodem quo Aeschylus, Sophocles et Euripides tempore in scena floruerunt, et eorum qui insequentibus ætatibus usque ad Alexandrum Macedonem artem jam afflictam et ruentem sustentare, perfectior notitia. Quam ob rem Societas Sc. R. Göttingensis optat, ut horum tragicorum quod fuerit poëseos genus, qui peculiaris unius cuiusque χαρακτήρ, quæ sæculi et hominum virtutes et vitia in carminibus eorum conspicua, ex antiquitatis iudiciis et tragædiarum, quas illi condiderunt, reliquiis, quantum fieri potest, demonstretur, et — quod maximi momenti esse videtur ad subtiliorem Atticæ literaturæ cognitionem — quam vim studia sophistica et rhetorica et alia poëseos genera, imprimis dithyrambicum, in illorum poësin exercuerint, studiose inquiratur.

Nun eine neue für den November 1839 von der physischen Classe:

Inter ea, quæ recentioribus temporibus in Mineralogia comperta habuimus maxime memorabile est, quod substantiæ quædam crystallinæ exstant, quæ chemice aequaliter constitutæ, in crystallisationibus diversorum systematum occurrunt. Sed fuerunt qui nonnulla de hoc Dimor-

phismo relata addubitant; neque diffitari licet, conditiones hujus rei plane fere latere. Propterea Regia Societas scientiarum proponit quaestionem, ut

experientiae, quae hucusque de Dimorphismo qui dicitur substantiarum quarundam innotuerunt, critice recensentur, conditionesque unde haec res pendeat, explicentur.

Reg. Societas desiderat, ut in solvenda hac quaestione non solum naturales substantiae minerales, sed etiam alia corpora arte producta respiciantur, et ut crystallae experimentis paratae, documentorum instar una transmittantur.

Es gehört zu den merkwürdigsten neueren Erfahrungen in der Mineralogie, daß es gewisse crystallinische Substanzen gibt, welche bey gleicher chemischer Constitution in Crystallisationen von verschiedenen Systemen vorkommen. Indessen sind gegen einige diesen Dimorphismus betreffende Angaben Zweifel erhoben; so wie das, was dieser Erscheinung zum Grunde liegen mag, noch so gut wie ganz verborgen ist. Die Königl. Societät der Wissenschaften stellt daher als Preisfrage:

‘Eine critische Revision der bisher über den sogenannten Dimorphismus gewisser Substanzen bekannt gewordenen Erfahrungen, nebst einer Ausmittlung der Bedingungen, von welchen diese Erscheinung abhängig ist.’

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage nicht bloß

natürliche Mineralsubstanzen, sondern auch andere künstlich dargestellte Körper berücksichtigt werden, und daß die bey den Versuchen erhaltenen Crystalle als Belege der Angaben übersandt werden mögen.

Die Concurränzschriften müssen vor Ablauf des Septembers jedes Jahrs postfrey eingesandt seyn.

Der für jede dieser Aufgaben gesetzte Preis beträgt funfzig Ducaten.

\* \* \*

Die von der Königlichen Societät für die nächsten vier Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende:

Für den Julius 1837:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

S. diese Anzeigen von 1836. S. 1140.

Für den November 1837:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hansbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

S. diese Anzeigen von 1836. S. 1141.

Für den Julius 1838:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Ver-

besserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?

Für den November 1838 ist folgende Preisfrage von neuem aufgegeben:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

\* \* \*

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder der vorstehenden öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Kön. Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

Die obige Nachricht von dem Ableben unsers Correspondenten, des Directors Dr. Siedler in Hildburghausen, sehen wir uns veranlaßt, mit einem Zusatze zu begleiten, der für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn wird, der seine Versuche zu der Entwicklung der Herculanensischen Papyrusrollen betrifft, worüber wir im voraus folgendes zu bemerken haben. Während seines sechsjährigen früheren Aufenthalts in Italien, und wiederholtem Besuche von Neapel hatte er sich mit der Abwicklung jener Papyrusrollen, welches unter der damaligen Herrschaft von Murat mit größerer Freyheit geschehen konnte, beschäftigt, und glaubte ein Mittel dazu durch Hülfe eines Leims und einer Maschine gefunden zu haben, welches er an einer, wenn auch nur kleinen, Probe, wovon unten, an einer ihm mitgetheilten Rolle mit Erfolg angewandt hatte. Als einige dieser Rollen im J. 1814 als Geschenke nach Paris und nach London gekommen waren, legte er der hiesigen Societät d. W. seine Verfahrungsart, die auch als unschädlich für die Rollen anerkannt worden, mit jener Probe vor. Die davon mitgetheilte Nachricht, G. g. A. 1814. St. 200., veranlaßte, daß er im Jahre 1817 auf Befehl des damaligen Prinz Regenten, der sich für die Sache interessierte, nach London berufen ward, um an den dortigen neun Rollen einen Versuch zu machen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1837.

## Göttingen.

Beschluß der Nachricht über Hrn Dr. Sidler.

Er hat davon, und von dem Erfolge in einer eigenen Schrift, auf die wir den Leser verweisen müssen: Die Herculanenſiſchen Handschriften in England nach meinem, nach erhaltenem Ruſe, und nach Auftrag der Englischen Regierung im Jahre 1817 zu ihrer Entwicklung gemachten Versuche, von Dr. F. C. L. Sidler, mit einem Steinabdrucke die sieben erhaltenen Rollen vorstellend, 115 S. 8. (bey Brockhaus), Bericht abgestattet, und die Ursachen angegeben, weshalb die dortigen Versuche nicht den erwarteten Erfolg haben konnten, die theils in der Beschaffenheit der dortigen Rollen lagen, die zu den schlechtesten gehörten, theils in dem Benehmen der dortigen Comitte, zu der auch der Chemiker Sir Humphry Davis gehörte, der nachmals eigene Versuche durch chemische Mittel, die

[3]

aber gänzlich mislingen, wie aus seiner Biographie bekannt ist, in Neapel selber anstellte.

Daß jedoch bey besser erhaltenen Nothen die Methode des Hrn. Stäcker zu dem erwünschten Ziele führte, bewies die oben erwähnte Probe, welche bisher, so viel Ref. weiß, nicht bekannt gemacht ist. Wir theilen diese hier mit, nach einem dem Ref., durch den die Sache zuerst an die hiesige Societät gebracht war, von dem Erfinder mitgetheilten sogenannten Facsimile, in welchem nur die gegen das Ende unterstrichenen, wenigen Buchstaben ungewiß sind:

Ζῶα δὲ κατ' ἐκείνην τὴν χώραν ἐστὶ, καὶ τόπος τις κοῖλος πρὸς μεσημβρίαν πληθύνων παντοίων τοῖς μεγέθεσιν ὀφείων, ἃν ἐτίας μὲν πεντεκαίδεκαπηχέας εἶναι οἱ περιναιετάοντες λέγουσι, ὥς χωρὶς κινδύνου θηρεύουσι, τροφήν αἰετὶ ἐτοιμὴν παρέχουσας. Τῷ δὲ ἔδνει ποττῷ χώρα παρῇκει κατὰ τὰς τῶν ποταμῶν ποικιλίας καλῇ, καὶ πρὸς νοτὴν ἀγαθῇ. Τῇ δὲ προσημνη παραλία νήσοι τέσσαρες ἐπικείται πετρεφαίες (sic) μὲν καὶ μέλαιναι τῶν ὀψιν, στηλῶν δὲ παμμεγεθῶν ἔλην ἀβύσσου ἀποφαίνουσαι ἐρεψαι. ὅρος καὶ παράκειται τὸ τῶν κυκλόπων ὀνομαζόμενον ἐκὸς τὰς ρίζας ὁμοίως κατὰ τὴν κορυφὴν πέτρας ἔχον ἀποτομάδας.

Es gibt aber auch (mancherley) Thiere in dieser Gegend, und eine hohle Schlucht nach Mittag ist ganz voll von Schlangen von jeder Größe, von denen einige funfzehn Ellen lang werden sollen, wie die Umwohnenden sagen, welche sie ohne Gefahr erlegen, indem sie ihnen eine steth bereite Nahrung geben. Diesem Volke gebhet auch ein schön bewässerter Landstrich neben den Flüssen, der reich an Weiden ist. Den vorher erwähnten Küste aber liegen vier Inseln gegenüber, die sel-

fig und schwarz von Ansehen sind, und eine natürliche Masse sehr großer Säulen darstellen. Auch liegt dort ein Berg der der Cyclopen genannt wird, und vom Fuße bis zum Gipfel aus scharfen Felsen besteht.

Dieses Bruchstück ist schon deswegen schätzbar, weil es den sichern Beweis gibt, daß die Herculanenische Bibliothek, die aus mehr als 1400 Rollen bestand, nicht bloß philosophische und poetische, wie man anfangs glaubte, sondern auch geschichtlich-geographische und naturhistorische Werke enthielt. Der Verfasser des Werks aus dem das Bruchstück entlehnt ist, ist freylich in demselben nicht genannt. Wir sind indes in Folge einer Nachweisung, die wir unserm Herrn Assessor Dr Bode verdanken, im Stande, auch diesen mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Aelian im Anfange des siebenzehnten Buchs der Histor. animal., wo er von den großen Schlangen im indischen und rothen Meere spricht, hat im zweyten Capitel folgende Stelle:

Ἐν τῷ ἐννάτῳ τῶν περὶ Πτολεμαίων λόγων λέγει ΝΤΜΦΙΣ ἐν γῇ τῇ Τρογλοδύτιδι γένεσθαι ἔχεις ἀμαχον τὸ μέγεθος εἰ πρὸς τοὺς ἄλλους ἔχεις ἀντικρίνοιντο, εἶναι γὰρ πηχῶν καὶ πεντε καὶ δεκα.

Nymphis in dem neunten Buche des Werks über die Ptolemäer sagt, daß in dem Lande der Troglodyten es Schlangen von gewaltiger Größe gebe, wenn man sie mit andern Schlangen vergliche; denn sie wären funfzehn Ellen lang.

Nach dem Berichte des Suidas unter diesem Namen hatte dieser Nymphis, gebürtig aus Heraclea in Pontus, eine Geschichte Alexanders und seiner nächsten Nachfolger (τῶν διαδόχων) in vierundzwanzig Büchern geschrieben, welche

also auch die ersten Ptolemäer bis auf den dritten, nach Cuidas Berichte, umfaßte. Daß er erst im neunten Buch von diesen, wahrscheinlich dem zweyten, dem Philadelphus, redete, der die großen zoologischen Sammlungen in Alexandrien veranstaltete, lag sehr natürlich in dem Plane des Ganzen.

Hätte es dem Helian gefallen, statt eines kurzen Citats größere Auszüge aus dem Werke des Nymphis zu geben, so würden wir mit Gewisheit bestimmen können, ob unser Bruchstück aus seinem Werke entlehnt sey. Daß dies jedoch höchst wahrscheinlich der Fall sey, wird man bey der Uebereinstimmung der Angaben der Schlangen und ihrer Größe nicht in Zweifel ziehen wollen. — Mag es nun aber ein Werk des Nymphis, oder ein ähnliches seyn, das noch mit so vielen anderen, — aber für uns verschlossenen — in Neapel besteht, — so kann man sich des Bedankens nicht erwehren, wie viel wichtige Resultate daraus hätten hervorgehen können, wenn man Sickler, statt ihn nach London kommen zu lassen, wo nur einige ganz verdorbene Manuscripte seiner warteten, nach Neapel gesandt hätte, um dorten, — was ja Sir Humphry Davis bewilligt ward, — an Rollen nach eigener Auswahl seine Methode auszuüben. Zu wünschen ist nur, daß sie nicht mit ihm begraben sey. Vielleicht daß sie alsdann unter besseren Verhältnissen, wo nicht Kleinliche Leidenschaften in den Weg treten, zu dem gewünschten Ziele führt.

Einen weiteren Commentar über das mitgetheilte Bruchstück zu geben, gehört nicht für diese Blätter. Vielleicht, daß es für andere den Stoff zu einer eigenen Untersuchung darbietet, oder wenigstens dazu beyträgt, die Aufmerksamkeit wieder auf jene vorhandenen, aber uns so gut

wie verschlossenen, Schätze der Vorwelt zu richten.  
 In,

### L e i p z i g.

**Weidmann'sche Buchhandlung:** Kurze Erklärung des Briefes an die Römer. Von Dr W. M. L. De Wette. 1835. 159 S. in 8.

Der ausgezeichnete Verf. vorstehenden Kurzen Erklärung des Briefes an die Römer hat sich selbst in dem Vorworte genauer über den Zweck, den er bey der Herausgabe derselben vor Augen gehabt, und damit über die Stellung ausgesprochen, welche dieselbe in der so reichhaltigen neueren exegetischen Literatur über diesen Brief und nach dem jetzigen Standpuncte der Erklärung desselben einnehmen soll. Der Verf. beabsichtigt, ein exegetisches Handbuch zum N. T. heraus zu geben, und davon bildet nun diese Bearbeitung des Briefes an die Römer das erste Stück. Es habe in den Umständen gelegen, daß die Erklärung des Briefes an die Römer zuerst fertig wurde, und daher werde sie auch zuerst gedruckt. Zwar werde schon in einigen Stellen auf Stellen früherer Bücher und die Anmerkungen dazu verwiesen, aber der daraus entstehende Uebelstand werde sich so lange ertragen lassen, bis die Nachlieferung der ersten Stücke erfolgt sey. Die Erklärung des Evang. Matth. und Joh. sey größtentheils fertig und werde bald folgen.

Der Vf. spricht sich dann näher über die Art der Erklärung aus. Man werde schwerlich bestreiten, daß eine solche kurzgefaßte Erklärung des N. T., wie er sie hier vom Briefe an die Römer liefere, zweckmäßig und nützlich sey. Nicht nur dem an-

gehenden Exegeten und denjenigen, welche mit der so fruchtbaren neuern exegetischen Literatur nicht Schritt halten könnten, werde eine solche willkommen seyn; selbst der Mann von Fach werde gern einmal, wenn ihn das Studium der weitläufigen Commentare eines Frischke, Rückert, Reiche u. A. ermüdet habe, bey einer fruchtbaren gehaltvollen Kürze ausruhen.

Innerhalb der ihm vorgeschriebenen engen Gränzen habe er sich alle nur mögliche philologische Genauigkeit und Schärfe zum Gesetze gemacht, und eben so der Sacherklärung durch Andeutung des Wesentlichsten zu genügen gesucht. Für die Kritik des Textes glaube er auch das Nöthige gethan zu haben. Nur für die Geschichte der Gregese habe er wenig geleistet. Es sey immer üblich gewesen, besonders aber in neuester Zeit Lieblingsfache der Exegeten geworden, die verschiedenen Meinungen der ältern und neuern Ausleger anzuführen und zu classificieren. Aber man glaube nicht, welche Unrichtigkeiten in diese Angaben eingeflossen seyen. Oft sey es gar nicht möglich, eine Auslegung unter einen bestimmten Begriff zu bringen, und wenn man es thue, so laufe Willkühr mit unter; oft schienen auch die Sammler nicht genau nachgesehen zu haben. Der Verf. habe stillschweigend manche irrige Angaben verbessert, so weit seine Hülfsmittel gereicht, aber keine durchgängige Revision vorgenommen, noch auch Vollständigkeit beabsichtigt. Nur bey den wichtigsten Stellen habe er die verschiedenen Meinungen der vorzüglichsten Ausleger kurz angedeutet.

Schließlich wünscht der Verf., daß seine Arbeit dazu beitragen möge, die neueste Gregese vor zwey Abwegen zu bewahren, auf welche sie sich in der neuesten Zeit zu verirren drohe, nämlich

vor der philologischen Kleinmeißerey der Einen und dem neu aufgepflanzten Dogmatismus der Andern.

Daß nun ein Theologe, wie Hr Dr de Wetze, seine gereiften Studien auch auf die Erklärung des N. T. wendet, kann nur jedem erwünscht seyn, der die Verdienste des Herrn Verfassers in anderen Fächern der theologischen Wissenschaft zu würdigen versteht, insbesondere aber denen, die sich selbst mit Liebe der Erklärung der neutestamentlichen Schriften zuwenden. Und dies muß denn auch von der Erklärung des Briefes an die Römer gelten, trotz der Uebersahl der Commentare, die schon erschienen ist und immer fort noch erscheinet. Der Hr Verf. hat aber nun, wie oben nach seinem Vorworte referirt ist, nach einem bestimmten Plane gearbeitet, und darnach uns den Maßstab, wie seine Leistung beurtheilt werden müsse, selbst verzeichnet. Wir werden nämlich das in Erwägung ziehen müssen, ob und wie weit der ganze Plan einer solchen Erklärung theils zum Besten derer, die das N. T. erst kennen lernen wollen, theils zum besseren Verständniß überhaupt, und somit zum Besten der Wissenschaft, mit Rücksicht auf die wirkliche Durchführung des Planes, wie sie in der Erklärung vorliegt, gebilligt werden könne. Siegt nun das Unterscheidende des Planes, nach welchem der Hr Verf. seine Arbeit angelegt, nur in der erstrebten Kürze, in sofern ja sonst alle anderen Ausleger das, was der Verf. außerdem als leistende Momente für seine Erklärung angibt, ebenfalls für sich in Anspruch nehmen werden, so gibt Ref. gern zu, daß eine solche kurze Erklärung für die, die erst das Studium des N. T. beginnen, recht zweckmäßig sey, Alles natürlich in dem Grade, in welchem die gegebne Erklärung das Richtige trifft. Und für dieses

letzte Moment bezeugt nun auch Ref. nach seiner hohen Achtung vor dem Verf. nur gern, daß meistens gewiß die richtigen Erklärungen ausgewählt, und so meistens das Resultat vieler Untersuchungen in dem kleinen Buche aufgenommen sey. Man kann freylich versucht seyn, gegen eine solche Erklärung, wie sie der Hr Verf. liefert, auch in Beziehung auf die Anfänger noch das zu urgieren, daß, wie es nun in der Kurzen Erklärung meist wirklich geschieht, der Anfänger mit der entgegen stehenden Ansicht nicht bekannt werde, doch dürfte dem eben mit der Bestimmung für die erste Kenntniß des Briefes wohl zu begegnen seyn. Aber anders ist es wohl nun mit der Förderung der Wissenschaft. Während der Anfänger in der Exegese allerdings mit großem Nutzen eine kurze mehr objectiv das Richtig darstellende Erklärung brauchen wird, fordert die Wissenschaft überall, wo Zweifel und Streit auch nur möglich ist, Gründe, und es liegt nun in der Natur der Sache, daß, wo die Kurze Erklärung nur die Entscheidung nach irgend einer Seite hinstellt, dieß entweder mehr oder weniger grundlos angenommen werden muß, oder, sobald nun doch eine Verhandlung mit Gründen angestellt wird, dieß über den Plan hinaus und in eine mehr ausführliche Erklärung übergeht. Nun ist freylich jener Plan nicht unverbrüchlich, und gar keine Grenze bestimmt, wie weit bey demselben jede genauere Verhandlung ausgeschlossen bleiben solle, und hat der Verf. selbst angedeutet, daß er bey schwereren Stellen wenigstens die wichtigsten anderen Erklärungen anführe, aber wir glauben doch mit Recht zu behaupten, 1) daß, auch mit Rücksicht auf die vorliegende Erklärung, es überhaupt sehr schwer seyn dürfte, bey einer solchen Kürze, die Wissenschaft wirk-

lich zu fördern, und daß 2) eben jene Nothwendigkeit, öfter doch auf andere Erklärungen einzugehen, das Mißliche einer ganzen solchen Auslegungsweise, wie sie der Hr. Verf. befolgt hat, für ein wirklich besseres Verständniß darstelle. Wir wollen die hohe Achtung, die dem Verf. gebührt und auch Ref. demselben so gern zollt, nicht verlegen, aber wir dürfen doch nicht verhehlen, daß, während für den Anfänger eine solche Behandlung der exegetischen Fragen durch kurze objective Darstellung recht gut seyn mag, vom wissenschaftlichen Standpuncte aus gesehen das Ganze doch einen gar eigenen Character trägt. Nicht zu gedenken, daß der Verf. so oft bey streitigen Stellen nur eine Ansicht hinstellt, ohne alle Gründe, und sich doch oft fragen möchte, ob die richtige, ist der Verf. vielleicht durch jenen ganzen Plan genöthigt, die Erklärungen anderer Ausleger oft gar sehr lakonisch abzuferstigen, während seine eigene Erklärung, vielleicht auch in Folge des ganzen Plans, gar oft ebenfalls ohne allen weiteren Grund, also mehr oder weniger unbegründet da steht. Allerdings ist gewiß oft nach dem richtigen Tacte des Verf. und seinem Geiste überhaupt, der, wie Ref. gern gesteht, durch Alles hindurch leuchtet, das Richtige gesehen, aber Ref. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Hn Verf. bey der Fortsetzung des exegetischen Handbuches gefallen möchte, doch etwas ausführlicher zu Werke zu gehen, damit nicht allein der Anfänger, sondern auch die Wissenschaft von einem so ausgezeichneten Bearbeiter gefördert werde.

In der vorausgeschickten Einleitung handelt der Verf. zuerst von den gewöhnlichen historischen Vorfragen über Ort und Zeit der Abfassung, so wie über die Röm. Gemeinde, worüber seine

Anstehen aus seiner Einleitung hinreichend bekannt sind. Sehr richtig wird gewiß über die Veranlassungen des Briefes geurtheilt; nur über den Zweck, wenigstens die Ausführung des Hauptgedankens, können wir dem Verf. nicht bestimmen. Nach ihm soll Paulus seine Hauptlehre von dem allein seligmachenden Glauben nicht, wie im Br. an d. Gal., im Gegensatze gegen jüdenchristliche Irrungen, sondern bloß im Gegensatze gegen das Judenthum vortragen. Das Erstere ist wahr, aber das Zweyte muß allgemein dahin bestimmt werden, daß er die Nothwendigkeit und das Heil des Christenthums gleicherweise gegen das Heidenthum, wie das Judenthum erweist, wie ja dann auch der Vf. in der Inhaltsangabe selbst darlegt, obgleich Paulus allerdings nachher sich vorzüglich, ja allein mit dem Judenthume beschäftigt. Dagegen ist die Angabe des Hauptinhalts gewiß sehr scharf und bezeichnend, nur möchten wir nicht C. VI — VIII. 'von den sittlichen Wirkungen der Rechtfertigung' überschreiben. Es ist wahr, es ist in diesem Abschnitte meistens von der Sittlichkeit der Christen die Rede, aber theils sind es doch jedesmahl ganz eigends motivierte Gedankenmassen, in denen jenes Allgemeiner, wie durch einen speciellen Gedanken hervor gerufen, auch immer in besonderer Beziehung verhandelt wird, theils läßt sich gar nicht Alles dahin ziehen, wie z. B. C. VII, B. 7 — 23. Gehen wir nun zur Erklärung selbst über, so thut Ref. wohl nur etwas ganz Natürliches, wenn er vorzugsweise auf solche Stellen eingeht, die er selbst anders erklärt hat, und in welchen Hr Dr de Wette mit mehr oder weniger Angabe von Gründen gegen und mehr oder weniger ausdrücklicher Rücksicht auf die Erklärung des Ref. verfahren ist. C. 7, soll  $\chi\lambda\eta\tau\delta\varsigma$  I, 1.

bedeuten, daß V. eben so gut als die Probe be-  
 rufen sey, aber dazu war ja in Rom gar keine  
 Veranlassung. — E. 34 wird *ὁ πᾶντος* III,  
 9. wieder erklärt 'ganz und gar nicht', Ref. er-  
 klärt: 'nicht in allen Stücken'. Der Verf. gebe  
 selbst zu, daß seine Erklärung 'nicht die natür-  
 liche sey, weil (wie Ref. behauptet) *πᾶντος* *ὁ*  
 stehen müßte', und daß die andere Erklärung  
 allerdings die leichtere sey. Er meint, aber nun,  
 diese natürliche und leichtere Erklärung sey un-  
 passend, weil der Apostel im Folgenden gar nicht  
 einschränkend spreche, sondern jeden Vorzug läug-  
 ne. Aber hier steht der Verf. doch wohl nicht  
 richtig. Nach der ganzen Argumentation unter-  
 scheidet der Apostel zwischen dem äußeren, gleich-  
 sam historischen Verhältnisse der Juden zum Chris-  
 tenthume, was der Verf. den Vortheil der reli-  
 giösen Erziehung nennt, und ihrem ethischen  
 Verhältnisse zu demselben. In Bezug auf das  
 Erstere räumt der Apostel III, 1. einen Vorzug  
 ein. Mit III, 9 ff. geht er zu dem ethischen  
 Verhältnisse über. Indem er nun da fragt, ha-  
 ben wir einen Vorzug? kann er ja recht gut je-  
 nes zwiefache Verhältniß wieder ins Auge fassen,  
 und, seiner eigenen Argumentation getreu, in-  
 dem er sagt: 'nicht in allen Stücken (jenen äuße-  
 ren wohl)' nur seine frühere Behauptung wie-  
 derholen. In *ὁ πᾶντος* ist dann zugleich die  
 andere Seite: ihr ethisches Verhältniß mit an-  
 gedeutet, und der Vorzug darin abgeleugnet, und  
 das beweist dann der Apostel in dem Folgenden.  
 Die Erklärung des Verfs aber: 'der Vorzug, den  
 er V. 1. zugegeben, ist von ganz anderer Art,  
 und gehört nicht hierher' — ist doch nur eine  
 Behauptung ohne allen Grund, und bey seiner  
 folgenden Behauptung: 'Hieße *ὁ πᾶντος* 'nicht  
 in allen Stücken', so müßte ein beschränkter Vor-

zug auch in stichtlicher Hinsicht zugegeben werden", sieht man wieder nicht ein, wie das folgen solle. Dies sind nur Behauptungen, aber keine Gründe nach der Argumentation des Apostels, und obige Darstellung erledigt sie doch wohl. S. 58.: fragen wir zu der Bemerkung des Verfs zu V, 14. 'verwickelt sich auch nicht durch einen Gegensatz gegen die herrschende Lehre (Röln.)' nur: war denn das Sterben durch eigene Schuld nicht ein Gegensatz gegen die herrschende Lehre? Und liegt denn nicht der Hauptpunct des Vergleiches darin, daß durch Adam (nicht bloß vermittelnd, sondern als absolute Ursache) der Tod gekommen ist, durch Christum das Leben? wie es vom Ref. weiter entwickelt ist. Auch hier erkennt Ref. nur eine kurze Behauptung von Seiten des Verfs an. S. 79. entscheidet der Verf. die Frage, wie  $\delta \nu\omicron\mu\omicron\varsigma \epsilon\nu \tau\omicron\iota\varsigma \mu\epsilon\lambda\epsilon\sigma\iota\nu$  von dem  $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma \tau. \alpha\mu\alpha\rho\tau\iota\alpha\varsigma$  verschieden sey, so: 'das erste ist der Hang zur Sünde, der sich in der Bestimmbarkeit des Willens durch die Sinnlichkeit äußert, das zweyte die Sünde in ihrer Vollendung, der sündhafte Entschluß.' Ref. hat so erklärt: 'das erste seyen die Forderungen der Sinnlichkeit, in sofern sie sich in den angegebenen Fällen als körperliche Lüste äußern, der  $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma \alpha\mu\alpha\rho\tau\iota\alpha\varsigma$  dagegen die Sinnlichkeit selbst, als Princip', und bemerkt nun gegen den Verf.: kann denn wohl die Sünde in ihrer Vollendung, der sündhafte Entschluß, d. h. doch nur die einzelne That, ein  $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma$  genannt werden? Der  $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma$  ist ja immer eine Anlage, etwas Ruhendes, das einzelne Thaten hervor ruft, der sündhafte Entschluß aber jedesmahl etwas sich neu Gestaltendes. Und wenn der würdige Vf. sagt: 'nur so erhält das  $\alpha\iota\chi\mu.$  eine Bedeutung, und findet ein Fortschritt der Gedanken statt', so

werden sich wohl nur Anfänger durch solche Behauptung blenden lassen. Nach der Erklärung des Ref. kann allerdings die Summe der einzelnen Regungen wieder, in sofern sie gleichsam nur die äußere Erscheinung der Anlage, des Princip's ist, was sie bedingt, ein *ρῑαος* seyn, und diese Regungen nehmen den Menschen gefangen unter den Dienst des Princip's, von dem sie selbst ausgehen. Ist so nicht auch Fortschritt, Bedeutung des *αἰχμ.* und die Unmöglichkeit der Erklärung des Vers's vermieden? S. 90. wird die Erklärung des Ref. von der *πλoιc* VIII, 20. von der ganzen Schöpfung, vernunftlos und vernünftig, nicht gebilligt, weil Sünde und Glauben und das Gericht über die Ungläubigen nicht erwähnt seyen. Ref. gibt zu, daß dieser Grund Beachtung verdient, vermißt aber die Durchsührung. Bey der schweren Frage von der Prädestination C. IX — XI. tadelt der Vers. den Ref., daß er es zu streng mit Paulus nehme. Aber auch der Vers. entschuldigt durchaus nur den Apostel; dessen er doch am Ende gar nicht bedarf, und was er dem Ref. zu bedenken gibt, hat dieser bereits selbst gesagt. Will aber der Vers. in Allem, was er sagt, etwa irgend wie eine Rechtfertigung der Prädestinationslehre gegeben haben, so hat Ref. diese nicht gefunden, und verwirft auch, mit der Kirche, jenes Dogma gänzlich, und der Vers. hat doch wohl auch die Gegensätze unversmittelt gelassen. Ueber die schwierige Stelle IX, 5. will der Vers. S. 102. nicht entscheiden, er argumentiert nur gegen einzelne Gründe. S. 17. wird *ἀποκαλύπτει* I, 18. genommen als Offenbarung: *ideal: real* im Evang. und in der dadurch verkündigten und herbeigeführten neuen Ordnung der Dinge; aber darin offenbarte sich ja vielmehr

die Gnade, und nicht der Zorn Gottes, S. 22. wird διχαίωσα I, 32. wieder von einem Naturgesetze erklärt ('Usteri, gegen ihn vergeblich Köln.'), aber διχαίωσα heißt doch nur Dei decretum, wie es dann II, 26. erscheint. In wiefern aber in II, 14. ein Grund für die Ansicht Usteri's liegt, so daß der Verf. sagen dürfe: 'Es ist also doch von einem Naturgesetze die Rede', sieht Ref. nicht ein. S. 23. wird die Erklärung des Ref., der die Schwierigkeit II, 6 ff., daß Paulus sonst alles dem Glauben, hier alles den Werken zuschreibt, so löset, daß die Sittlichkeit erst aus dem Glauben komme, verworfen, und behauptet, der Ap. spreche hier nicht vom christl. Standpunkte aus. Spricht aber der Ap. wohl jemals anders, als von seinem christl. Standpunkte aus? Nach der Ansicht des Verfs müßte Paulus, wenn der Glaube nicht mit Tholud und dem Ref. zur Abfung genommen wird, etwa sagen: den einen, so weit ihre Tugend zureicht, aber diese reicht freylich nicht zu, und muß erst durch den Glauben vollendet werden. Aber davon sagt der Ap. nichts, sondern er schreibt den guten Werken gleich τὴν δόξαν zu, was der Verf. selbst von der Seligkeit erklärt, folglich bleibt bey der Erstl. des Verfs der Widerspruch. Dazu kommt aber, wie schon bemerkt, daß P. nur von dem christl. Standpunkte aus spricht: er braucht wohl, wenn er gegen die Juden argumentiert, ihre Verweise, aber hier ist es wirklicher Lehrsatz. S. 25. wird zu II, 14. bemerkt: 'der angeblich zur Brstättigung von B. 13. dienende Gedanke, daß auch die Heiden das Gesetz erfüllen und gerechtfertigt werden könnten (Köln.), liegt nicht in B. 14.' Aber der Hr Verf. müßte doch erst die Gesetze der griechischen Syntax umstoßen, ehe er jens

Bedeutsamkeit des *ótav* wird entkräften können, und ist am Ende mit sich selbst in offenem Widerspruche, da er S. 26. die vom Ref. gegebene (vorher erst bestrittene) Erklärung mit klaren Worten selbst so hinstellt: 'Der Apostel sieht voraus, daß die Heiden wirklich das Gesetz thun können (*ótav* c. conj. praes. von einem Falle, der eintreten kann, Winer S. 255), und scheint so weit seiner Lehre von der Unerfüllbarkeit des Gesetzes und der Strafbarkeit aller Menschen zu widersprechen' — und seine Lösung der Schwierigkeit stimmt ja durchaus mit der von dem Ref. gegebenen zusammen. Etwas genauer hätte darum der Hr Verf. die von anderen gegebenen Erklärungen doch wohl würdigen sollen. Doch hat Ref. überhaupt in der Erklärung des Verfassers das eigene Schicksal, daß gar oft seine Erklärung ausdrücklich, und nicht immer sehr zart gemißbilligt wird, während am Ende der Hr Verf. durchaus nur dieselbe Erklärung gibt, und so wird es wohl verzeihlich seyn, wenn Ref. obigen Wunsch einer größeren Genauigkeit und Gründlichkeit nicht unterdrückte, so wie andererseits einige Beispiele der Art anführt. S. 8. wird κατὰ πνεῦμα ἀγιασµόνος I, 4 erklärt: 'Ist hier nur die geistige Seite des Lebens Jesu, jedoch mit dem Merkmale der Heiligkeit, theils als ruhender Eigenschaft, theils als daraus hervorgehender wirksamer Kraft bezeichnet werden.' — Dann S. 9. bemerkt, 'Köllner erklärt nicht richtig: 'das rein Geistige, seine höhere geistige Natur, die als eine heilige geschildert wird.' Was ist nun da für ein Unterschied? Was der Verf. vom Ruhen der Eigenschaft u. s. w. hinzusetzt, versteht sich ja von selbst. Noch auffallender ist es bey der Erklärung von δικαιοσύνη θεοῦ I,

17. Ref. hat erklärt: 'die Gerechtigkeit vor Gott, d. h. ein solcher Zustand des Menschen —, nach welchem er das göttliche Gesetz erfüllt, und so das Wohlgefallen Gottes hat.' Der Verf.: 'der vollkommene sittliche Zustand des Menschen, Angemessenheit seines Handelns zum menschlichen und göttlichen Gesetze, Freiheit von Tadel und Schuld.' Wir fragen nur, ist das der Sache nach nicht dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Erklärung des Ref. mehr an den griech. Ausdruck, so wie an den Ideenreus des Apostels anschließt? Und wie vermochte der würdige Hr Vf. die Erklärung des Ref. so abzufertigen: 'Köllner verwirrt den Begriff mehr, als daß er ihn aufklärt' — ? Ref. dürfte ja ihm das zurück geben, da, wie jeder Sachkundige einsieht, der Vf. dieselbe Erklärung hat. Aber Ref. könnte auch noch mehr, er könnte, wenn hier der Ort dazu wäre, dem Hrn Vf. zeigen, daß er sich in seiner Fassung jenes wichtigen Begriffes gar nicht treu bleibt, und außerdem S. 15. die Begriffe von Rechtfertigung und Gerechtigkeit vor Gott, sowohl nach dem Paulin. Lehrbegriffe, als nach der Lehre der Kirche durchaus verwechselt. Ähnliche Stellen sind S. 20. über *ἐν ταῖς ἐκτιμώμαις* I, 24. — S. 76. über den Gegensatz zu *μὲν* VII, 13 u. s. w. So kann Ref. auch nicht einräumen, daß der Hr Verf., wie er in dem Vorworte ausgesprochen, für die Kritik des Textes das Nöthige gethan habe. Der Hr Verf. gibt in der Regel die Auctoritäten für oder wider gar nicht an, sondern meist nur die Bemerkung: die Auctoritäten seyen dafür, oder dawider, und selten auch nur innere Gründe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

5. Stück.

Den 9. Januar 1837.

---

Leipzig.

**Beschluß der Anzeige: Kurze Erklärung des  
Briefes an die Römer.**

Daß nun für die Sache selbst dadurch nichts gewonnen wird, liegt am Tage: nur mit der Bestimmung für den ersten Anfang und eine cursorische Lectüre mag es zweckdienlich seyn. Aber, so wie Ref. gern ausspricht, daß so Manches, was in der Erklärung des Verfassers theils ungenügend, theils, wie das oft so apodictische Abfertigen anderer Erklärungen, mißfällig erscheinen muß, gewiß nur seinen Grund in der Anlage des ganzen Buchs hat, so hebt er auch gern einige Stellen hervor, in denen der Geist des Bfs sich bewährt, und uns angedeutet wird, was derselbe bey einer größeren Ausführlichkeit und wirklich wissenschaftlicher Abwägung der streitigen Punkte leisten würde. Es gehören dahin die Erörterungen S. 9. 10. vom Sohne Gottes, über die *πρωτος*

[4]

§. 23, über ἐν ᾧ II, 1, wo der Vf. das Rechte trifft, freylich ohne Angabe des Grundes, der hier auch zuerst vom Dr. Frisbe in seinem Commentar gegeben ist; über ἀγρόων II, 4; §. 27, über μεταξὺ II, 15; §. 36, III, 20. über die Paulin. Vorstellung; über das ἱλαστήριον III, 25; so regt der Verf. auch Wichtiges an §. 38, 'Welcher ursachliche Zusammenhang zwischen Jesu Tod und der Erlösung von Sünde statt finde?' — §. 57 über das Ursachverhältniß der Sünde und des Todes mit dem Falle Adams; beachtenswerth ist die Erörterung §. 83 zu ἐν ὁμοιώματι σαρκὸς ἀμαρτίας VIII, 3. u. f. w.

Besonders billigt aber Ref. die dogmatische Behandlungsweise der Lehrsätze in dem wichtigen Briefe. Der durchgehende Character der Exegese ist hier dogmatisch = freye Beweglichkeit, doch auf wirklich biblischem Grunde, und dem Geiste des Vfs gemäß. Ref. kann nur, wie er auch sonst die dogmatischen Leistungen des würdigen Vfs hoch verehrt, sich der gegebenen Ansicht sehr befreundet erklären. Möchte der Hr Verf., da Alles, was von ihm kommt, bey seiner gesunden theologischen Ansicht, stets zu den besseren Erscheinungen der Zeit gehören wird, für die Fortsetzung des exegetischen Handbuchs den Wunsch nach größerer Gründlichkeit und Ausführlichkeit nicht unbeachtet lassen.

Köllner.

### B a s e l.

In der Schweighäuser'schen Buchhandlung, 1835:  
Tacitus' Germania. Text, Uebersetzung,  
Erläuterung. Von Fr. Dor. Gerlach und  
Wilh. Wackernagel. Erste Abtheilung.  
Text. Ad optimorum codicum fidem emen-

davit notis criticis et varietate lectionis selecta instruxit Fr. Dor. Gerlach. XVIII und 30 Seiten in 8.

Die ursprüngliche Absicht des um die Critik und Auslegung der Salustischen Werke bereits höchst verdienten Herausg. ging bey der critischen Bearbeitung der Tacitischen Germania bloß auf eine Wiederholung der bekannten Ausgabe von Passow. Da aber von Passow's Nachfolgern noch Manches aus ältern und bessern Quellen zur festern Begründung des Textes gewonnen worden ist, und auch das eigene tiefere Eindringen in die Grundlage der Critik dem besonnenen Herausg. bey'm Fortgange der Arbeit manche neue Einsicht verschaffte, und manchen neuen Zweifel erregte, so entschloß er sich zu einer eigenen Text-Recognition, der er die glaubwürdigsten Urkunden als Basis unterlegte, und nur wenige offenbar verdorbene Stellen aus eigenen Mitteln zu verbessern suchte. Durch ganz besondere literarische Verbindungen gelang es ihm, sich Excerpte aus den größtentheils unbenutzten Italischen Handschriften (in Neapel, Rom, Florenz und Venedig) zu verschaffen, welche der Prof. Maßmann aus München für seine eigene Bearbeitung der Germania mit einem vollständigen critischen Apparate, der nächstens im Drucke erscheinen wird, sorgfältig verglichen hatte. Bisher waren nur acht Handschriften der Germania bekannt; durch Maßmann's Bemühungen ist aber jetzt diese Zahl verdoppelt worden, und wird sich gewiß bey wiederholten Nachforschungen, besonders in England und Deutschland, noch bedeutend vermehren. Unter allen Urkunden der Germania ist der Münchener Codex der älteste, in dem er nach dem Urtheile der Kenner aus dem 10. Jahrhunderte stammt; die übrigen hingegen

sind fast sämmtlich fünf Jahrhunderte jünger. Eine genaue Charakteristik derselben und eine Würdigung der neuesten Leistungen auf diesem vielbetretenen Felde der Germania liefert die lehrreiche Vorrede, welche in der Form einer an den Hrn Hofrath Dissen gerichteten Epistel dem Leser auch noch den Vortheil gewährt, den Hrn Prof. Gerlach als einen ausgezeichneten und dankbaren Schüler des würdigsten Lehrers kennen zu lernen, der seinen Studien zuerst durch gründlichen Unterricht und kräftige Aufmunterung diejenige Richtung verlieh, die er zeither mit so vielem Glücke verfolgt hat.

Auf vorliegende critische Ausgabe des Textes wird nun zunächst eine deutsche Uebersetzung folgen, begleitet mit Anmerkungen, welche besonders den reichhaltigen historischen Theil der Schrift aufklären sollen. Alles aber, was sich auf das geistige Leben, auf die Sitten und Gebräuche, auf die Geseze, religiöse Bildung und Staatseinrichtungen unserer Vorfahren bezieht, verspricht der Herausg. in einzelnen Abhandlungen ausführlich und zusammenhängend zu entwickeln, so daß selbst die systematische Ordnung, in welcher die einzelnen Gegenstände vorgeführt werden sollen, viel zur Beseitigung der Streitigkeiten beitragen werden, welche durch die einseitige Ansicht einzelner und hier und da zerstreuter Stellen entstanden sind. In dieser vaterländischen Rolle wird dann Wadernagel auftreten, von dem wir als von einem anerkannten Protagonisten dieses Faches nur Vortreffliches zu erwarten haben. Weit entfernt, daß nach den vielen, zum Theil sehr scharfsinnigen und geistreichen, Erörterungen über das Germanische Alterthum, wie es Tacitus darstellt, diese wichtige Quelle der Forschung bereits erschöpft seyn sollte, oder daß

es, wie ein neuerer Bearbeiter geurtheilt hat, gar schwer sey, noch etwas Neues darüber zu sagen, glauben wir vielmehr, daß man auf dem jetzigen Standpuncte der Sprachforschung, und bey den jetzigen Fortschritten der historischen Kritik, der Quellenstudien und der Völkertunde, überhaupt noch von vielen Seiten den Germanischen Antiquitäten neues Licht zuwenden könne, wenn man nur die dazu nöthigen Kenntnisse besitzt, um diese neuen Seiten zu entdecken, und dann auch eine glückliche Combinationsgabe mitbringt und diese nicht etwa an lustigen Hypothesen vergeudet, sondern sie überall an die Wahrheit anzuknüpfen sucht. Eine strenge Prüfung der Quellen und eine besonnene Auswahl aus der vorhandenen Masse der Forschungen ist hier um so nothwendiger, da bereits Vieles, was durch die häufige Wiederholung in einer wissenschaftlichen Sprache in Umlauf gekommen ist, auf nichts Anderem beruht, als auf einer heillosen Vermischung aller Sprachen und Mythologien ohne Sonderung der verschiedenen Völkersämme und Berücksichtigung geschichtlicher Umstände. Obgleich wir nicht wissen, was für Quellen Tacitus in seiner Germania gefolgt ist (Cäsar, Livius und Plinius konnte er vor Augen haben, Cäsar führt er auch einmal an, aber als eigentliche Quelle können wir keinen dieser Schriftsteller feststellen), so wird doch seine Schrift für immer der Mittelpunct bleiben, von dem jede Untersuchung über den frühesten Zustand unserer Nation ausgehen, und auf den jede sonstige Nachricht zurück geführt werden muß. In Vergleich mit ihr haben alle übrigen Urkunden nur einen relativen Werth, und sind von jeher einem vielseitigen Mißbrauche ausgesetzt gewesen. Bey der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Sprache der

alten Bewohner Deutschlands mußte indeß selbst einem Tacitus und seinen Vorgängern noch Vieles entgehen, oder als Veranlassung zu Mißgriffen dienen, die bey den vielen Namen und bey der großen Verschiedenheit der Sitten, Religion und Staats Einrichtungen einem Römer fast unvermeidlich waren, besonders einem solchen, welcher das Volk, was er beschreibt, nie selbst in der Nähe beobachtete, sondern nur aus Schriften anderer Römer (Griechische Autoren über Deutschland sind noch weit unzuverlässiger) und vielleicht auch aus mündlichen Nachrichten seiner Zeitgenossen kannte. Und wie schwer ist es, unter solchen Umständen nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, die innere Wahrheit irgend einer Aussage zu begründen, oder verdächtig zu machen, namentlich mit Hülfe solcher Urkunden, die aus einer Zeit stammen, wo der überwiegende Einfluß neuer Elemente, des Christenthums, des Rechts und neuer Regierungsformen eine gänzliche Umwandlung herbey geführt hatte! Ein hoher Grad von historischer Critik ist aber überall bey ihm sichtbar, indem er die einzelnen Angaben, die er in schriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung vorfand, unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte zu bringen sucht. Dadurch hat freylich auch Manches wieder bey ihm den Schein von Allgemeinheit gewonnen, was bey genauerer Prüfung nur individuell und Ausnahme seyn kann. Um uns hierüber in Gewißheit zu setzen, bedürfen wir noch andere Hülfsmittel, woraus sich die schriftlichen Nachrichten ergänzen lassen, und die zum richtigen Verständniß derselben ungemein viel beytragen. Vor allen Dingen gibt hier die Sprache in sehr vielen und wichtigen Puncten die sicherste und befriedigendste Auskunft, wo wir uns von allen anderen Seiten verlassen sehen.

Bei der historischen Benutzung derselben gelten die Wörter und grammatischen Formen dem Forscher als bloße Thatsachen, bey denen es ihm zur Pflicht gemacht wird, sich nicht aus einem gewissen, durch geschichtliche Verhältnisse begränzten Kreise zu entfernen. Beobachtet er diese Gränzen nicht genau, so läuft er Gefahr, sich auf einem höchst unsicheren Felde in ein unendliches Chaos von etymologischen Spitzfindigkeiten zu verlieren, aus dem keine Rettung möglich ist. Leicht läßt man sich durch eine gewisse Aehnlichkeit in dem Bane und den Bestandtheilen der Sprachen zu der Annahme einer unmittelbaren Abstammung der einen aus der andern verleiten, da doch die allgemeinen Grundanlagen der menschlichen Seele, oder auch die Nachahmung des Eindrucks, den ein sinnlicher Gegenstand auf das Gehör oder die Empfindung macht, überall zu jener Aehnlichkeit führen müssen, die durchaus innerlich bedingt ist, und die durch äußere Einflüsse nur verschieden modificiert werden. Daher können nur sichere Analogien und übereinstimmende Beispiele und eine gewisse Gesetzmäßigkeit in den Formen und Wortbildungen einen vollgültigen historischen Beweis abgeben, wie dieser z. B. in den Germanischen Sprachen vorliegt, die sich auch noch durch andere Verhältnisse als verwandt und zusammen gehörig anerkennen.

S. 5. B.

L e i p z i g.

Karl August Böttiger, eine biographische Skizze von dessen Sohne, Dr. A. W. Böttiger, Hofrath und Prof. der Gesch. zu Erlangen u. 1837. 8. 140 S. (bey Brockhaus). Gewiß

wird mit der Erscheinung dieser Schrift ein Wunsch erfüllt. Der ganze Werth des Mannes, dem sie gewidmet ist, wird erst nach seinem Tode fühlbar durch die große Lücke, die in dem Kreise unserer Literatur entstand, und nicht so leicht wieder wird ausgefüllt werden. Denn wo wäre der Mann, der mit einer so vielseitigen Bildung, mit einer solchen Empfänglichkeit für alles Große und Schöne in der Kunst und Literatur, noch eine solche Thätigkeit in der Mittheilung seiner Ansichten und Kenntnisse verbande? Wir finden ihn hier in seiner vielfachen Wirksamkeit im früheren und späteren Alter dargestellt, wie man es aus der Feder des Sohnes erwarten durfte, mit der dem Vater schuldigen Pietät, aber ohne Lobpreisungen, die nur den Verdacht der Parteylichkeit würden erregt haben. Die Leser werden keinen Auszug aus einer Schrift erwarten, die von den zahlreichen Freunden des Verewigten, zu denen auch der Verfasser dieser Anzeige gehörte, nicht ungelesen bleiben wird. Sie gewährt ein hohes Interesse, freylich zunächst in Beziehung auf den Mann, den sie betrifft, aber auch auf andere Verhältnisse in unserer Literatur, wie es wohl nicht anders seyn konnte bey einem Gelehrten, der wohl die mannigfaltigsten und ausgebreitetsten literarischen Verbindungen hatte. Wir halten es daher für überflüssig, mehr zu sagen, zumal da sie uns noch eine ausführliche Biographie aus der Feder des Verfs erwarten läßt, der wir mit Begierde entgegen sehen. Das vorgelesene Bild ruft das Andenken des Verewigten auf das lebhafteste ins Gedächtniß zurück.

On.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. 7. Stück.

Den 12. Januar 1837.

---

Göttingen.

Noch vor dem Schlusse des verfloßenen Jahrs, am 19. December, entschlief nach längerem äußeren Leiden der Inspector unsers Botanischen Gartens, Herr Abraham Fischer, im zwey- undfunfzigjährigen Alter. Wir glauben nur eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, indem wir durch diese Zeilen das Andenken eines Mannes ehren, der, ohne Anspruch auf literarischen Ruhm, nur seinem Berufe lebend, das einst von Haller gegründete Institut, an dem er mit warmer Liebe hing, unter der Direction des verewigten Schrader, der ihm nur einige Wochen im Tode voran ging, durch seine unermüdete Thätigkeit zu seiner jetzigen Höhe erheben half, auf der es, wenn gleich an Umfang und äußerem Glanze vielleicht von anderen übertroffen, doch in wissenschaftlicher Rücksicht, nach dem Urtheile der Kenner, den Vergleich mit keinem anderen zu scheuen braucht. Sanft ruhe seine Asche!

[6]

## E b e n d a s e l b s t.

Die Vorlesung, welche der Hofrath Hausmann in der Versammlung der Kön. Societät der Wissenschaften am 24. December v. J. hielt, handelte: de usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas. Wir theilen im folgenden das Wesentlichste von ihrem Inhalte mit.

Zwey Mittel gibt es, welche vor Allem dazu geeignet sind, sichere Fortschritte in der Geologie zu bewirken, und sie zu bewahren, daß sie sich nicht in leeren Hypothesen verliere. Daß eine derselben besteht in der genauen Beobachtung der Veränderungen, die noch jezt unter unseren Augen mit der Erdoberfläche vorgehen; daß andere in der sorgfältigen Benützung der Erfahrungen, welche uns durch Kunst eingeleitete Processe darbieten. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des ersteren dieser Mittel rief die Preisfrage der Kön. Societät hervor, welche in dem classischen Werke des Herrn von Hoff, 'über die durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche', eine so genügende Beantwortung gefunden. Der Wunsch, durch den Gebrauch des zweyten jener Hülfsmittel einige Beyträge zur Erklärung geologischer Erscheinungen zu liefern, hat die Bemerkungen veranlaßt, welche von dem Hofrath Hausmann bereits vor zwanzig Jahren der Kön. Societät vorgelegt wurden (Gött. gel. Anz. von 1816. 50. St.), so wie die weitere Ausführung derselben, welche den Gegenstand dieser Abhandlung ausmacht.

Die Ansichten in der Geologie haben in neuerer Zeit große Veränderungen erlitten, aber unstreitig durch die Benützung der großen Fortschritte der Physik und Chemie eine festere Grund-

sage gewonnen, als ihnen früher zu Theil werden konnte, wiewohl es eben so kurzichtig als vermessen seyn würde, die geologischen Theorien, welche sich gegenwärtig den größten Beyfall erworben haben, für unverbesserlich, und ihre Begründung für so sicher zu halten, als die mathematischen Theorien, die sich einer mathematischen Stütze erfreuen. Eine besonders große Veränderung ist mit den geologischen Ansichten dadurch vorgegangen, daß das Reich des Neptuns, welches sich durch Werner, zumal in Deutschland, weit ausgebreitet hatte, sehr an Macht verloren hat; wogegen die Herrschaft des Plato, welche eine Zeitlang durch die große Ausdehnung des Wasserreichs schwankend zu werden schien, nicht allein ihre frühere Stärke wieder erlangt, sondern noch größere Macht als vormals gewonnen hat. Je ausgebehnter der Einfluß ist, den man gegenwärtig dem Feuer bey der Bildung und Umbildung unseres Erdkörpers zuschreibt, um so wichtiger muß es erscheinen, seine Wege genau zu verfolgen, und die Art und Weise zu erforschen, wie es verändernd auf andere Dinge einwirkt. Dazu gewährt die Metallurgie ein sehr vorzügliches Mittel, indem die Proceße, welche in den Schmelzöfen vorgehen, von Allem was das Feuer unter der Leitung der Kunst bewirkt, die größten und mannigfaltigsten Erscheinungen darbieten.

Unter den großen neuesten Entdeckungen der Chemie dürfte kaum eine von größerer Wichtigkeit für die Geologie seyn, als die Auffindung der metallischen Grundlagen der Erden und Alkalien; und eben der große Naturforscher, dessen Name ganz besonders an jene Entdeckung geknüpft ist, Humphry Davy, hat auch nicht unterlassen, eine glückliche Anwendung davon auf

die Theorie der vulcanischen Phänomene zu machen. Er bemerkte, daß wenn man sich die Metalle der Erden und Alkalien, von denen das Kalium bekanntlich die Eigenschaft besitzt, mit Wasser sich augenblicklich zu entzünden, in Verbindung mit den eigentlichen Metallen in großen Massen unter der Erdrinde vorhanden denke, und einen Zutritt von Luft und Wasser annehme, die Wirkungen des unterirdischen Feuers und die Bildung lavaartiger Steinmassen erklärlich seyen. Diese Annahme, welcher auch andere ausgezeichnete Naturforscher ihren Beyfall gegeben haben, läßt sich auf die Bildung des ganzen Theils der Erdrinde übertragen, der aus Massen zusammenge setzt ist, denen man gegenwärtig gewiß mit vollem Rechte einen feurigen Ursprung zuschreibt. Diesem gemäß erscheint die Entstehung der sogenannten Plutonischen und Vulcanischen Massen der Erdrinde als das Resultat eines um den ganzen Erdkern verbreiteten, im Allgemeinen von Außen nach Innen fortschreitenden Drydationsprocesses.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die genauere Erdörterung dieser Theorie für die Geologie von größter Wichtigkeit ist, weil sie die Grundlage aller übrigen geologischen Ansichten und Erklärungen bildet, und den Proceß der Erde betrifft, der nicht allein auf die allmähliche Umformung ihrer Oberfläche, sondern auch auf mannigfaltige andere Verhältnisse den größten Einfluß gehabt hat und fortdauernd ausübt. Wenn man jene Theorie annimmt, so muß man als Bestandtheile der ursprünglichen Masse des Erdkörpers nicht bloß die eigentlichen Metalle und die Metalle der Erden und Alkalien, sondern auch so genannte Metalloide, namentlich Schwefel, Kohlenstoff, Chlor, Fluor annehmen,

deren Reactionen auf die metallischen Substanzen bey dem großen Umbildungsprocesse gewiß nicht ohne Einfluß waren. Es redet für die erwähnte Theorie sehr, daß die oxydierten Substanzen des unter dem Einflusse des Feuers gebildeten Theils der Erdrinde hauptsächlich solche sind, deren Grundlagen die größte Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen, vorzüglich Erden und Alkalien; wogegen die größere Masse derjenigen Stoffe, denen eine weniger nahe Verwandtschaft zum Sauerstoff eigen ist, namentlich die größere Anzahl der eigentlichen Metalle und zumal die sogenannten edlen, theils im regulinischen Zustande, theils mit Metalloiden, vorzüglich mit Schwefel vereinigt vorkommen. Es verdient dabey besonders beachtet zu werden, daß unter jenen oxydierten Substanzen manche sich befinden, deren Metalle die Eigenschaft besitzen, dem Wasser Sauerstoff zu entziehen, welches namentlich auch von dem Eisen und Mangan gilt, deren Oxyde zu den Substanzen gehören, die neben mehreren Erden und Alkalien am verbreitetsten in der oxydierten Rinde der Erde sich finden. Es zeigt sich ferner, daß die im nicht oxydierten Zustande in der Erdrinde vorhandenen Substanzen hauptsächlich in mehr und weniger beschränkten, von der allgemeinen oxydierten Hauptmasse gesonderten Räumen und zum Theil unter solchen Verhältnissen vorkommen, daß man anzunehmen berechtigt ist, daß ihre Versetzung in jene Räume sowohl der Zeit, als auch dem Gange nach abweichend von der Bildung der sie umschließenden Hauptmasse war. Dabey darf nicht übersehen werden, daß wenn man das Vorkommen der oxydierten und nicht mit Sauerstoff verbundenen Substanzen der Erdrindemassen einander gegenüber stellt, von den Producten des allgemeinen

Drybationsprocesses diejenigen unterschieden werden müssen, welche späteren, partiellen Umbildungsprocessen zunächst ihre Entstehung verdanken, wohin namentlich viele, besonders auf Erzgängen sich findende Metalloryde und metallische Salze gehören, welche bald durch unmittelbare Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft oder dem Wasser, bald durch Zersetzungen von Verbindungen der Metalle mit Metalloiden hervor gegangen sind und noch hervor gehen.

Wenn man die Gebirgsarten betrachtet, aus denen die größeren unter dem Einflusse des Feuers gebildeten Massen der Erdrinde bestehen, so findet man bey ihrer Mannigfaltigkeit doch keine große Anzahl verschiedener Substanzen, welche in allgemeiner Verbreitung ihre Zusammensetzung bilden. Von größter Bedeutung sind in dieser Hinsicht Kiesel Erde, Thonerde, Talkerde, Kalk, Kali, Natrum, Eisen- und Manganoxyd. Der Quantität nach ist Kiesel Erde bey Weitem vorwaltend; Thonerde folgt zunächst; die übrigen Bestandtheile stehen dagegen im Ganzen weit zurück. Hieraus ergibt sich zugleich, auf welche Weise im Allgemeinen die Masse zusammen gesetzt war, aus welcher die genannten Substanzen durch den großen Drybationsproceß der Erdrinde entstanden.

Vergleicht man die sog. Plutonischen Gebirgsarten mit den Vulcanischen, von denen sich jene entschieden als die früher gebildeten darstellen, so erkennt man in ihrer Zusammensetzung eine Hauptverschiedenheit, welche darin besteht, daß in einem großen Theile der letzteren ein ungleich bedeutenderer Gehalt an Eisenoxyd und ein weit geringerer Gehalt an Kiesel Erde vorhanden ist als in denen, welche die Hauptmasse der ersteren bilden. In den Plutonischen Gebirgsarten zeigt

sich das große Vorkommen der Kiesel-erde nicht allein in dem sehr allgemeinen Vorkommen des Quarzes, sondern auch in der großen Verbreitung der höheren, der Bi- und Trisilicate. In den vulcanischen Gesteinen kommt dagegen der Quarz selten als wesentlicher Gemengtheil vor; neben den höheren Silicaten treten auch einfache, zuweilen in nicht unbedeutender Menge auf, und das Eisen geht in verschiedenen Drydationszuständen nicht allein in größerer Menge in die Verbindung der Silicate ein, sondern zeigt sich auch weit allgemeiner und in weit größerer Menge als in diesen, theils für sich als Dryd-Drydul und Dryd, theils in Verbindung mit Titansäure ausgesondert. Wenn man nun annehmen darf, daß der Drydationsproceß der Erdrinde im Ganzen von Außen nach Innen fortschreitet, daß mithin die später gebildeten Gebirgsarten durch Drydation einer Masse entstanden sind, welche ursprünglich weiter von der Oberfläche entfernt war als die, woraus die früher entstandenen hervorgegangen, so scheint daraus zugleich zu folgen, daß in der Zusammensetzung des ursprünglichen Erdkerns das Eisen von Außen nach Innen zunimmt. Dasselbe würde dann auch von anderen Metallen, die am häufigsten auf Gängen vorkommen, gelten, weil man berechtigt ist, den größten Theil derselben für später gebildet zu halten, als die Gebirgsmassen, worin sie sich befinden. Obige Wahrnehmung würde sich indessen auch mit der Annahme reimen lassen, daß die dem Drydationsproceß unterworfenen Masse des Erdkerns ursprünglich nicht sehr verschieden zusammen gesetzt gewesen, daß aber die leichter oxydierbaren Bestandtheile zuerst besonders in oxydierte Substanzen umgewandelt seyen, und daß der Drydationsproceß die dem Sauerstoffe

weniger nahe verwandten Stoffe in demselben Grade mehr ergriffen habe, je weiter er fortgeschritten. Uebrigens wird, mag man für die eine oder die andere Erklärung stimmen, dadurch einem Einwande gegen die Davy'sche Theorie begegnet, daß nämlich, wenn die Masse des Erdkerns hauptsächlich aus den Grundlagen der Erden und Alkalien zusammen gesetzt sey, solche ein weit geringeres specifisches Gewicht haben würde, als die Untersuchung über die mittlere Dichtigkeit der Erde ergeben haben.

Unter den metallurgischen Processen ist besonders einer, der in gewisser Hinsicht eine Vergleichung mit dem unter der Erdrinde vorgehenden und in dem jetzigen Zeitalter unseres Erdkörpers durch die Erscheinungen der noch thätigen Vulcanen sich kund thnenden Oxydationsprocesses gestattet: der Proceß der Darstellung des geschmeidigen Eisens aus dem Roheisen. Das aus den Eisenminern durch den Reductions- und Schmelzproceß in Hohöfen gewonnene Roheisen enthält das Eisen in Verbindung mit Kohlenstoff, und außerdem in Vereinigung mit geringen Mengen von verschiedenen anderen Metallen, unter welchen Mangan am häufigsten vorkommt, von Basen von Erden, unter denen Silicium am gewöhnlichsten sich findet, und von Metalloiden, unter welchen Schwefel und Phosphor nicht selten angetroffen werden. Um aus diesem Roheisen möglichst reines Eisen zu gewinnen, läßt man es in verschiedenartigen Vorrichtungen einsmelzen, und behandelt das Eingeschmolzene unter Einwirkung von Gebläse oder eines natürlichen Luftstromes auf solche Weise, daß die atmosphärische Luft mit dem Roheisen in möglichste Berührung kommen, und durch seinen Sauerstoffgehalt die Oxydierung und dadurch

die Abscheidung der mit dem Eisen verbundenen, fremdartigen Stoffe bewirken kann. Von diesem entweicht ein Theil, namentlich der Kohlenstoff, in Gasgestalt, wogegen ein anderer Theil verschlackt. Obgleich der Sauerstoff der Luft zunächst mit den Stoffen sich verbindet, welche eine größere Anziehung zu ihm haben als das Eisen, so ist es doch unvermeidlich, daß von diesem in so überwiegender Menge vorhandenen Metall ein Theil zugleich mit oxydiert und in die Schlacke übergeführt wird. Es ist indessen eben so begreiflich, daß das Verhältniß, in welchem die verschiedenartigen Bestandtheile des Roheisens während der Dauer des Processes von dem Sauerstoff ergriffen werden, sich verändert, und daß daher die sich erzeugende Schlacke anfangs einen verhältnißmäßig größeren Antheil von Erden, zumal von Kiesel-erde, aufnimmt als später, wogegen sie vom Eisenoryd-Drydul immer mehr empfängt, je weiter der Proceß fortschreitet. Daß in der Schlacke sich immer mehr anhäufende Eisenoryd-Drydul bleibt nicht ohne Rückwirkung auf den Proceß der Reinigung des Eisens, indem es Sauerstoff an den Kohlenstoff abtritt, wodurch ein Theil des oxydierten Eisens wieder reducirt und mit der übrigen Eisenmasse vereinigt wird. Je mehr diese sich der Reinheit nähert, um so mehr entfernt sie sich von dem flüssigen Zustande; und indem unter angemessenen Manipulationen die Theile des Eisens sich zu einer Masse vereinigen, welche von der während des Processes gebildeten Schlacke mehr oder weniger umgeben ist, geht jene Masse allmählich in den Zustand über, in welchem sie gestattet, durch gehörigen Druck in beliebige Formen gebracht zu werden.

Vergleicht man nun diesen Hergang mit der vorhin bezeichneten Theorie von der Bildung der

sog. Plutonischen und Vulcanischen Gebirgsarten; so ist eine große Analogie nicht zu verkennen. Abweichungen liegen hauptsächlich nur darin, daß in der Masse des Erdkerns, aus welcher jene Gebirgsmassen entstanden sind, eine größere Mannigfaltigkeit von Bestandtheilen, und ein anderes quantitatives Verhältniß angenommen werden muß, als im Roheisen vorhanden zu seyn pflegen, und daß bey der Einleitung und Unterhaltung des großen Umbildungsprocesses des Erdkerns, Wasser ohne Zweifel eine Hauptrolle spielt, wogegen bey dem Eisenfrischproceß der Sauerstoff der Luft es hauptsächlich ist, welcher die Drydation bewirkt. Das über letzteren zuvor Mitgetheilte macht es klar, wie bey der Drydation der Oberfläche des Erdkerns ein Theil der Bestandtheile eine Umänderung erleiden konnte, während ein anderer davor geschützt blieb. Jener Proceß zeigt, daß, obgleich die atmosphärische Luft hauptsächlich nur die Oberfläche der Roheisenmasse berührt, doch die dem Sauerstoffe näher als das Eisen verwandten Stoffe auch im Innern allmählich sich von demselben trennen. Etwas ähnliches wird man auch bey dem an der Oberfläche des Erdkerns vorgehenden Drydationsproceß annehmen dürfen, indem auch hier, wenn dem Sauerstoffe nahe verwandte Stoffe sich mit ihm verbinden und dadurch von den nicht oxydierten Stoffen getrennt werden, ein Ersatz derselben aus der darunter befindlichen Masse erfolgt. Die Schlackenbildung bey dem Eisenfrischproceß lehrt, daß aus derselben Masse zu verschiedenen Zeiten Schlacken von ganz verschiedener Zusammensetzung entstehen können. Indem sie aus einer Masse hervor gehen, welche mehrere auf verschiedenen Stufen der Verwandtschaft zum Sauerstoffe stehende Bestandtheile enthält, so fin-

den sich in der früher gebildeten Schlacke die Dryde, deren Basen dem Sauerstoffe näher verwandt sind; in größerer Menge, als in den später erzeugten. Ein ähnliches Verhältniß ergibt sich, wie früher bereits erwähnt worden, aus einer Vergleichung der Plutonischen und Vulcanischen Gebirgsarten. Man kann sich also ihre successive Entstehung vorstellen, ohne genöthigt zu seyn, eine große Ungleichheit in der Vertheilung der in dem Erdkerne enthaltenen Stoffe anzunehmen. Die Analogie läßt sich aber noch weiter verfolgen; denn selbst in der Zusammensetzung der bey dem Eisendarstellungsprocesse entstehenden Schlacken findet sich eine große Aehnlichkeit mit der Natur mancher Vulcanischer Gesteine, die nicht allein in dem bedeutenden Eisengehalte, sondern besonders auch in einem gewissen Silicate liegt, welches für jene eigenthümlich, und dessen Repräsentant ein sehr gewöhnlicher Begleiter Basaltischer Gesteine ist. Die Schlacken, welche in der ersten Periode des Eisenfrischprocesses sich erzeugen, die so genannten Rohschlacken, bestehen hauptsächlich aus Verbindungen der Kiesel Erde mit Eisenorydul und einigen anderen in geringerer Menge vorhandenen Basen, die sich mehr oder weniger den Verhältnissen einfacher Silicate nähern, und nicht selten kommt eine crystallisirte Schlacke mit einem festen Verhältnisse der Bestandtheile vor, welche hauptsächlich aus einem einfachen Silicate des Eisenoryduls besteht, und sowohl im stöchiometrischen Verhältnisse der Mischung, als auch hinsichtlich des Crystallisationensystems mit dem Chrysolith oder Olivin übereinstimmt. In Ansehung der Bestandtheile findet zwischen der crystallinischen Schlacke und dem Olivin darin ein Unterschied statt, daß unter den Basen bey jener das Eisen-

oxydul, bey diesem dagegen die Talkerde vorwaltet. Bekanntlich substituieren aber beide einander als Basen, und häufig kommt in der crystallisirten Schlacke neben dem Eisenoxydul Talkerde vor; so wie im Olivin stets ein bedeutender Gehalt von Eisenoxydul sich findet. Die nahe Verwandtschaft zwischen dem Olivin und der crystallisirten Schlacke hat durch die Auffindung des Hyalosiderites, der ebenfalls in einer basaltischen Steinart vorkommt, und hinsichtlich seiner Mischung in der Mitte zwischen jenen beiden Körpern steht, indem in ihm beynabe gleiche Theile von Eisenoxydul und Talkerde vorhanden sind, eine schöne Bestätigung erlangt.

Nach dem Versuche, metallurgische Erfahrungen zur Aufhellung des tief unter der Erdoberfläche verborgenen, feurigen Processes zu benutzen, wird es weniger gewagt erscheinen, auf eine Vergleichung der am Tage liegenden Producte desselben mit Erzeugnissen metallurgischer Prozesse, Erklärungen der Bildung jener zu gründen.

Unter den Theilen der Erdrinde, auf welche der unterirdische feurige Proceß einen Einfluß ausgeübt, erkennen wir theils solche Producte, welche ihm ihre Bildung allein verdanken, theils auf andere Weise entstandene Massen, welche entweder durch die mitgetheilte Hitze, oder durch die unmittelbare Einwirkung von Feuerproducten mehr und weniger verändert worden. Der Zustand, welcher demjenigen vorherging, in welchem wir jene Producte des feurigen Processes gegenwärtig erblicken, konnte ein dampfförmiger, ein tropfbar-flüssiger, oder ein brey- oder teigartiger seyn. Vulcanische Eruptionen lassen die von ihnen zu Tage geförderten Massen in diesen verschiedenen Zuständen erscheinen; und wir sind wohl berechtigt anzunehmen, daß andere Massen,

deren feuriger Ursprung nicht zu bezweifeln, deren Bildungsweise uns aber übrigens verborgen ist, ebenfalls in dem einen oder anderen jener Zustände waren, bevor sie in den rigiden übergingen, woben jedoch nicht übersehen werden darf, daß der Zustand, in welchem jene Massen in ihre jetzige Lage gelangten, gewiß oft ein anderer als derjenige war, in welchem sie sich bey ihrer Entstehung befanden. Es würde für geologische Forschungen wichtig seyn, wenn sich bestimmte Merkmale auffinden ließen, an welchen man den früheren Zustand erkennen könnte; und vielleicht ist es möglich, durch vergleichende Untersuchung der Hüttenproducte in der Entdeckung solcher Kennzeichen Fortschritte zu machen.

Was zuvörderst den Uebergang der Körper aus dem dampfförmigen Zustande in den rigiden betrifft, so findet ein Unterschied darin statt, daß entweder der dampfförmige Körper durch Verdichtung unmittelbar zum rigiden wird, oder erst, nachdem er zuvor den tropfbar-flüssigen Zustand angenommen hatte; und bey derselben Art von Dämpfen kann, je nachdem z. B. die Abkühlung rascher oder langsamer erfolgte, der eine oder der andere Uebergang statt finden. Beispiele liefern gewisse Processe der Zink- und Schwefelgewinnung. Zuweilen ist die Entscheidung schwer, ob die eine oder andere Art des Ueberganges erfolgte; denn ähnliche Arten des Aggregatzustandes können auf beiderley Weise entstehen, namentlich Crystalle. Mit Sicherheit erkennt man aber den früheren, geschmolzenen Zustand, wo getropfte, stalaktitische Formen, oder deutliche Spuren des Geflossenseyns sich zeigen. Bey dem unmittelbaren Uebergange der Dämpfe in den rigiden Zustand entsteht, zumal wo die Verdichtung sehr rasch erfolgt, oft ein lockerer, pulver-

förmiger oder flodiger Aggregatzustand, wie man es bey dem Absätze des weißen Arseniks in den Gistfängen der Röstöfen, an den Zinkblumen die bey der Zinkdestillation entstehen, wahrnimmt. Wenn man diese Erfahrungen zur näheren Erforschung durch die großen Sublimationsprocesse der Erde gebildeter Mineralkörper anwendet, darf man freylich nicht übersehen, daß ähnliche Formen wie die erwähnten, häufig auch auf dem sog. nassen Wege, ganz ohne Einwirkung des Feuers entstehen, daher sie nur dann über den Gang der Bildung Aufschlüsse geben können, wenn zuvor über die Art derselben im Allgemeinen entschieden worden.

Wenn die Untersuchung der sogenannten Ofenbrüche mannigfaltige, durch die Hitze der Schmelzöfen in Dampf verwandelte Körper kennen lehrt, so wird man veranlaßt werden, dem Sublimationsprocesse der Erde eine weitere Ausdehnung beyzulegen, als man sonst vielleicht geneigt wäre. Aus den Beschaffenheiten von Hüttenproducten darf man schließen, daß gewisse Körper, deren dampfförmiger Zustand entweder gar nicht, oder doch nicht mit Sicherheit bekannt war, aus solchen in den rigiden übergingen. Konnte dies aber bey der Hitze des Schmelzöfens geschehen, wie viel mehr war dann eine Dampfbildung durch die Wirkung des Feuers des unterirdischen Schmelzbeerdes möglich?

In Eisenhohöfen dringt nicht selten Roheisen in Spalten der Masse ein, woraus das Gefälle besteht, welche Erscheinung nichts Merkwürdiges hat. Es findet sich aber auch zuweilen Eisen im Innern eines gefritzten Sandsteins, theils gangförmig, theils eingesprengt, ohne die mindeste Spur eines Zusammenhanges mit Spaltenausfüllungen, so daß nur die Annahme zu-

läßt sich ersieht, daß es im dampfförmigen Zustande in den durch die Bluth erweichten Sandstein eingedrungen ist. Dies Eisen zeichnet sich durch eine sehr lichte, beynahe silberweiße Farbe aus, ist äußerlich hin und wieder mit Stahlfarben angelassen, hat ein körnig-blättriges Gefüge, und ist so ductil, daß es sich kalt zu dünnen Lamellen aushämmern läßt. Es enthält Silicium und Kohlenstoff. Bemerkenswerth ist, daß in Begleitung jenes Eisens Kiesel-erde zuweilen angetroffen wird. Uebrigens hat das beschriebene Vorkommen eine auffallende Aehnlichkeit mit der Art, wie gewisse Metalle und Erze, zumal Gold, Silber und Kupfer, auf Gängen und zugleich im Nebengestein eingesprengt sich finden, z. B. mit dem Vorkommen des gediegenen Silbers zu Kongberg in Norwegen.

Ueber die Verhältnisse, unter welchen Kiesel-erde in den Massen der Gesteine ausgeblasener Hohöfen gefunden wird, hat Herr Bergrath Koch die genauesten Aufschlüsse gegeben (Beiträge z. Kenntniß crystallinischer Hüttenproducte. S. 34 — 40). Das Vorkommen derselben läßt sich in manchen Fällen nur erklären, wenn man ein Eindringen in Dampf-Form annimmt. Dafür redet besonders auch die oben bemerkte Begleitung des im Innern von Gesteinssteinen sich findenden Eisens, so wie die erst später zu erwähnende Bergesellschaftung mit Titan und Graphit. Herr Koch hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß man nicht wohl daran zweifeln könne, daß die Kiesel-erde aus Silicium hervor gegangen, auf dessen Reduction aus an Kiesel-erde reichen Eisenminern in der höchsten Temperatur des Hohofens erfolgte. Zum Theil verband sich das Silicium mit Eisen, und zwar sowohl mit dem Roheisen, als auch mit dem

zuweilen sich bildenden Frischeisen, und wurde dadurch vor Drydation geschützt. In Dampf- form drang es aber auch, zum Theil mit dampf- förmigen Eisen und Kohlenstoff, in das Innere von Gestellmassen, und ging hier entweder un- mittelbar durch Drydation in Kiesel-erde über, oder erst, nachdem es zuvor in den geschmolze- nen Zustand zurückgekehrt war, welches die kugelförmigen und nierenförmigen äußeren Gestal- ten, die ihnen entsprechenden schaligen Absonde- rungen, so wie die concentrischen Richtungen der Fasern beweisen.

Das bekannte Vorkommen von Titan- Erz- stallen in Eisenhohofen- Producten gehört zu den interessantesten Erscheinungen, welche diese dar- bieten. Die Verhältnisse, unter welchen die Ti- tanwürfel in Höhlungen von Schlacken-, Rohei- sen- und Frischeisen-Massen, zuweilen von Kiesel- erde begleitet, theils im Gestellraume, theils so- gar unter demselben sich finden, sind oft von solcher Art, daß ein früherer dampfförmiger Zu- stand nicht wohl bezweifelt werden kann. Das Einbringen von Dämpfen nach unten, wird durch den Druck der im Gestelle befindlichen, ge- schmolzenen Massen erklärlich.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1837.

E b e n d a s e l b s t.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des  
Hn Hofraths Hausmann.

Auch bey der Graphit-Bildung, welche die  
Erzeugung des grauen Roheisens begleitet, glaubt  
der Hofrath Hausmann den dampfförmigen  
Zustand annehmen zu dürfen; denn das Vorkom-  
men jenes crystallinischen Körpers, den man nach  
Karsten's Untersuchungen für reinen Kohlenstoff  
zu halten berechtigt ist, zeigt sich auf solche Weise,  
daß man sich ihn nicht wohl in einem anderen  
Zustande unmittelbar vor dem crystallinischen den-  
ken kann. Bekanntlich ist der Kohlenstoff auf  
verschiedene Art in dem grauen Roheisen vörhan-  
den, nämlich theils in chemischer Verbindung mit  
dem Eisen, theils als Graphit damit gemengt.  
Daß die im flüssigen Roheisen enthaltene Men-  
ge von Kohlenstoff, die das Eisen nicht chemisch  
zu binden vermag, im Momente des Erstarrens  
und zum Theil schon, während das Eisen noch

[6]

flüssig ist, dampfförmig sich ausstößet, und aus diesem Zustande unmittelbar in den crystallinischen übergeht, scheint dadurch bewiesen zu werden, daß der Graphit nicht allein im Innern, sondern auch auf der Oberfläche des Roheisens sich zeigt — gleich den auf dem Eise aus dem aufsteigenden Wasserdampfe gebildeten Schneecrystallen —; daß seine Crystalle an den Schlacken die das Eisen im Ofen bedecken, und selbst in Blasenräumen derselben angetroffen werden, und daß der Graphit sogar zuweilen im Innern der Gießmassen, und hier zuweilen mit solchen Körpern, z. B. mit Kieselgerde, sich findet, von denen man ebenfalls annehmen darf, daß sie im dampfförmigen Zustande eingebrungen sind. Der Graphit zeigt sich um so ausgezeichnete crystallinisch ausgebildet, je langsamer die Abkühlung von Statten ging, und je freyer der Raum, und je geringer der äußere Druck war. Die größten Crystalle finden sich in Blasenräumen des Roheisens, auf seiner Oberfläche, und besonders an Schlacken. Je langsamer das Roheisen erkaltet, um so deutlicher erscheinen seine Schuppen, wogegen bey schneller Abkühlung, z. B. wenn das Roheisen in Wasser abgelöscht wird, kleinere, undeutlichere Schuppen entstehen. Im grauen Roheisen ist der Graphit am gewöhnlichsten mehr und weniger gleichförmig mit dem Eisen gemengt; bey manchen Abänderungen aber, u. a. oft bey Schwedischem und Norwegischem Roheisen, ungleichförmig, in welchem Falle er zuweilen die Ausfüllung kugelförmiger Räume bildet, in welchen seine Crystalle concentrisch gruppiert sind, gleich manchen Einschlüssen in Mandelsteinen, z. B. sehr ähnlich dem Vorkommen des schuppigen Chlorites im Kugelfels; welche Erscheinung die Annahme begründen dürfte, daß

der Graphitdampf einzelne Blasen im Roheisen bildete; welches weiter auf die Vermuthung führt, daß die Blasenräume im erstarrten Roheisen, in denen oft Graphit-Crystalle sich finden, zum Theil von dem dampfförmig frey gewordenen Kohlenstoff herrühren. Besondere Erwähnung verdient das Vorkommen von Graphit in den Blasenräumen einer Hohofenschlacke zugleich mit Eisen, welches in kleingetropfter Gestalt und zum Theil mit oxydierter Oberfläche, die Unterlage der Auskleidung bildet. Hier sieht man offenbar, daß der Graphitdampf sich verdichtete, nachdem das tropfbar-flüssige Eisen in jener Form an der glatten Fläche der erstarrten Schlacke sich abgesetzt hatte. Merkwürdig ist dabey, daß Eisen und Graphit stets zusammen und nur im oberen Theile der Blasenräume sich befinden, woraus zu schließen, daß auch das Eisen im dampfförmigen Zustande in die Schlacke gelangte, aber vor dem Erstarren tropfbar-flüssig wurde; wogegen der Graphit unmittelbar in den crystallinischen Zustand überging. Ist diese Meinung die richtige, so folgt daraus zugleich, daß das Eisen eine höhere Temperatur zur Dampfbildung erfordert als der Kohlenstoff.

Bei den hier beschriebenen Erscheinungen drängt sich die Vergleichung mit der Auskleidung der Blasenräume in manchen Mandelsteinen auf. Auch hier erscheint bald der ganze Raum, bald nur ein Theil davon erfüllt, oft nur die Decke bekleidet; auch in diesen wird eine bestimmte Reihenfolge in dem Absätze der verschiedenen auskleidenden oder ausfüllenden Mineralkörper wahrgenommen; und auch hier sieht man Körper, die vor ihrem Uebergange in den rigiden Zustand tropfbar-flüssig waren, und dann entweder getropfte und stalaktische oder crystallinische For-

men annahmten; wogegen Andere unmittelbar aus dem dampfförmigen in den crystallinischen Zustand übergegangen zu seyn scheinen. Mit dieser Art der Ausfüllung der Blasenräume in manchen Mandelsteinen steht die durch Infiltration, welche sich bey andern unzweydeutig zeigt, in keinem Widerspruche. Die Bildung eines großen Theils der Gänge, namentlich der Erze führenden, hat viele Analogie mit den Ausfüllungen der Blasenräume der Mandelsteine, und wirklich findet nicht selten ein wahrer Uebergang zwischen den Ausfüllungsmassen einzelner Kugeln und Mandeln, und der Bildung von Gangmassen statt. Die Art des Wechsels unter verschiedenen Gangfossilien den Hauptbegränzungsflächen parallel, die bestimmte Ordnung jenes Wechsels, welche sich oft sowohl in der Ausfüllung überhaupt, als auch in einzelnen Drusenhöhlen zeigt; die Art der Bekleidung des einen Fossils durch ein anderes; der Anflug an den nach unten gerichteten Theilen von Crystallen, und manche andere Erscheinungen lassen sich nur dann genügend erklären, wenn man sich denkt, daß die Mineralsubstanzen im dampfförmigen Zustande in die Gangräume gelangten. Die mannigfaltigen Gestalten, welche die Gangfossilien angenommen haben, lassen sich auch aus dem Erfolge der Verdichtung der Dämpfe erklären. Amorphe und crystallinische Gebilde konnten entweder unmittelbar aus den Dämpfen durch ihre Abkühlung hervorgehen, oder nachdem sie zuvor in den tropfbarflüssigen Zustand übergegangen waren; skalattische Formen nur aus letzterem. Wie die nachahmenden Gestalten, das Haar-, Drathförmige, Dendritische, welche besonders bey gewissen gebiegenen Metallen, namentlich dem Golde, Silber, Kupfer, auf den Gängen sich zeigen,

durch ein Hüttenproduct, die sog. Kupferbaare auf dem Kupfersteine genügende Erklärung erhalten, hat der Hofrath Hausmann bereits bei einer früheren Gelegenheit (*Specimen crystallographiae metallurgicae*. S. 12.) gezeigt.

Es findet nicht bloß im Allgemeinen eine Analogie zwischen gewissen, -durch Dämpfe entstandenen Hüttenproducten und der Bildung mancher Erzgänge statt, sondern es zeigt sich auch zuweilen eine so vollkommene Aehnlichkeit, daß man verleitet werden könnte, Stücke aus Schmelzöfen mit Stufen von Erzgängen zu verwechseln. Als Belege können Stücke aus dem Schmelzherde und von den Sohlsteinen ausgeblasener Defen der Oberharzischen Silberhütten dienen, welche in der durch die Gluth veränderten Masse Gänge von regeneriertem Bleyglanz von kaum meßbarer Stärke bis zur Mächtigkeit mehrerer Zolle, mit Verästelungen, Durchsetzungen, Berwerfungen, und anderen den Erzgängen eigenthümlichen Beschaffenheiten enthalten.

Die Erscheinungen an den unter den Hüttenproducten sich findenden Dampfgebilden lassen den wesentlichen Unterschied zwischen den durch Sublimation gebildeten Gängen und gangförmigen Ausfüllungen von Spalten durch Massen, welche im geschmolzenen Zustande in dieselben gelangten, erkennen. Erzgänge sind von ganz anderer Natur als Granit-, Porphyr-, Grünstein-, Basalt-Gänge. Aber auch hinsichtlich der Ganggebilde der ersteren Art wird man durch Betrachtung von Hüttenproducten auf einen Unterschied geführt, der darin besteht, daß Dämpfe sich entweder in bereits vorhandene, und durch ihre Einwirkung vielleicht mehr oder weniger erweiterte Absonderungsräume oder Spalten zogen, oder daß sie in eine lockere oder erweichte Masse

einbringen. In Spalten des Gemäuers der Schächte oder des Heerdes von Schmelzöfen dringen die verschiedenartigsten Dämpfe ein; bilden, indem sie sich verdichten, theils Ausfüllungen, theils Auskleidungen, und stellen sich dann besonders oft in Crystallen dar. Dahin gehören die ausgezeichneten Crystallisationen von Zinkoxyd aus Eisenhohöfen, welches zuweilen von Würfeln von Chlorkalium begleitet ist; dahin ist das Vorkommen von Bleeglanz, Zinkblende, arsenichter Säure zu zählen, welche Spalten im Gemäuer von Silber-, Blei-, Kupfer-Schmelzöfen gangförmig ausfüllen. Daß unter gewissen Umständen auch Silicate auf ähnliche Weise sich bilden können, zeigt das Vorkommen von Crystallen einer dem Feldspathe ähnlichen Substanz, unter den Ofenbrüchen der Kupferschmelzöfen zu Sangerhausen, auf welche die Aufmerksamkeit neuerlich wieder gelenkt worden, die aber von dem Hofr. Hausmann bereits im J. 1810 im vierten Stücke der nord-deutschen Beyträge zur Berg- und Hüttenkunde S. 86. beschrieben worden. Dieselben Körper, welche auf diese Weise sich finden, bringen auch, gleich einigen anderen früher erwähnten, dampfförmig in Massen ein, welche entweder, wie z. B. Backsteine oder eine lockere Heerdmasse, eine gewisse Porosität haben, oder wie u. a. Sandsteine, durch die Gluth in einen erweichten Zustand versetzt worden, und setzen sich darin in Formen ab, welche bald mit Einsprengungen, bald mit einzelnen Nestern, bald mit verästelten Gängen Aehnlichkeit haben; welche Erscheinung ganz besonders zur Erläuterung der Bildung mancher nicht zusammenhängender, nesterartiger Gänge dienen kann, welche entweder Erze führen, oder auch bloß aus sog. Gangarten bestehen.

Zum Studium geschmolzener Massen und der daraus hervor gegangenen rigiden Körper bieten die metallurgischen Processe die mannigfaltigste Gelegenheit dar; und da die Gebirgsarten von feurigem Ursprunge zum großen Theile aus Silicaten zusammen gesetzt sind, so ist die genauere Untersuchung der Schlacken, die sehr häufig aus Silicaten bestehen, ganz besonders geeignet, Aufschlüsse über die Bildung jener zu geben. Daß unter diesen Silicaten, wie Mitscherlich zuerst gezeigt hat, sogar mehrere vorkommen, welche in ihrer Mischung wie in ihrem äußeren Verhalten mit Fossilien übereinstimmen, welche für die Zusammensetzung der so genannten massigen Gebirgsarten besonders wichtig sind, hat sehr dazu beygetragen, die Ansicht von dem feurigen Ursprunge derselben fester zu begründen, und ihr allgemeineren Beyfall zu verschaffen. Aber abgesehen von den in den Mischungen liegenden Analogien, kann auch das Studium des Aggregatzustandes der Schlacken, die Kunde von der Bildungsweise jener Gebirgsarten fördern.

Wenn Silicate aus dem geschmolzenen Zustande in den rigiden übergehen, so kann, je nachdem die Abkühlung rascher oder langsamer erfolgt, entweder ein glasiger, oder ein mehr und weniger crystallinischer Körper daraus hervor gehen. Beide Arten des Aggregatzustandes sind einander gerade entgegen gesetzt. In dem Glase ist die Mischung noch so, wie sie im geschmolzenen Körper war; bey dem schnellen Uebergange in den rigiden Zustand war den Bestandtheilen nicht Zeit gelassen, nach festen Verhältnissen zusammen zu treten; daher auch nicht die in ihrem Gefolge befindliche Crystallisationskraft in Wirksamkeit trat, sondern das Ganze den Gesetzen der gemeinen Attraction folgte. Bey langsamer

Abkühlung gelangt dagegen sowohl die chemische, die Bestandtheile nach bestimmten Verhältnissen ordnende Anziehung, als auch die eng damit verknüpfte Crystallisationskraft zur Thätigkeit, und zwar um so ausgezeichnet, je allmählicher die Abkühlung erfolgt. Nach Verschiedenheit der Mischung bildet sich dann entweder nur eine crystallinische Substanz aus, oder es entstehen verschiedene Substanzen, die von einander chemisch und crystallinisch gesondert sind. Ist die Mischung nicht von der Art, daß das Ganze in eine einfache oder zusammen gesetzte crystallinische Masse aufgeht, so sondert sich ein crystallinischer Körper, oder es sondern sich deren Mehrere in der glasigen Masse aus. Auf der Gränze zwischen dem Glasigen und dem deutlich crystallinischen Aggregatzustande steht der steinartige, in welchem die crystallinische Bildung eine verworrene, undeutliche ist; wodurch auch zuweilen eine Grundmasse gebildet wird, welche einzelne, ausgezeichnetere crystallinische Körper einschließt.

Diese verschiedenen Modificationen des Aggregatzustandes der Silicate stellen sich in den von verschiedenen Hüttenprocessen erfolgenden Schlacken in großer Mannigfaltigkeit dar. Daß aber die vollkommen geschmolzenen, reinen Schlacken am gewöhnlichsten glasig erscheinen, darf nicht befremden, da sie am häufigsten an der Luft, oft auf kalten, oder feuchten Grundflächen schnell erstarren. Sobald aber Umstände vorhanden sind, welche einen allmählicheren Uebergang aus dem geschmolzenen in den rigiden Zustand begünstigen, so tritt auch eine der Mischung der Schlacken entsprechende crystallinische Ausbildung hervor; wobei eine große Verschiedenheit in der Crystallisationsstendenz der verschiedenen Schlacken nicht zu verkennen ist. Eine porphyrförmige Aus-

sonderung einzelner crystallinischer Partieen, die nicht selten sphärisch sind, und vollständig ausgebildeter Crystalle, kommt oft bey verschiedenartigen Eisenhohofen-Schlacken vor. Der von Hrn Koch beschriebene Kieselerschmelz findet sich unter den Hohofen-Schlacken der Eisenhütten am Harz in seinen, den Crystallen des Nephelins ähnlichen, regulär sechsseitigen Prismen in einer vollkommen glasigen Grundmasse porphyrförmig ausgefodert; und etwas ganz Aehnliches stellt auf Eisenhütten anderer Gegenden eine in der Isoklas-Form crystallisierte Schlacke dar. Zu den ausgezeichnetsten Producten dieser Art gehört auch der so genannte Avanturino, ein durch Kupferorydul und Antimonoryd gefärbtes Glas, in welchem höchst zarte regulär sechsseitige Tafeln von sog. Kupferglimmer, einer Verbindung von 3 Aeq. Kupferorydul und 1 Aeq. Antimonoryd ausgefodert liegen; welches Gebilde zuweilen auch an Schlacken vom Gahrmaachen des Kupfers sich zeigt. Diese Erscheinungen zeigen etwas ganz Analoges von der Ausfodertung von Feldspath-Crystallen in der Obsidian-Lava. Es ist damit zugleich ein Beweis für die Richtigkeit der Meinung dargeboten, nach welcher die mehrsten Crystalle in den Laven nicht unabhängig von ihnen gebildet und durch ihre Masse nur eingehüllt, sondern durch eine Ausscheidung aus denselben bey ihrem Erstarren erzeugt werden.

Weit häufiger als jene Ausfodertung einzelner Crystalle kommt die sog. steinartige Beschaffenheit der Schlacken vor, bey welcher die Durchscheinheit so wie der Glasglanz verschwunden und höchstens ein Schimmer auf den Bruchflächen erscheint, die, statt vollkommen muschelig zu seyn, gewöhnlich unvollkommen muschelig, uneben oder

blättrig sich darstellen, und durch letztere Beschaffenheit oft der mehr crystallinischen, strahligen Textur sich nähern. Solche Schlacken sind manchen, dichten, innig gemengten Gebirgsarten, z. B. dem sog. Aphanite, dem dichten Basalte, zu vergleichen, so wie der Grundmasse mancher Porphyre, z. B. der Eunit-, Klingstein-, Pechstein-, Perlstein-Porphyre. Von feinerer Art ist oft die langsam erstarrende sog. Leisten- oder Gossenschlacke der Eisenhöfen; auch findet sich diese Beschaffenheit nicht selten im Innern einer größeren, auswendig glasigen Schlackenmasse. Besonders merkwürdig ist die Entglasung von Eisenhöfen-Schlacke durch sehr langsame Abkühlung in den Halben zwischen allmählich ausglühendem Coaks-Klein, wie sie u. a. auf der Königshütte in Schlesien vorkommt. Die entglasste Schlacke hat oft große Aehnlichkeit mit Porzellanjaspis und pflegt auswendig grau, inwendig dunkelblau zu seyn.

Unter den mannigfaltigen Schlacken kommt keine häufiger crystallisiert vor, als das oben bereits erwähnte Eisenoxydul-Silicat, welches, wie der Hofrath Hausmann im Specimen crystallographiae metallurgicae zuerst gezeigt hat, nicht bloß bey den Processen der Gewinnung des geschmeidigen Eisens und Stahls, sondern auch bey Kupferhütten-Processen sich erzeugt. Auch unter den Eisenhöfen-Schlacken finden sich zuweilen solche, welche ganz und gar crystallinisch, theils blättrig, theils strahlig sind. Auf diese Weise stellt sich der Rieselschmelz, eine Schlacke von dem stöchiometrischen Verhältnisse des Pyroxens, und in den äußeren Kennzeichen manchem Dipside täuschend ähnlich, so wie eine Schlacke, welche hauptsächlich aus ei-

nem Bisilicate von Kalt besteht, und daher in der Mischung dem Wollastonite ähnlich ist, dar.

Am seltensten kommen Schlacken vor, welche den aus verschiedenen krystallinischen Fossilien gemengten Gebirgsarten analog sind, bey welchen die Bestandtheile der geschmolzenen Gesammtmasse sich nach den bestimmten Verhältnissen der Mischung bey dem Erstarren gesondert haben, und wobey das Ganze in die verschiedenartigen festen Verbindungen rein aufgegangen ist. Eine Bildung dieser Art stellt sich zuweilen in einer Eisenhohofen-Schlacke dar, worin Crystalle von KieselSchmelz in einer blättrich-strahligen Masse einer pyroxenartigen Schlacke porphyrisch ausgefondert liegen, so daß das Ganze eine Aehnlichkeit mit der Bildung des von dem Hrn Geheimenrathe von Leonhard beschriebenen Nephelin-Dolerite hat. In den krystallinischen Schlacken finden sich nicht selten Höhlungen, in welchen Crystalle mehr und weniger frey ausgebildet sind, worin sich die vollkommenste Analogie mit Drusenhöhlen im Granite und anderen aus Silicaten gemengten, massigen Gebirgsarten zeigt.

Vergleichen wir nun im Allgemeinen die Erscheinungen an den aus Silicaten bestehenden Schlacken mit den analogen, massigen Gesteinen, so muß es auffallen, daß unter den Plutonischen Gebirgsarten die krystallinische Bildung ganz überwiegend ist, indem das Crystallinisch-Körnige am meisten vorherrscht, das Porphyrtartige und Dichte weit nachstehen, das Glasige aber so gut wie ganz fehlt; wogegen bey den Vulcanischen Massen das vollkommen Crystallinische weit mehr zurücksteht, das Porphyrtartige eben so wie das Dichte im Ganzen viel allgemeiner erscheint, und

auch das Glasige nicht selten vorhanden ist. Dazu kommt noch der andere Unterschied, daß den Plutonischen Gebirgsarten im Ganzen größere Gleichförmigkeit des inneren Gefüges eigen zu seyn pflegt, als den Vulcanischen. Hier zeigt sich also wieder eine weit größere Analogie zwischen den Producten unserer Schmelzöfen und den jüngeren Gebilden des großen unterirdischen Schmelzherdes, als zwischen jenen und den früheren Erzeugnissen des letzteren, welches aus den Erfahrungen über die Schlackengebilde leicht zu erklären ist. Offenbar sind die Plutonischen Gebirgsarten unter Umständen gebildet, welche die Abkühlung sehr langsam von Statten gehen ließ; und da ihre Massen zum Theil von sehr großem Umfange sind, so konnte die Abkühlung, im Ganzen einen gleichförmigeren Gang nehmen, und daher auch größere Uebereinstimmung des inneren Gefüges herbey führen. Nach den äußeren Begrenzungen lassen die Plutonischen Massen am häufigsten den Einfluß rascherer Abkühlung wahrnehmen. So erscheinen Granit und Syenit auf ihren Gränzen oft porphyrtartig; so hat der grobkörnige Granit zuweilen eine feinkörnige, in Hornfels übergehende Schale. Die Vulcanischen Gebirgsarten erlitten dagegen, und zwar um so mehr je neuer ihre Bildung, eine raschere Abkühlung; auch haben ihre Massen gewöhnlich einen weit geringeren Umfang. Daher bemerkt man bey ihnen oft in kleinen Räumen eine auffallende Verschiedenheit des inneren Gefüges; daher z. B. bey gangförmigen Doleritmassen oft das Innere crystallinisch ist, wogegen nach Außen die Masse dicht erscheint.

Noch ein anderer Umstand scheint auf die vorherrschende crystallinische Bildung der Pluto-

nischen Massen von besonderem Einflusse gewesen zu seyn, nämlich das bedeutende Vorkommen der Kiesel-erde. Es wurde dadurch die Bildung mehrerer Silicate bewirkt, welche durch große Crystallisationsstendenz sich auszeichnen, des Glimmers und Feldspath's, und bey einem Ueberschusse von Kiesel-erde konnte die ganze Masse doch in crystallinische Verbindungen aufgehen, indem dann die frey gewordene Kiesel-erde sich als Quarz aussonderte. Bey Verminderung des Kiesel-erdegehaltes trat auch bey den Plutonischen Gebirgsarten Verminderung der Tendenz zur chemischen Individualisierung und crystallinischen Bildung ein, wie solches an den Amphibolischen und Pyroxenischen Gebirgsarten wahrgenommen wird. Dieselbe Wirkung erfolgte freylich auch bey sehr großem Uebermaße von Kiesel-erde, wodurch hauptsächlich die Bildung von Eunit- und Hornstein-Porphyr veranlaßt wurde.

Kehren wir nun noch einmahl zu den gewöhnlichsten, nämlich den glasigen Schlacken zurück, um dadurch genauere Aufklärung über gewisse Erscheinungen an Vulcanischen Massen zu erlangen. Form und Structur richten sich bey jenen wie bey der glasigen Lava, ganz nach den Gesetzen der gemeinen Attraction, und sind daher wesentlich verschieden von dem, was der Crystallisation angehört. Gleichsam die Grundform des Amorphen ist die Kugelgestalt. Unter günstigen Umständen entsteht diese Form bey glasigen Schlacken sehr ausgezeichnet. Sie zeigt sich an der freyen Oberfläche von Eisenhohofen-Schlacken und kommt auch bey jeder anderen glasigen Schlacke, z. B. von Blei- und Kupferschmelz-Processen vor. Gerade so bildet der Obsidian

Kugeln, mag er in kleinen Massen als sog. *Marekanit* im Perlstein eingeschlossen seyn, oder in größeren Massen, wie auf Island, *Lavaströme* bilden.

Die regelmäßige Absonderungsform amorpher Massen ist die regulär sechsseitiger Prismen. Man kann ihre Bildung als eine gegenseitige Abplattung gleich großer Kugeln sich vorstellen, welche in größtmöglicher Annäherung sich befinden, indem sie eine solche gegenseitige Stellung haben, daß durch ihre Mittelpuncte gezogene Linien, gleichseitige Dreyecke bilden. Diese Absonderung, welche jedes Glas annehmen kann, sich aber auch oft bey nicht glasigen Körpern zeigt, die aus dem geschmolzenen in den starren Zustand übergangen, wird zuweilen ausgezeichnet an Schlacken wahrgenommen. Es läßt sich an ihrer Oberfläche sogar dann und wann der genetische Uebergang aus der Kugelbildung in das regulär sechsseitige Prisma verfolgen und zugleich erkennen, wie durch verschiedene Größe benachbarter Attractionssphären unregelmäßige Prismen entstehen; dieselben Erscheinungen, welche sich unter gewissen Umständen bey Lavaströmen, wie bey dem gewöhnlichen Basalte und verschiedenen anderen pyrogenetischen Gebirgsarten im Großen darstellen.

Eine besondere Beachtung verdient die Blasenbildung in den Schlacken, weil auch hinsichtlich dieser die vollkommenste Analogie mit dem sich zeigt, was an manchen Vulkanischen Gebirgsarten, und vorzüglich an den Lavaströmen wahrgenommen wird. Das Blasige hat bey ihnen wie bey diesen einen doppelten Grund, indem es entweder von Dämpfen und Gasen herührt, die bey der Bildung der geschmolzenen

Masse von dieser aufgenommen wurden, oder durch eine Dampfbildung bewirkt worden, welche einem zufälligen Hinzukommen von Feuchtigkeit zuzuschreiben. Von einer Blasenbildung der ersten Art war früher schon die Rede, als das Vorkommen von Eisen und Graphit in den Blasenräumen einer Eisenhohofen-Schlacke beschrieben wurde. Wo der letztere Grund des Blasigen vorhanden, zeigen Schlacken sowohl als Lavaströme die meisten Blasen da, wo sie eine feuchte Fläche berühren, und an der Oberfläche, auf welche auf die eine oder andere Weise Feuchtigkeit einwirkte. Das Blasige geht bey glasigen Schlacken an der Oberfläche, wenn Wasser darauf gegossen wird, in eine schaumige Masse über, welche zuweilen dem Bimsstein auffallend ähnlich ist, der sich an der Oberfläche von Obsidianlava, wenn diese mit Wasser, z. B. mit dem des Meeres, in Berührung kommt, bildet. Wie die Blasen der Schlacken und der Lava durch die Bewegung einer mehr und weniger zähflüssigen Masse gelangt, zugleich durch den Druck zuweilen abgeplattet werden, und durch die Lage der längeren Achse ihrer dem Ellipsoïdischen genäherten Gestalt die Richtung des Stromes noch im erstarrten Zustande erkennen lassen, eben so entsteht durch das Langziehen einzelner Partikeln bey einer glasigen Schlacke sowohl als bey dem Bimsstein das Fadige, welches nicht mit dem Faserigen, einer Modification crySTALLINISCHER Absonderung, verwechselt werden darf. Noch eine andere hierher gehörige Erscheinung, welche mit dem sog. gesponnenen Glase ähnlichen Entstehungsgrund hat, kommt bey glasiger Schlacke vor, nämlich ein lockeres Gewirre von höchst zarten Glasfäden. Es bildet sich zuweilen in den

Formen von Eisenhohöfen, wenn der Wind sich stößt, und durch die auf solche Weise bewirkte entgegengesetzte Luftströmung viele Schlackenflügelchen in die Form getrieben und lang gezogen werden. Zuweilen erzeugt sich bey Vulcanischen Eruptionen etwas Aehnliches; namentlich hat man auf der Insel Bourbon im J. 1821 einen aus äußerst feinen Glasfäden bestehenden Aschenregen beobachtet.

Man wird annehmen dürfen, wie früher bemerkt worden, daß der feurige Proceß der Erde auch auf Gebirgsmassen anderen Ursprungs einen verändernden Einfluß ausgeübt hat. Auch in dieser Beziehung kann das genauere Studium der Hüttenproducte lehrreich seyn. Abgesehen von dem Einflusse den die Entwicklung von Dämpfen und das Emporsteigen geschmolzener Massen auf die Lage derjenigen Massen haben mußte, welche das Gewölbe des großen Schmelzherdes bilden, hat theils die Hitze, theils das Einbringen fremdartiger Substanzen, Veränderungen darin hervor bringen können. Die Metallurgischen Proceße veranlassen Erscheinungen, welche mit jenen große Aehnlichkeit haben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

9. Stück.

Den 16. Januar 1837.

---

Göttingen.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des **Hn**  
**Hofraths Hausmann.**

Zu den beachtungswerthesten Veränderungen  
welche die Hitze der Schmelzöfen in Körpern,  
welche davon getroffen werden, bewirkt, gehört  
unstreitig die schon bey einer anderen Gelegenheit  
(Gött. gel. Anz. von 1816. S. 494.) erwähnte  
Erweichung des dichten, grauen Kalksteins, der  
bey den Eisenhohöfen in einigen Bergrevieren  
Schwedens als Gestellstein gebraucht wird, ohne  
daß die Kohlensäure davon geht, und andere  
Veränderungen an dem auf jene Weise benutzten  
Kalksteine wahrgenommen werden. Manche Er-  
scheinungen, welche die mit der Lage der Kalk-  
flöße vorgegangenen Veränderungen darbieten,  
würden sich nicht wohl erklären lassen, wenn  
man nicht eine Erweichung derselben durch Hitze  
annehmen dürfte; welche Annahme durch jene

[7]

Erfahrung sehr begünstigt wird. Wenn im Eisenhohofen der Druck der im Gesteckraume befindlichen geschmolzenen Massen die Erhaltung der Kohlensäure im Kalksteine bewirkt, so geschah bey den Kalkflözen dasselbe durch den Druck des bedeckenden Meeres.

Die Hitze der Schmelzöfen bringt in den Steinen, und anderen Massen, welche ihre inneren Räume einschließen, oft dauernde Veränderungen hervor, welche denen vollkommen gleichen, welche sich an Gebirgsgesteinen zeigen, welche auf die eine oder andere Weise mit Massen in Berührung gekommen sind, welchen man einen feurigen Ursprung beylegt. Thonschiefer, der zur Füllung hinter dem Kernschachte eines Eisenhohofens der Hütte zum Magdesprunge im Anhaltischen diente, hatte durch die lange Einwirkung der Hitze, ohne in Fluß gerathen zu seyn, ein kiefelschieferartiges Ansehen bekommen, sehr ähnlich dem Gestein, welches sich oft in der Nähe von Diabas zeigt, da wo diese Gebirgsart mit Thonschiefer in Berührung ist. Früher sind schon die Veränderungen beschrieben (G. g. Anz. v. 1816. S. 490. 493.), welche Sandsteine im Gemäuer des Schachtes oder im Gesteck von Schmelzöfen durch die Gluth erleiden. Das Gestein geht in eine mehr und weniger gefrittete Masse über, wobey die Körner um so mehr verschwinden, je weiter die Frittung fortschreitet. Bey geringerem Grade erscheint der Bruch matt, bey höherem bekommt er einigen Schimmer. Das Gestein wird zugleich spröde und klingend, oft ganz den Quarzfritten ähnlich, welche in manchen Gegenden, z. B. bey Dransfeld und Cassel, in der Nähe des Basaltes sich finden. Hat der Sandstein ursprünglich eine gelbe oder rothe Farbe, so geht diese gewöhnlich verloren, welches durch

die Umwandlung des Eisenorydhydrates oder Eisenorydes in Dryd-Drydul bewirkt zu werden scheint. Da wo in den im Sandsteine vorhandenen Lagen von Thon oder Mergel das Eisenoryd mehr angehäuft war, sind durch die mehrere Concentration des Eisenoryd-Dryduls Streifen oder Bänder von schwarzer Farbe von gefrittem Ansehen entstanden. Außer diesen Veränderungen zeigt sich bey Gesteinesteinen nicht selten die schon oft erwähnte Absonderung in prismatische Stücke. Diese ganze Reihe von Erscheinungen stellt sich zuweilen bey Fildsandssteinen dar, an Stellen, wo sie von einer basaltischen Masse durchsetzt werden, z. B. an der blauen Kuppe bey Schwäge, an der Pflasterkaute unweit Eisenach, am Wildenstein bey Büdingen. Selten schreitet die Umänderung des Sandsteins so weit fort, daß ein crystallinisches Gebilde daraus wird, wie es der Hofrath Hausmann einmahl an Steinen aus dem Gesteine eines ausgeblasenen Eisenhohofens am Harze gefunden. Die Umänderung läßt sich von da, wo sich noch Korn und gelbliche Farbe des Sandsteins zeigt, in eine völlig dichte, gefrittete, graue Masse, und aus dieser in eine lücherige, crystallinische Masse verfolgen, deren Zellen von kleinen crystallinischen Tafeln von perlgrauer Farbe, Perlmutterglanz und einem deutlichen Blätterdurchgange ausgekleidet sind, welche vor dem Löthrobre leicht mit einigem Aufwallen zu einem Glase schmelzen. Die crystallinischen Schuppen haben Aehnlichkeit mit Glimmer. Diese Erscheinung ist in geologischer Hinsicht von hohem Interesse, indem sie für die in neuerer Zeit aufgestellte Vermuthung, daß aus Conglomeraten und Sandsteinen, unter der Einwirkung von Hitze crystallinische Gesteine werden können, sehr

zu sprechen scheint. Mag zu jener Umbildung der Sandstein allein das Material dargeboten haben, oder vielleicht aus der Asche der Kohlen Kali hinzugekommen seyn, wodurch die Schmelzbarkeit vermehrt und die Bildung eines crystallinischen Silicates befördert worden, so wird jene Erscheinung auf jeden Fall für ein Analogon von demjenigen gelten dürfen, was mit manchem Conglomerate, oder mit manchem Sandsteine vorgegangen, wo die Gluth im geschmolzenen Zustande empor gestiegener Massen Einwirkung darauf gehabt.

Daß Körper, welche durch die Hitze der Schmelzöfen in Dämpfe verwandelt worden, in diesem Zustande zuweilen in Steine und andere Massen eindringen, mit denen sie in Berührung kommen, ist schon oben gelegentlich bemerkt. Die Beschaffenheiten der Massen werden dadurch zuweilen gänzlich verändert. Als Beispiele für diese Art von Umwandlung verdient Folgendes erwähnt zu werden. Die aus buntem Sandstein bestehenden Sohlen der Schmelzöfen auf den Oberharzischen Silberhütten, werden zuweilen von Bleyoxyd-Dämpfen ganz durchdrungen, wodurch der Sandstein eine citronengelbe Farbe erhält. Zum Theil lassen sich die Quarzkörner noch unterscheiden; zum Theil hat sich aber ein Bleyoxyd-Silicat gebildet, welches hin und wieder geschmolzen und blasig erscheint. Sandstein aus der untersten Schicht des Kernschachtes über den Formen eines im J. 1823 zu Glend am Harze ausgeblasenen Eisenhohofens, hatte durch das Eindringen von dampfförmigem Graphit, der in Pulverform sich darin abgelagert, nicht allein ein schwarz gesprenkeltes Ansehen erlangt, sondern auch die ursprünglich feste Masse desselben war in dünne wellenförmige, leicht von ein-

ander zu wissende Lagen aufgetrieben. Solche Erfahrungen machen es sehr wahrscheinlich, daß ganze Gebirgsmassen hin und wieder durch das Eindringen von Dämpfen eine veränderte Beschaffenheit erlangt haben. Sollte nicht das Eisenoxyd, welches Gebirgsmassen durchdringt, in welchen Rotheisenstein-Gänge aufsetzen, in Dampfform in dieselben gelangt seyn; und sollte nicht auch das Vorkommen von Graphit, der zuweilen ganze Gebirgslager imprägniert, und in einzelnen Massen concentrirt sich zeigt, durch die eben erwähnte Erfahrung erklärlich seyn?

Daß geschmolzene Gebirgsmassen, welche durch andere, früher gebildete, sich ihren Weg gebahnt haben, diese nicht bloß durch die Hitze, welche von ihnen sich verbreitete, sondern auch durch Eindringung verändern konnten, wird ebenfalls durch gewisse metallurgische Producte erläutert. Das Eindringen der Bleigliätte in die Herdmasse des Treibofens ist hinlänglich bekannt, und hat Nichts Auffallendes, da jene Masse Porosität besitzt. Es ist dieses etwas ganz Aehnliches, als wenn von einem Lavaströme, der über eine lockere Erdmasse sich ergießt, Theile in dieselbe einbringen. Merkwürdiger ist die Erscheinung, welche der Hofrath Hausmann an Stüben aus dem vorderen Theile des Gestelles eines ausgeblasenen Eisenhohofens der Steinrenner Hütte am Harze wahrgenommen. Gänge von einem mit der Eisenfrischschlacke übereinstimmenden Eisenoxydul-Silicat durchsetzen in verschiedenen Richtungen den durch die Hitze veränderten Sandstein. Die nach den Seiten sich verästelnden Gänge sind von verschiedener, wohl bis zu einem halben Zoll sich erweiternder Stärke, und offenbar durch das Eindringen der geschmolzenen Masse in Spalten des Sandsteins entstanden. Hin und

wieder sind Blasenräume darin vorhanden, die zum Theil mit Crystallen jenes Silicates ausgekleidet erscheinen. Der Sandstein ist im Ganzen mürbe, wird aber gegen die Gänge allmählich fester und gefrittet. Die unmittelbare Begrenzung der Gänge bildet in verschiedener, zum Theil nur wenige Linien, zum Theil aber mehrere Zoll betragender Ausdehnung eine durch Eindringung des Eisenoxydul-Silicates gänzlich umgeänderte, feste Masse von gefrittetem Ansehen und grünlich grauer Farbe, worin sich die einzelnen Quarzkörner des Sandsteins noch unterscheiden lassen. Der umgeänderte Sandstein ist theils von der Gangmasse scharf gesondert, theils mit derselben verschmolzen. Diese Verhältnisse zeigen eine auffallende Analogie mit den Erscheinungen, welche an mehreren Orten den Granit begleiten, da wo er, wie am Harze, mit dem Grauwackengebirge in Berührung ist. Der Hornfels, welcher den Granit umgibt und oft eben so innig mit ihm als mit der Grauwacke verbunden ist, scheint durch Eindringung von Granitmasse in das angränzende Gebirgsgestein entstanden zu seyn. Oft findet die innigste Verschmelzung statt, oft sind aber auch einzelne Gemengtheile sichtbar, und entschiedener Granit verästelt sich in die innig gemengte Masse. In demselben Grade, in welchem das Crystallinische des Granits verschwindet, tritt die Conglomerat-Natur der Grauwacke deutlicher hervor.

Diese Parallele veranlaßt, am Schlusse dieser Untersuchung noch auf etwas aufmerksam zu machen, was sich auf den ganzen Inhalt derselben bezieht. Das Widerstrebende, welches die Vergleichung so kleiner Erscheinungen als die der Hüttenprocesse, mit den colossalen Gebilden der

Erdrinde für Manche haben dürfte, verschwindet, sobald man sich nur klar macht, daß nicht die absolute Größe es ist, welche dabey in Betracht kommt, sondern nur die relative. Ein Bleyglanzgang in dem Schachtsteine eines Schmelzofens von einigen Linien Stärke, hat verhältnißmäßig eine ungleich größere Mächtigkeit, als bey den mächtigsten Erzgängen unserer Gebirge vorkommt; und wenn eine Sandsteinmasse von einem Cubicfuß Inhalt von einer geschmolzenen Masse von einem halben Zoll Stärke durchsetzt wird, welche seitwärts durch Eindringung das anstoßende Gestein auf eine Entfernung von einigen Linien bis zu mehreren Zollen verändert hat, so ist diese Umänderung eine sehr viel bedeutendere als die, welche in dem Einflusse des Granits unseres Harzes auf das angränzende Grauwackengebirge wahrgenommen wird. Wenn nun in einem Schmelzofen solche Wirkungen durch Dämpfe, oder durch Ausfüllung von Spalten durch geschmolzene Massen hervor gebracht werden konnten, wie viel eher mußte etwas Aehnliches erfolgen können, wenn aus dem Schmelzherde der Erde Dämpfe und geschmolzene Massen emporstiegen? Und so möge man sich hier an den Ausspruch des Seneca erinnern, den man bey geologischen Forschungen stets im Andenken haben sollte: *Magna ista, quia parvi sumus credimus. Multis rebus non ex natura sua, sed ex humilitate nostra, magnitudo est.*

F l o r e n z.

Dalla tipografia Pezzati, 1834: Notizia intorno alla famosa opera istorica d'Ibnu

**Khaldùn filosofo africano del Secolo XIV.**  
**Del conte cavaliere Jacopo Gråberg di**  
**Hemsö. — 58 S. in 8.**

**G e n u a.**

**Dalla tipografia Pellas, 1834: Specchio geografico, e statistico dell' impero di Marocco; del cavaliere conte Jacopo Gråberg di Hemsö. — 364 S. in 8.**

Obgleich diese beiden Werke des jetzt in Florenz lebenden ehemaligen schwedischen und sardischen Consuls im Reiche Marocco und zu Tripoli, nach Uebersetzungen bereits in unsern Blättern gewürdigt sind, das erste J. 1835. S. 366, das zweyte S. 541 desselben Jahrganges: so scheint es doch nützlich, auch auf diese in vieler Hinsicht besseren Urschriften aufmerksam zu machen. Die Schrift über Ibn-Chaldun erschien englisch in den Abhandlungen der Londoner asiatischen Gesellschaft, aber mit Sinnfehlern, welche in dem italischen Drucke vermieden sind. Noch ungünstiger stellt sich die deutsche Uebersetzung des zweyten Buchs gegen die Urschrift, welche nicht nur von den Fehlern jener frey ist, sondern auch durch bedeutende Zusätze, Abbildungen und eine große Karte des Reichs Marocco so wesentliche Vorzüge vor ihr voraus hat, daß eine neue Uebersetzung dieses Werks für den Fall zu wünschen ist, wenn das italische Buch, wovon wir nicht genau unterrichtet sind, in Deutschland schwer zu erhalten wäre.

---

**S. 1. Z. 10. v. u. lies von Haller.**

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

Den 19. Januar 1837.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: *Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge. Eine anatomisch-physiologische Untersuchung von den Brüdern Wilhelm Weber, Professor in Göttingen, und Eduard Weber, Professor in Leipzig. Nebst einem Hefte mit 17 Tafeln anatomischer Abbildungen. 1836. XXVI und 426 Seiten in 8.*

So wichtig und interessant die Untersuchung der Bewegungen des menschlichen Körpers ist; so sind doch die darauf verwandten Bemühungen meist erfolglos geblieben. Dieses Urtheil ist besonders häufig und mit vielem Grunde von den Bemühungen der so genannten *Satromathematiker* des 18. Jahrhunderts ausgesprochen worden, welche die Hoffnung erregt hatten, daß durch sie dem menschlichen Geiste der Blick in das Innere der wunderbaren Werkstatt des menschlichen Kör-

[8]

pers geöffnet werden würde, gleich wie durch die glänzenden Entdeckungen Galilei's, Keppler's und Newton's die Einsicht in das Weltensystem begründet worden war. Gegenwärtig ist man, belehrt durch die Erfahrung, von solchen früher gehegten allzu großen Hoffnungen zurück gekommen, und man magt es nicht mehr, den Versuch zu machen, bis zu einer mathematischen Theorie dieser Bewegungen vorzudringen, sondern beschränkt sich darauf, von jenen Bewegungen so viel zu sagen, als die unmittelbare Erfahrung zu rechtfertigen scheint. Wenn aber auch die meisten Bewegungen im menschlichen Körper der Art sind, daß keine Hoffnung da ist, sie je unter einfache allgemeine Gesetze zu bringen; so gibt es doch auch einige der wichtigsten, von denen man dieses Urtheil nicht unbedingt auszusprechen Recht hat. Wenn man den Zweck einer Maschine kennt und sich von der Regelmäßigkeit ihres Ganges überzeugt hat; so hält man sie einer genaueren Untersuchung werth und hofft dadurch ihr Wesen vollständig zu ergründen, d. i. man hofft, daß man die Gesetze ihrer Wirksamkeit vollständig werde darlegen und auf einfache Grundsätze zurück führen können. Solcher durch die Einfachheit des Zweckes und regelmäßige Wiederkehr ausgezeichneten Bewegungen, welche denen jener Maschine gleichen, sind nun mehrere auch im menschlichen Körper vorhanden, z. B. die regelmäßigen und fortwährend sich wiederholenden Bewegungen des Athmens, und die des Pumpwerks, wodurch das Blut fortbewegt wird, des Herzens, und die zum Zwecke der Schall hervorbringung in wunderbar regelmäßiger Aufeinanderfolge sich wiederholenden Bewegungen der Stimmwerkzeuge. Hierher gehört auch der Men-

chanismus der Werkzeuge, wovon jeder nicht nur den Zweck kennt, sondern auch weiß, wie regelmäßig und wie lange ihre Bewegungen fortbauern und sich wiederholen können. In solchen Fällen muß es gelingen, auch im menschlichen Körper, wie in Maschinen, von den Bewegungen auf die Kräfte zurück zu schließen und klar zu scheiden, in wie weit die Gesetzmäßigkeit der Bewegungen von der Einrichtung der Maschine, und in wie weit sie von der die Maschine treibenden Lebenskraft abhängt, gleich wie bei einer Handmühle aus der vollständigen Kenntniß ihrer Bewegungen auf die Anstrengung des die Mühle drehenden Arbeiters zurück geschlossen, und geschieden werden kann, was in der Bewegung aller Theile von der Einrichtung der Mühle selbst und was von der Absicht und Geschicklichkeit des Arbeiters abhängt. Sene wohl gewählten, wichtigen, interessanten und zu lösen nicht unmöglichen Aufgaben haben zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Männer auf sich gezogen und werden es noch mehr thun, so bald durch ernstliche Forschung zu ihrer Lösung eine glückliche Bahn gebrochen worden ist.

Die bisherigen Bemühungen um die Mechanik der menschlichen Werkzeuge kann man dadurch characterisiren, daß sie sich bloß auf einige Beobachtungen, aber nicht auf genauere Versuche und Messungen gründen, ohne welche in diesem Gebiete der Forschung gar nicht fort zu kommen ist. Dieses gilt nicht bloß von den älteren, wie von Aristoteles, Galen, Fabricius, Cassendi und Borelli, sondern auch von den neueren, wie von Barthez und Gerby. Sie gleichen einander alle durch eine ganz unbestimmte Allgemeinheit in ihren Ideen, durch

die am Ende gar nichts gewonnen wird, weil sie, wenn sie sich auch wegen ihrer Unbestimmtheit mit den eben so unvollkommenen auf dem bloßen Anblicke gehender und laufender Menschen beruhenden Beobachtungen vereinigen lassen, eben darum keiner schärferen Prüfung durch bessere Versuche fähig sind. Es geht hieraus augenscheinlich hervor, daß man auf dem Wege, den man bisher eingeschlagen hat, zu klaren Begriffen von den Bewegungen des menschlichen Körpers bey'm Gehen und Laufen weder gelangt ist, noch auch gelangen konnte. Zur Bezeichnung eines anderen Weges, den die Verff. des vorliegenden Werkes einzuschlagen versucht haben, möge die Stelle der Schrift selbst dienen, wo darüber Rechenschaft gegeben wird.

Es heißt Seite 421:

‘Die Menge und Mannigfaltigkeit der Bewegungen bey'm Gehen und Laufen, wenn man dabey alle Theile des Körpers zugleich betrachtet, ist zu groß, um bey'm bloßen Anblicke die wesentlichen von den unwesentlichen, die nothwendigen von denjenigen zu unterscheiden, von denen das Gehen und Laufen nur zufällig begleitet wird, oder die selbst fehlerhaft und schädlich sind. Um diesen Zweck zu erreichen, ist man gezwungen, von bloßen Beobachtungen zu Versuchen zu schreiten, d. h. statt sich auf den Anblick gehender und laufender Menschen im Allgemeinen zu beschränken, muß man die Hülfsmittel benutzen, die wir haben, um die zusammen gesetzten Erscheinungen zu zerlegen und ihre einzelnen Theile und deren Zusammenhang zu erforschen; ferner muß man die Bewegungen besonders untersuchen, in die sie unter gewissen Verhältnissen, bloß von äußeren Kräften getrieben, wie z. B. durch die

Kraft der Schwere, gerathen können. Man muß endlich bey dem Gehen selbst Zeit und Raum und Massen und Kräfte messen, und muß dieselben Versuche vielfach wiederholen, um die Messungen, die man nicht alle auf einmal machen kann, successive zu gewinnen; und muß endlich die Versuche vielfach variiren, um dasjenige, was bey diesen Bewegungen constant ist, vom Variablen zu sondern und für letzteres die Gesetze der Abhängigkeit zu suchen. Diesen Weg der Erfahrung, der in neuerer Zeit in so vielen anderen Theilen der Naturwissenschaft und insbesondere auch in anderen Theilen der Physiologie eingeschlagen worden ist, haben wir in dem experimentalen Theile dieser Schrift versucht und dadurch eine viel umfassendere, erfahrungsmäßige Grundlage für die Betrachtung des Gehens und Laufens gewonnen, als unsere Vorgänger.'

Auf diesem Wege der reinen Erfahrung, mit Benützung aller Mittel, die wir zu experimentalen Forschungen besitzen, würde es möglich seyn, durch Genauigkeit und Beharrlichkeit zu einer wirklich vollständigen und klaren Kenntniß der Bewegungen des Gehens und Laufens zu gelangen, wenn der Genauigkeit der Versuche und Messungen nicht durch die Natur der Sache allzu enge Schranken gesetzt wären. Dazu würde erforderlich seyn, daß man die Versuche und Messungen so oft man wollte, immer mit gleichem Erfolge wiederholen könnte. Weil nun aber bey dem Gehen und Laufen an eine vollkommen überein stimmende Wiederholung der Versuche und Messungen unter den in und außer dem Körper stets wechselnden Verhältnissen nicht zu denken ist; so ist es unmöglich, auf dem Wege des Experiments allein zu den Gesetzen dieser Bewe-

gungen zu gelangen. Da es aber viel leichter ist, ein Gesetz, wenn es schon aufgestellt ist, durch Versuche und Messungen zu prüfen und zu bestätigen, als es, wenn es ganz unbekannt ist, durch Versuche und Messungen zu finden; so erkennt man daraus den Vortheil, den eine theoretische Betrachtung der Sache gewähren kann, wenn sie in der Art angestellt wird, daß sie zu einem solchen Gesetze führt, und wie unentbehrlich diese Hülfsleistung der Theorie gerade in unserm Falle sey, um in das Chaos der verschiedenen Beobachtungen Ordnung zu bringen. Auch diesen Weg der Theorie haben wir im theoretischen Theile dieser Schrift betreten, und die Resultate, zu denen wir darauf gelangten, haben uns als ordnende Principe bey der Zusammenstellung unserer Versuche und Messungen gedient.

Der erste Theil dieser Schrift ist einer allgemeinen Darstellung der Lehre vom Sehen und Laufen gewidmet und hat den Zweck, auf alles aufmerksam zu machen, was für das Sehen und Laufen von Wichtigkeit ist, und dadurch ein richtiges Urtheil und eine klare Uebersicht in allen Einzelheiten specieller anatomischer und physiologischer Forschungen über die Geheerzeuge, wie die folgenden Theile sie enthalten, zu begründen. Es war angemessen, darin alles aufzunehmen, was sich in Worten, ohne Rechnung, ausdrücken ließ, selbst manche Resultate theoretischer Forschungen, wenn sie für Experimentatoren brauchbar und nützlich waren. Der Zweck dieser Darstellung ist also ein untergeordneter, und dieser Theil selbst dient bloß als Vorbereitung für die folgenden, in denen die eigentlichen Untersuchungen der Reihe nach vorgetragen werden. Bey der Ausarbeitung dieses Theils hat

daher hauptsächlich das Bedürfniß den Festsaden abgegeben, und es wäre unzweckmäßig gewesen, demselben ein allzu systematisches Gepräge zu geben, wodurch die wahren Zwecke nur verdeckt worden wären. In dieser allgemeinen Darstellung folgt nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Einrichtungen im menschlichen Körper; welche auf das Gehen und Laufen abzuwickeln, eine Beschreibung der Bewegungen, welche ein Bein während zweyer auf einander folgender Schritte macht, sodann Betrachtungen der Bewegungen des rechten und des linken Beins, welche während eines Schrittes gleichzeitig erfolgen, ferner Betrachtungen über die Kräfte, welche beim Gehen auf den Rumpf wirken; endlich, in der Darstellung über das Laufen, nach einigen allgemeinen Betrachtungen über das Laufen, Erörterungen über den Gellauf und über den Sprunglauf im Einzelnen.

Der zweyte Theil gibt eine Reihe anatomischer Untersuchungen über die Sehwerkzeuge. Wir wollen uns hier darauf beschränken, auf die verschiedenen Methoden und Hülfsmittel, welche auf diese Untersuchung verwandt worden sind, aufmerksam zu machen, so wie die wichtigsten Resultate, die aus ihnen hervor gegangen sind, aus einander zu setzen. Es war zuvörderst nöthig, das Knochengerüst des Rumpfes, die Stellung des Beckens und die Gestalt der Gelenke der Sehwerkzeuge genauer als bisher kennen zu lernen. Ein sehr einfaches Mittel hat sich hierbey vorzüglich zweckmäßig bewiesen, nämlich das, den Körper, oder einzelne Theile desselben, während noch die knöchernen Theile ihre wahre naturgemäße Lage haben, mit Gips zu umgießen, und den erstarrten Gipsblock sodann nach einer

vorgeschriebenen Richtung zu durchsägen. Man kann auf diese Weise die wahre Lage aller Theile im Innern des Körpers nicht allein sich selbst unmittelbar vor Augen legen, sondern man kann auch durch Abgießen jener Knochendurchschnitte in Metall Stereotypen machen, und durch deren Abdruck den Leser selbst in den Besitz der Documente setzen, auf die man sich beruft. Es sind auf diese Weise in dem der Schrift beygegebenen Hefte anatomischer Abbildungen solche Originalabdrücke von der ganzen Wirbelsäule mit dem Becken und von den wichtigeren Gelenken der Sehwerkzeuge aufgenommen worden. Ein anderes Mittel ist außerdem bey dem Becken in Anwendung gebracht worden, um von seiner Stellung eine richtige Kenntniß zu erhalten. Die Verff. maßen nämlich zu gleicher Zeit den senkrechten und den horizontalen Abstand der Schwanzbeinspitze und des unteren Randes der Schaamfuge. Aus beiden Angaben zusammen kann die Neigung der jene beiden Punkte verbindenden geraden Linie, d. i. die Neigung des Durchmessers des Beckenausganges berechnet werden. Durch Wiederholung dieser Messungen bey vielen Menschen erhielten sie einen Mittelwerth für die Neigung des Beckens, der sie in Stand setzte, jedes Becken so aufzustellen, daß es nahe dieselbe Neigung wie bey einem aufrecht stehenden Menschen hat. In dieser Lage haben sie die Verhältnisse des Beckens und des Hüftgelenks zu einander untersucht und durch senkrechte Längs- und Querdurchschnitte dargestellt. Wir erwähnen auch noch die Mittel, durch welche der Umfang der Drehungen, deren die einzelnen Gelenke fähig sind, ermittelt worden ist. Die Kenntniß des Umfanges der Drehungen war nicht allein

an sich wichtig für die Betrachtung des Gehens und Laufens, weil dabey so sehr verschiedene Lagen des Körpers vorkommen, die nur durch den Umfang jener Drehungen erklärt werden, sondern die Messung desselben hat auch als Mittel gedient, die Wirkungen der einzelnen Bänder zu erkennen und zu unterscheiden, indem sie wiederholt angestellt worden sind, während nach und nach mehrere Bänder durchschnitten wurden, wodurch jener Umfang sich sehr veränderte. Weil es sehr schwer ist, den Drehpunct der Gelenke genau zu finden; so kam es darauf an, eine Methode der Untersuchung anzuwenden, wobey man die Kenntniß des Drehpunctes nicht bedarf. Die meisten dieser Messungen ließen sich so anstellen, daß die Drehungsebene mit einer Horizontalebene zusammen fiel, z. B. der Oberfläche eines Tisches parallel war. Alsdann wurde eine mit Kreißbogen versehene Magnetnadel in ein Stück Holz eingelassen, das sich auf der Tafel verschieben ließ und zwey verticale Kanten darbot, die mit zwey voraus bezeichneten, hervorspringenden Knochenpuncten eines jeden der beiden durch das Gelenk verbundenen Körpertheile in Berührung gebracht wurden, und der Stand der Magnetnadel in beiden Fällen beobachtet. Wurden diese Messungen an jenen beiden Körpertheilen bey verschiedenen Lagen des Körpers wiederholt; so ergab sich daraus der Umfang der Drehung unabhängig von der Kenntniß des wahren Drehungspunctes. In manchen Fällen mußte die Messung so eingerichtet werden, daß die Drehungsebene vertical war; alsdann vertrat ein mit Kreißbogen versehener Senkel die Stelle der Magnetnadel. Durch Verbindung des Gebrauchs der Magnetnadel mit dem Gebrauche des Senkels

konnten bey unveränderter Lage des einen Gliedes sowohl die horizontalen als verticalen Drehungen des damit durch Gelenke verbundenen anderen Gliedes zugleich gemessen werden. — Ferner führen wir an, wie die Lage des Schwerpunktes des ganzen Körpers und des Rumpfes gefunden wurde. Es wurde nämlich ein horizontales Bret auf eine scharfe horizontale Kante aufgelegt, so, daß es im Gleichgewichte war; dann wurde der Körper darauf-gelegt und so lange verschoben, bis das Bret, nahe im Gleichgewichte, von der horizontalen Lage langsam nach der einen Seite überschlug. Hierbey wurde auf dem Brete mit Hülfe eines rechten Winkels die Stelle bezeichnet, bis zu welcher der Kopf reichte. Darauf wurde der Körper umgekehrt auf das nämliche Bret gelegt (der Kopf auf die Seite, auf welcher vorher die Füße lagen) und der nämliche Versuch wiederholt. Der Schwerpunkt des Körpers liegt in gleicher Entfernung von den beiden bezeichneten Stellen und mißt man den Abstand der letzteren und halbiert ihn, so erfährt man den Abstand des Schwerpunktes vom Scheitel. — Bey Untersuchung der Gelenke ist auch ein eigenthümliches Mittel angewendet worden, um von der Bildung der für diese Gelenke wichtigen Synovialhäute eine vollständige Kenntniß zu erlangen. Es wurden nämlich alle Theile dieser viel verzweigten, überall in sich selbst geschlossenen Haut zugleich durch Injection mit erstarrender Flüssigkeit sichtbar gemacht. — Wo es möglich war, sind außerdem überall genaue Bestimmungen durch Messung und Wägung erlangt worden.

Als Resultate dieser anatomischen Untersuchungen heben wir hauptsächlich hervor, daß bey

der natürlichen aufrechten Stellung des Körpers der Atlas, auf welchem der Kopf balanciert, das Promontorium, welchem der Schwerpunkt des ganzen Körpers sehr nahe liegt, der Mittelpunkt zwischen beiden Schenkelköpfen, auf denen der Rumpf balanciert, die Mitte der Drehungsaxe beider Kniegelenke und beider Fußgelenke alle vertical über und unter einander liegen. — Ferner aus der Untersuchung über das Becken hat sich ergeben, daß die Lage desselben eine ganz andere ist, als sie gewöhnlich dargestellt wird. Mägele's Untersuchung über das weibliche Becken hat dadurch eine Erweiterung erhalten, in dem, was er vom weiblichen Becken nachgewiesen hat, auch auf das männliche Anwendung findet. Wie bedeutend der Irrthum gewesen sey, in dem man sich befunden hat, ist an dem sonst classischen Albinschen Skelette vor Augen gelegt, indem in einer davon gegebenen Copie die Verbesserung angebracht und die vorgenommene Drehung des Beckens durch Winkel genau bezeichnet ist. In Folge dieser veränderten Stellung des Beckens erhält auch das Rückgrath eine veränderte naturgemäße Lage. Die genauere Kenntniß der Lage des Beckens beim aufrecht stehenden Menschen gibt über manche Verhältnisse des Hüftgelenks Aufschluß. Es ergibt sich nämlich daraus, daß das Ligamentum teres vom Schenkelkopfe aus nicht, wie man zeither annahm, vorwärts, sondern seitwärts und in verticaler Ebene zum Pfannenrande herab steigt, was für die Kenntniß seiner Verrichtungen von Wichtigkeit ist. Die Incisura acetabuli, an dessen Rande jenes Band fest ist, liegt eben darum an der Pfanne zu unterst, und kann darum als Merkmal benutzt werden, woran man

kennt, ob ein Becken richtig oder falsch aufgestellt ist. Es ergibt sich ferner, daß das Hüftgelenk, eben so wie das Kniegelenk, bey aufrechter Stellung sich der gestrecktesten Lage sehr nahe befindet. Außerdem hat sich noch ergeben, daß das Hüftgelenk (wahrscheinlich alle freyen Gelenke, die wie Kugelgelenke nach allen Richtungen drehbar sind) einen luftdichten Verschluss hat, wodurch bewirkt wird, daß, wenn auch alle die Gelenke umgebenden Muskeln und Bänder völlig erschlaßt sind, die beiden im Gelenke an einander gränzenden Körpertheile doch schon durch den Luftdruck zusammen gehalten werden, und insbesondere, daß, wenn das Bein vom Rumpfe frey herabhängt, die Bänder und Muskeln, welche vom Rumpfe zum Oberschenkel führen, ganz erschlaßt seyn können und die Luft das Bein doch schwebend erhält, indem die Größe der Gelenkflächen so abgemessen ist, daß der Druck der Luft auf diese Fläche dem Gewichte des Beins nahe gleich ist, und folglich das Bein für sich allein frey schwebend erhält. — Aus der Untersuchung des Kniegelenks hat sich ergeben, daß (wahrscheinlich bey allen Charniergelenken, im Gegensatz zu den Kugelgelenken) feste Bänder an den Endpunkten der Drehungsaren angewachsen sind, und indem sie die drehbaren Theile verbinden, sich bey der Drehung radienförmig bewegen. Bey den wahren Charniergelenken, wie bey dem Ellenbogengelenke, bleiben dabey die mit den Knochen verwachsenen Endpunkte dieser Bänder in immer gleicher Entfernung von einander und folglich auch immer gleich gespannt, wodurch sie geeignet sind, in allen Lagen die beiden im Gelenke an einander gränzenden Körper fest zusammen zu halten. Bey der wunder-

baren Einrichtung des Kniegelenks dagegen (welches darum nicht den eigentlichen Charnieryelenken beygezählt werden darf) findet das nicht statt, sondern die An- und Abspannung dieser Bänder erfüllt daselbst den wichtigen Zweck, das Bein bey gestreckter Lage in eine steife Stütze, in gebogener Lage, gleich dem Arme, in ein allseitig geschmeidiges Glied zu verwandeln. Von allen Theilen der Physiologie ist die Lehre von dem Nutzen der Bänder am meisten vernachlässigt, und diese Lehre wird nur dann klar und übersichtlich dargestellt werden können, wenn man die Bestimmung der Bänder in Beziehung auf den Mechanismus der Gelenke genauer untersucht. Wir übergehen die Resultate, zu welchen in dieser Beziehung die Erforschung der Gelenke der Gehwerkzeuge führt. — Schließlich weisen wir noch auf die in diesem Theile vorgetragene eigenthümliche Einrichtung und Bestimmung der Gesambeinchen und auf das merkwürdige Verhalten der Streck- und Beugemuskeln zu einander bey den sämtlichen Gehwerkzeugen hin.

Der dritte Theil, oder die physiologische Untersuchung des Gehens und Laufens zerfällt in zwey Abschnitte, in einen experimentalen und in einen theoretischen. Aus dem ersteren Abschnitte oder aus den über das Gehen und Laufen angestellten Versuchen und Messungen heben wir als erste Thatfache folgende hervor. Es ist ein einfacher physicalischer Versuch, von einem Zeichname ein Bein abzuschneiden, und durch die Mitte seines Schenkelkopfes eine Aze zu schlagen, um welche man das Bein, wie ein Pendel, schwingen läßt. Unter diesen Verhältnissen sind die Bewegungen des Beins, von allen Lebensäußerungen unabhängig, bloß dem Gesetze der

Schwere unterworfen. Mißt man unter diesen Verhältnissen die Schwingungsdauer des Beins und vergleicht diese rein physicalische Angabe mit der gemessenen Dauer der Schritte bey'm schnellsten Gehen bey einem lebenden Menschen von gleicher Größe, wie jener todt war; so ergibt sich das merkwürdige Resultat, daß diese Schrittdauer der halben Dauer jener Schwingung gleich ist. Diese Thatsache verhält sich gerade so, als wenn das Bein, auch bey'm schnellsten Gehen, wie ein Pendel, bloß von seiner Schwere getrieben, schwinde, und bey jedem Schritte, nachdem es eine halbe Schwingung gemacht hat, in dem nämlichen Augenblicke aufgesetzt werde, wo das andere (hintere) Bein vom Boden gehoben wird. Vorausgesetzt aber, daß das Bein selbst bey'm schnellsten Gehen sich, während es den Körper nicht unterstützt, sondern an ihm hängt, wie ein Pendel verhalte und nur durch die Schwerkraft, ohne Anstrengung der Muskeln, bewegt werde; so wird es um so mehr wahrscheinlich, daß es auch bey langsamerem Gehen eben so seyn werde, nur mit dem Unterschiede, daß das Bein dann bey jedem Schritte auch wohl mehr als eine halbe Pendelschwingung machen und schon früher auf den Fußboden nieder gesetzt werden könne, als das hintere Bein von dem Fußboden erhoben wird. Wir übergehen die anderen Versuche und Messungen, welche zur Prüfung und Bestätigung dieser Vermuthung angestellt worden sind. — Eine zweite Thatsache ist, daß bey'm schnellsten Gehen die Schrittlänge halb so groß wie die größte Spannweite beider Beine ist. Diese Thatsache verhält sich ganz so, als wenn bey jedem Schritte des schnellsten Gehens ein Augenblick komme, wo

das hintere Bein möglichst nach hinten gestreckt, gleichzeitig aber das vordere Bein nicht eben so möglichst weit nach vorn ausgestreckt sey, sondern vielmehr in diesem Augenblicke gerade senkrecht stehe; denn alsdann ergibt sich von selbst, warum der Zwischenraum zwischen beiden Füßen, d. i. die Schrittlänge, halb so groß ist, wie wenn die beiden Beine gleichzeitig, das eine möglichst nach vorn, das andere nach hinten ausgestreckt werden; denn im letzteren Falle schließen die beiden Beine mit dem Boden ein gleichschenkeliges Dreieck ein, dessen Grundlinie durch ein vom gegenüber liegenden Winkel gefälltes Perpendikel halbiert wird. — Eine dritte Thatsache ist, daß die Schenkelköpfe, von denen der Rumpf getragen wird, sich auch beym schnellsten Gehen in einer fast ganz horizontalen Bahn fort bewegen und den Rumpf immer in fast gleicher Höhe über den Fußboden hintragen. Diese Thatsache verhält sich ganz so, als wenn die Kraft, mit welcher sich das stehende Bein zu verlängern strebt, so groß sey, daß wenn sie nach dem Parallelogramme der Kräfte in eine horizontale und verticale Seitenkraft zerlegt wird, die letztere allein das Gewicht des Körpers aufhebe. — Diese drey Thatsachen, und was daraus gefolgert worden ist, enthalten, was man zur Begründung einer Theorie nöthig braucht, nämlich ein Princip, aus der Lage der Theile die Kräfte, von denen sie bewegt werden, zu berechnen, und die Kenntniß des Zustandes der Theile in einem bestimmten Augenblicke, der als Anfangspunct betrachtet werden darf. — Außer den zur Bestätigung dieser Sätze dienenden Versuchen und Messungen erwähnen wir beyspielsweise einige andere Resultate,

die merkwürdig genug sind, um als Prüfsteine jeder wahren Theorie zu dienen, weil dieselbe einen Erklärungsgrund für sie darbieten muß. 3. B. die halbe Dauer einer Schwingung des frey pendulierenden Beins ist die kürzeste Dauer der Schritte beim Gehen. — Ferner dieselbe Zeitdauer ist die größte Schrittdauer beim Gillaufe, d. h. demjenigen Laufen, wo die Beine nie nach vorn ausgestreckt, sondern senkrecht aufgesetzt werden. Viel größer ist dagegen die Schrittdauer beim Sprunglaufe, d. h. demjenigen Laufen, wo die Beine erst möglichst weit nach vorn ausgestreckt werden, ehe man den Boden mit ihnen berührt. — Ferner, je größer die Schrittdauer, desto kleiner die Schrittlänge beim Gehen. — Ferner, die Schrittdauer beim Gillaufe ist nahe constant, so groß oder klein auch die Schritte seyen. — Ferner, die verticalen Hebungen und Senkungen des Rumpfs beim Gillaufe sind fast nie so groß wie beim Gehen &c. Was die Instrumente und Methoden betrifft, mit denen und nach welchen diese Messungen ausgeführt worden sind, verweisen wir auf die Schrift selbst.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

### D r u c k f e h l e r .

S. 56. Z. 10. v. o. statt Untersuchung ließ Untersuchungen.

— 63. — 5. v. u. st. auf dessen l. dessen.

— 66. — 4. v. u. st. Einschüssen l. Einschlüssen.

# G ö t t i n g e r gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.  
Den 21. Januar 1837.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Mechanik der menschlichen Gewerzeuge.

Der zweite Abschnitt der physiologischen Untersuchung des Gehens und Laufens enthält die Begründung einer Theorie des Gehens und Laufens, gemäß den eben angeführten Erfahrungen. Wir enthalten uns hier einer genaueren Vergliederung dieser Theorie, und beschränken uns, diejenigen Formeln anzuführen, welche zwar nur näherungsweise gelten, aber die einfachste Uebersicht über alle beym Gehen und Laufen vorkommenden Verhältnisse gewähren.

1) Formeln für das Gehen:

$$hh + pp = ll$$

$$\tau - t = - \tau \cos \frac{t}{T} \pi$$

$$h = \frac{a\tau\tau}{(1 + \frac{\tau}{T} \pi)^2}$$

[9]

## 2) Formeln für den Eilauf:

$$(h + s)^2 + pp \frac{tt}{\tau\tau} = ll$$

$$2\tau = \frac{1}{2}T + t$$

$$s = \frac{1}{2}g \frac{t}{\tau} (\tau - t)^2$$

$$h = att \left(1 - \frac{2s}{3h}\right) \cdot \frac{T}{T + \pi t}$$

## 3) Formeln für den Sprunglauf:

$$(h + s)^2 + pp \frac{tt}{\tau\tau} = ll$$

$$2\tau = T + 2t$$

$$s = \frac{1}{2}g \cdot \frac{t}{\tau} (\tau - t)^2$$

$$h = att \left(1 - \frac{2s}{3h}\right).$$

In diesen Formeln bezeichnet  $l$  die Länge des gestreckten Beins,  $T$  seine Schwingungsdauer,  $p$  die Schrittlänge,  $\tau$  die Schrittdauer,  $t$  den Theil der Schrittdauer, wo ein Bein aufsteht und stemmt,  $h$  die Höhe des Schenkelkopfes über dem Fußboden im Anfange des Schrittes,  $\pi$  das Verhältniß der halben Peripherie zum Halbmesser,  $\frac{1}{2}g$  den Fallraum für die Zeiteinheit,  $a$  eine Constante,  $s$  den Unterschied der Höhe des Schenkelkopfes über dem Fußboden in zwey verschiedenen Augenblicken eines Schrittes. Aus den Formeln für das Gehen ergibt sich zur Vergleichung mit der Erfahrung folgende Tabelle der zusammen gehörigen Werthe der Schrittlänge und Schrittdauer für  $T = 0^m 7$ ,  $l = 0^m 95$ ,  $a = 34,65$ , die wir mit den S. 274 mitgetheilten Beobachtungen zusammenstellen:

berechnet		beobachtet	
$\tau =$	$p =$	$\tau =$	$p =$
0''350	0 <sup>m</sup> 700	0''377	0 <sup>m</sup> 790
0,414	0,611	0,399	0,736
0,422	0,600	0,429	0,724
0,432	0,585	0,461	0,712
0,446	0,564	0,502	0,668
0,465	0,533	0,538	0,648
0,494	0,484	0,576	0,625
0,542	0,395	0,604	0,564.

Es ist bey dieser Vergleichung zu berücksichtigen, daß die Länge des Fußes zur Vergrößerung der Schritte um fast 0<sup>m</sup>140 beytrug, worauf in der Rechnung keine Rücksicht genommen worden ist.

### Braunschweig.

Hey Nieweg. Die höhere technische Lehranstalt, oder die technische Abtheilung des Herzogl. Collegii Carolini zu Braunschweig, nach Zweck, Plan und Einrichtung, unter Mitwirkung ihrer Lehrer dargestellt von dem Vorsteher derselben A. Uhde, Dr. phil. Professor der Mathematik und Astronomie. IV und 90 Seiten. 1836. 8.

Unter den Ländern, worin die öffentlichen Unterrichtsanstalten blühten, nahm das Herzogthum Braunschweig stets eine ehrenvolle Stelle ein. Die Universität Helmstedt, obgleich ihrem Umfange nach zu den kleineren Deutschlands gehörend, leistete doch sehr viel zur Beförderung der Aufklärung und der Wissenschaften, und das Collegium Carolinum zählte stets ausgezeichnete Namen unter seinen Lehrern. Eine schlimme Epoche trat mit der westphälischen Gewaltherrschaft ein,

welche die erstere ganz aufhob, die letztere in eine Militärschule verwandelte. Mit der Rückkehr des angestammten Fürsten wurde zwar das Collegium nach seinen wesentlichen Theilen wieder hergestellt, aber die Frage wegen der Universität blieb bis auf die jüngsten Zeiten unerledigt. Erst als die neu organisierten Braunschweigischen Landstände beisammen waren, kam sie zur Discussion und Entscheidung. Bekanntlich wurde nach dem Antrage der Regierung bestimmt, daß die Wiedererweckung der Universität unterbleiben, dafür aber das Collegium Carolinum zu einer technischen Academie erweitert werden sollte. Gewiß war dieser Beschluß zeitgemäß, da die neue Gründung einer Universität, jetzt, wo die benachbarten größeren so reich ausgestattet sind, mit vielen Schwierigkeiten und unsicherem Erfolge würde zu kämpfen gehabt haben, dagegen eine polytechnische Anstalt, welche den Ansprüchen der Gegenwart genügt, in einer Stadt von dem Gewerbfleiß und der Handelsthätigkeit wie Braunschweig, die ersprießlichsten Folgen für sie und das übrige wohlhabende und gewerbthätige Land haben mußte. Um zugleich auch die anderweitigen noch vorhandenen Mittel und Bedürfnisse zu berücksichtigen, wurde beschlossen, die humanistische Seite des Collegiums, das hierdurch gewissermaßen eine philosophische Facultät vorstellt, zu belassen und außerdem noch eine mercantile Abtheilung daran anzuknüpfen. So stellt also jetzt das Collegium Carolinum eine große dreifache, aber durch ihre innere Organisation zu einem Ganzen verbundene, Anstalt vor.

Gegenwärtige Schrift gibt uns nun von der nach ihren wesentlichen Theilen neu begründeten technischen oder polytechnischen Abtheilung dieses

Instituts ausführlichen Bericht. In der Einleitung (S. 1 — 8) sind enthalten 'einige Angaben über die Gründung, ursprüngliche Bestimmung und die gegenwärtige Einrichtung des Collegii Carolini.' Es werden in Beziehung auf die 'technische Abtheilung' folgende Punkte erörtert: für wen sie bestimmt ist, welche Aufgabe sie sich stellt, und wie sie dieselbe zu lösen gedenkt, was sie voraussetzt (S. 9 — 29). Sodann wird der Lehrplan im Einzelnen dargelegt, nach den Rubriken: I. Allgemeine vorbereitende Wissenschaften und Künste, A) mathematische Wissenschaften, B) Naturwissenschaften, C) Künste. II. Fachwissenschaften, A) des Gewerbtreibenden im engeren Sinne, B) des Pharmaceuten, C) des Landwirths, D) des Architecten. Nach dem mitgetheilten Schema werden in jedem Semester gegen 30 Vorlesungen (mit denen der beiden anderen Abtheilungen zusammen 46) gehalten. Ein Verzeichniß der Lehrer (13) nebst einer kurzen Biographie eines jeden, macht den Beschluß.

Wenn man den Unterrichtsplan aufmerksam durchgeht, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß er mit vieler Umsicht entworfen ist, und wenn man überlegt, wie viele practisch-technische Fächer hier vorkommen, von welchen jedes seine Räume, Sammlungen und Hülfsmittel erfordert, so muß man gestehen, daß, wenn die Ausführung der Ankündigung entspricht, diese Anstalt in einem großartigen Sinne unternommen sey, und daß die Resultate derselben von wohlthätigem Einflusse nicht bloß für ihre nächste Umgebung, sondern auch für das gemeinsame Vaterland seyn werden.

## L o n d o n.

(Published by the author) An inquiry into the history, authenticity and characteristics of the Shakspeare Portraits, by Abraham Vivell, portrait painter.

Wohl sind wenig Portraits auch in Deutschland so verbreitet, als das von Shakspeare. In England muß dies begreiflicher Weise in noch viel größerem Umfange der Fall seyn; wie denn auch der Verf. des vorliegenden Buchs 167 Kupferstiche mehr oder minder bedeutender Englischer Meister mit einer kurzen Critik ihres Verdienstes auführt. Allein während in Deutschland nur ein einziges Originalabbild des Dichters sich durch den Nachschub verbreitet hat, nämlich das zuerst durch Houbraken in seinen British heads herausgegebene, jetzt im Besitze des Herzogs von Buckingham befindliche Brustbild, ist es in England etwas anders; dort muß man nach der Unterschrift jedes neuen Kupferstiches sehen, und mehr als zehn vornehme Besitzer streiten um den Vorzug des echten Portraits. Da sich diese streitigen Portraits, genau erwogen, unter einander meist so unähnlich sehen, wie ihre Besitzer, und da der Verf. — selbst ein geachteter Portraitmaler — durch seine Kunst- und Handwerksverbindungen hinter die unverschämten Fälschungen kam, mit denen einzelne seiner Kunstgenossen die Reichen und das leichtgläubige Englische Publicum noch täglich hintergehen: so hielt er es für Pflicht, eine artistisch-historische Untersuchung über das echte — vielleicht die paar echten Portraits seines großen Landsmanns anzustellen. Das Resultat dieser Untersuchung liegt nunmehr in dem angezeigten Buche vor, das zur vollständi-

gen Erläuterung mit 21 Kupfertafeln begleitet ist. Die Mühe und Beharrlichkeit, mit welcher der Verf. seinen Zweck verfolgt hat, erregt in der That Verwunderung. Es kam darauf an, bey jedem bedeutendern Bilde dessen früherer Abstammung von Besitzer zu Vorbesitzer nachzugehen, oft bis in die Buden der Trödler oder bis in die Versteigerungsprotocolle der Auctionatoren. Von zwey Dingen hierbey erregt das eine Verwunderung, das andere Erstaunen. Der große Sinn der Engländer für öffentliche Besprechung jedes wissenschaftlichen Gegenstandes öffnete, bis auf zwey Ausnahmen, dem Verf. allenthalben den Zutritt zur genauesten Untersuchung der bisher als echt ausgegebenen Bilder, obgleich er dem Besitzer jedesmahl seinen Zweck und die Möglichkeit vorher anzeigte, daß er vielleicht das fragliche Portrait für untergeschoben öffentlich werde erklären müssen. Wenn dieß eine große Selbstverleugnung von Seiten der Eigenthümer dieser Bilder genannt werden darf, so erstaunt dagegen der Leser mit Unwillen über die hier abgedruckten brieflichen Eingeständnisse einer gewissen Classe unbedeutender Maler, wie oft sie alte verdorbene Portraits unbekannter Personen so lange abgeschliffen und wieder übermalt haben, bis ein Shakspearekopf daraus geworden, durch welche Umwege sie ihr Machwerk an irgend einen reichen Mann gebracht, und in welcher Sammlung sich dasselbe als ein bewundertes Original jetzt befinde. Nachdem der Verf. solcher Gestalt die Liste der bisher für echt gehaltenen Shakspeare-Portraits schon bedeutend verringert, so schlägt er zur Ermittlung des ältesten und ähnlichsten Portraits den Weg der Vergleichung mit denjenigen Bildnissen ein, die den

großen Dichter unbestritten vorstellen und zugleich kurz nach seinem Tode angefertigt wurden. Daß Shakspeare selbst kein Portrait von sich besessen habe, ist sehr wahrscheinlich, weil er sonst ohne Zweifel in seinem bekannten Testamente darüber, wie über manche andere Andenken, verfügt haben würde. Allein in der Dreieinigkeitskirche des Driß, wo Sh. starb und beigesetzt wurde, zu Stratford upon Avon befindet sich noch jetzt das steinerne Monument, welches das Brustbild des Dichters, im Stile der damaligen Zeit, in gewöhnlicher Kleidung und folglich ohne Anzeichen einer etwanigen Idealisierung darstellt. Man weiß, daß dies Monument gleich nach Shakspeare's Tode ihm von Dr. Hall, seinem Schwiegersohne, gesetzt wurde. Es war von Anfang her bis zum J. 1793, wo es absichtlich überweist wurde, mit Oelfarbe im natürlichen Colorit angemalt. Der Verf. bezeugt die Tüchtigkeit der Arbeit in Kopf, Gewand und Händen, und allerdings kann nach dem mitgetheilten Kupferstiche niemand das Bestreben einer portraitmäßigen Behandlung verkennen. Wie sehr aber weichen diese Gesichtszüge von jenem viel verbreiteten Houbrakenschen Bilde ab! Viel näher schon kommen ihm die Formen jenes höchst seltenen, und hier getreu nachgestochenen Kupferstichs von Martin Droeshout, welcher zuerst in der Folioausgabe von Shakspeare's Werken vom J. 1623, also nur 7 Jahre nach S.'s Tode, erschien. Diesen Kopf und das gedachte Grabmahl betrachtet daher der Verf. mit Recht als den Schlüssel bei der Prüfung aller übrigen Portraits unsers Dichters. Beide zeichnen sich durch die auffallende Bildung der hohen Stirn aus, die gleichsam wie ein für sich selbst abgeschlossenes Gebäude über

dem ernstfreundlichen Gesichte sich erhebt. Es mag nicht unbemerkt bleiben, daß es zugleich die Stirn von Ariost, Cervantes und von Goethe ist. Mit diesem Maßstabe werden nun die bedeutendsten der bisher bekannt gewordenen Portraits gemessen, ihre vermeinte Echtheit widerlegt, oder nach Umständen in Zweifel gestellt — bis die Reihe an ein, bisher wenig beachtetes Bild, im Eigenthume eines Hn Geo. Nicol kommt, das durch eine sinnreiche Verbindung einzelner Anzeichen über seinen Ursprung die Aufmerksamkeit im hohen Grade fesselt. Dieses Bild, ein lebensgroßer Kopf in Del auf Holz gemalt, ward schon im J. 1794 entdeckt und damals öffentlich besprochen. Allein obwohl hinten auf dem Bilde die Worte von alter Hand zu lesen waren: 'Gul. Shakspear 1597. R. N.', so machten doch die bekannten, damals kurz vorher erst aufgedeckten Irrendischen Betriegerereyen mit Reliquien von Shakspeare das Publicum mißtrauisch, und die Sache fand die Würdigung nicht, der sie jetzt unser Verf. unterzogen hat. Die beiden oben erwähnten Vorbilder, von denen der Verf. ausgeht, waren immer nur Portraits, die nach des Dichters Tode angefertigt worden; wie wichtig mußte daher ein Bild erscheinen, von dem man mit Gewißheit hätte sagen können, es stelle Sh. vor, und sey zu seinen Lebzeiten gemalt! Der Verf. unterzog daher dieses Bild und seine Rückchrift der sorgfältigsten Prüfung. Nach der darauf angegebenen Jahrzahl 1597 mußte Sh. damals 33 Jahre alt seyn; ein Alter, dem das Portrait völlig entspricht. Auch weicht es in seinen Grundzügen wenig von denen des älteren Mannes auf dem Grabmahle zu Stratford ab. Es zeigt ferner eine völlig schwarze Kleidung und

Mantel mit batistischem Halskragen, wie in Trauer; und wirklich hatte das Jahr vorher (1596) Sh. einen zwölfjährigen Sohn durch den Tod verloren. Eine genaue Untersuchung der Inschrift auf der Rehrseite des Bildes ergab, daß sie, wie von dem Maler selbst, mit dem Pinsel und mit einer dunkelgrauen Oelfarbe, in den eigenthümlichen Schriftzügen der damaligen Zeit aufgetragen ist. Wichtiger aber als alles dies war das Ergebnis, daß die anscheinende Signatur des Künstlers, die Endbuchstaben, die man früher R. N. gelesen hatte, ein R. B. vorstellen. Das mitgetheilte Facsimile läßt darüber keinen Zweifel. Nun ist es aber eine alte in England verbreitete Sage, deren Grund zwar unbekannt, die aber selbst in Granger's biographical Dictionary aufgenommen ist, 'daß Robert Burbage Shakespeare nach dem Leben gemalt habe.' Wer aber war dieser R. Burbage; war er ein Maler von Profession, oder besaß er sonst so viel Kunstgeschicklichkeit, daß man seinen Bildnissen trauen durfte? Daß Burbage ein gleichzeitiger Schauspieler mit Sh. war, ist bekannt; daß er aber auch mit diesem in genauer Verbindung gestanden haben müsse, erhellet aus dem Umstande, daß er zugleich mit Sh. ein gemeinsames Theaterprivilegium von König Jacob I. erhielt. Indessen — war er ein Maler, der vielleicht die Palette mit dem Cothurn vertauscht? Die Englische Malerschule kennt seinen Namen nicht, und doch ist das in Frage befangene Bild tüchtig, wenigstens gut gemalt. Auch hier war es dem Scharfsinne des Verfs vorbehalten, eine merkwürdige Spur zu entdecken. Ein wenig bekannter Dichter nämlich, John Davies, hat 1605 ein moralisches Gedicht im Drucke heraus gegeben,

worin er sich S. 215. über die Eitelkeit und die Uebertreibungen der damaligen Schauspieler ereifert. Doch fügt er eine Ausnahme bey. Es heißt daselbst: *Players, I love you and your qualitie, As ye are men that pass time not abus'd; And some I love for painting, poesie, etc.* und merkwürdiger Weise sind die letzten beiden Worte am Rande des Blattes mit der erklärenden Note bezeichnet: 'W. S — R. B.' — Es kann kaum bezweifelt werden, daß diese Buchstaben William Sh. und Robert Burbage zu lesen sind, und zwar der erste als Dichter, der zweyte als Maler. Der Verf. bezeugt noch, daß das Bild zwar gut gezeichnet und sorgfältig gemalt ist, jedoch nicht mit der Dreistigkeit, die den vollendeten Künstler bekundet; so daß Burbage, wenn er wirklich Maler von Haus aus war, allerdings wohl Grund gehabt haben mochte, seinen Erwerb besser auf der Bühne, als vor der Staffeley zu suchen. Und er schließt mit der Ueberzeugung, daß er unter Zusammenstellung aller dieser Umstände die Echtheit des Nicolischen Portraits, die Aehnlichkeit und Gleichzeitigkeit mit seinem Originale, so wie den Namen seines Urhebers zur Evidenz dargethan habe. Den Beschluß macht eine Nachweisung von Betriegerereyen, die mit angeblichen Portraits von Sh. immer noch von Zeit zu Zeit getrieben worden sind, und Anklang im leichtgläubigen Publicum gefunden haben; so wie endlich eine Untersuchung über die viel bestrittene Frage, wie Sh. selbst seinen eigenen Namen geschrieben habe? Indessen mögen hier wohl sämtliche Annahmen gleichen Anspruch auf Richtigkeit haben, und mit Documenten belegt werden können. In dem council book of the corporation of Strat-

ford, wo John Shakspeare, des Dichters Vater, Mitglied des Gemeinderaths war, fand sich dessen eigenhändig geschriebener Namen 166 mal, allein auf vierzehn verschiedene Arten buchstabiert, die hier mitgetheilt werden und durch alle Abweichungen von Shakesper bis Sharpeare gehen. Zeitungsnachrichten zu Folge hat dieses Buch die Wirkung gehabt, daß eine Gesellschaft zusammengetreten, an deren Spitze selbst allerhöchste Personen stehen, um das Grabmahl zu Stratford von seiner Ueberweisung zu befreien und die ursprüngliche farbenmäßige Ausmalung derselben wieder herzustellen.

Bl.

## C a l c u t t a.

Von dem dort erscheinenden Journal of the Asiatic Society of Bengal haben wir wieder zwey Monatsstücke, von April und May 1836, erhalten, aus denen wir einiges, das auch deutsche Leser interessiert, mittheilen wollen. Das Aprilstück beginnt mit einer Nachricht von den Stämmen, welche die Gebirge der N. O. Gränze von Bengalen bewohnen, und die bisher zu den unbekanntesten gehörten. Der Einsender, H. Maccosh, verdankt dieselbe dem Agenten der Compagnie in Assam, dem Capitain Jenkins, und dem Major White. Das der Compagnie in dem letzten Frieden mit den Birmanen abgetretene Assam stößt hier unmittelbar an China und das Reich der Birmanen, so daß die Britten jetzt die Nachbarn von beiden geworden sind. Der letzte Britische Posten von drey Compagnien Truppen steht zu Subbia am Burramputra mit zwey Canonenböten

auf diesem Strom, der von der Bergkette, die Assam von China trennt, herunter kommt, die auch mehreren großen Flüssen, welche theils die jenseitige Halbinsel Indiens, theils China bewässern, wie namentlich dem Iravaddi und dem Tantsse Kiang ihren Ursprung gibt. Assam ist daher schon durch seine Lage ein wichtiges Land, aber nicht weniger durch seine Beschaffenheit und seine Producte. Das Klima ist sehr gemäßigt, den Europäischen Constitutionen angemessen, der Boden ist sehr fruchtbar, und das Ganze könnte ein großer Garten werden für die Production von Baumwolle, Seide, Caffe, Zucker, und besonders auch Thee, der bekanntlich hier wild wächst und so sehr jetzt die Aufmerksamkeit der Britten auf sich zieht. Die Bergkette ist von mehreren Stämmen bewohnt, die theils China unterworfen sind, theils Britische Oberherrschaft anerkennen, theils aber noch ihre Unabhängigkeit behaupten. Die bedeutensten darunter sind die Miris, die sich unter Britischen Schutz begeben haben, gegen ihre mächtigen Feinde, die Abos, die durch die Bereitung von Gift, dessen sie sich im Kriege und auf der Jagd bedienen, gefährlich sind. Sie wohnen in Dörfern. Durch ihr Land geht die Straße nach Tibet, die von Pilgrimen besucht wird, und wovon die Stationen angegeben werden. Als das gesittetste Volk werden die Kanghai genannt. Sie wanderten erst seit etwa 60 Jahren in das Land ein. Sie sind Buddhisten, und gehören zu den wenigen Stämmen die eine Schrift haben. Sie lesen und schreiben das Birmanische. Die zahlreichste und mächtigste Völkerschaft aber ist die der Singphos, die lange Zeit der Schreck der Nachbarn waren. Sie stehen unter zwölf Ober-

hauptsächlich, welche sämmtlich den Schutz der Engländer sich erbeten haben, aber keinen Tribut bezahlen. Sie haben eine eigene Sprache, und begraben ihre Todten. In ihrem ganzen Lande wächst der Thee wild, und schon deswegen ist es für die Britten von großer Wichtigkeit. Außerdem aber wird durch ihr Land der Handel mit China getrieben. Die Chinesischen Kaufleute kommen mit ihren Waaren auf Mauleseln in zehn bis zwölf Tagen über das Gebirge, nach einem Orte Cadmow, dem Stapelplatze des Handels mit den Birmanen, der an dem Irrawaddistrome liegt, auf dem die Waaren in Booten weiter gefördert werden. Man sieht daraus, von welcher Erheblichkeit der Besitz des Landes Assam für die Engländer ist, oder doch werden kann, wenn erst Straßen dahin gebahnt sind. Freylich werden neben ihren Handelsverhältnissen auch die politischen mit China und dem Birmanenreiche verwickelter, und wer mag im voraus bestimmen, wohin dieses weiter führen kann?

Ueber die Baumwollen-Spinneren, Webereyen und Färbereyen in Nepaul; von Dr. Campbell. Sie stehen hinter den Indischen zurück, und noch mehr hinter denen von Tibet.

Für die Naturgeschichte liefert H. Hodgson mehrere Beiträge; neue Falkenarten, die auch abgebildet sind, und mehrere Säugethiere von Nepaul, wie die dortige wilde Ziege *capra quadrimammis*, da sie vier Zitzen hat; den *cervus Elephantoides* u. a.

Das Manuskript gibt die Uebersetzung einer Tibetischen Inschrift durch Hrn. Rörds, der unsern Lesern schon aus früheren Artikeln bekannt ist. Sie enthält Anrufungen an die Gottheiten (die Radtschusur) für den Statthalter Hu, der

dem Tempel Geschenke gemacht hatte. — Nachrichten über Indo-Scythische Münzen in Cabul gefunden, durch Hrn Andell, worüber von anderer Hand wird Bericht gegeben werden. — Nachrichten über fossile Knochen die auf der Insel Perim, in dem Golf von Cambay, gefunden sind, durch Hrn v. Hügel. Der größte Theil davon gehört dem Mastodon latidens. Von den Zähnen sind auch die Abbildungen beygefügt. Auch in anderen Gegenden sind noch ähnliche Ausgrabungen veranstaltet.

Ein Vortrag des Präsidenten John Wilson in Bombay gibt interessante Nachrichten über die Arbeiten der dortigen Gesellschaft, die sich besonders mit Erklärung der zahlreichen Alterthümer daselbst, und der Auffindung von Sanskritschriften beschäftigt.

Hn.

### H a n n o v e r.

Von dem neuen Hannoverschen Schulfreund, herausgegeben von F. G. Schläger, Pastor Primarius zu Hameln, haben wir bereits das dritte Stück des zweyten Jahrganges vor uns liegen. Die zwölf darin enthaltenen Aufsätze, unter denen wir besonders den über die Schulversäumnisse als Krankheit mancher Volksschulen empfehlen, haben sämmtlich practische Beziehungen, und entsprechen dadurch den Zwecken die durch sie erreicht werden sollen. Wenn wir gleich nicht über dieselben ins Einzelne gehen können, so ist die Fortdauer dieser Zeitschrift doch eine erfreuliche Erscheinung, da sie einen Beweis von der Theilnahme gibt,

welche das Publicum dem so wichtigen Gegenstande schenkt, dem sie gewidmet ist. Wir wünschen und hoffen, daß diese zugleich fortbauern und wachsen möge.

Von demselben so thätigen Verfasser haben wir eine Predigt erhalten: Christus macht die Tauben hörend, und die Sprachlosen redend, welche wir ihres wohlthätigen Zweckes wegen, da sie zum Besten der Taubstummen-Anstalt zu Hildesheim gedruckt ist, nicht unerwähnt lassen können. Vorangeseht ist eine kurze Geschichte dieser Anstalten, und der zu Hildesheim insbesondere, die den Wohlthätern derselben sehr angenehm seyn wird. Sie ist dem, auch um die Literatur durch die Fortsetzung des Föcherschen Gelehrten-Lexicons so verdienten Herrn Domprediger Dr Rotermund in Bremen zu seiner funfzigjährigen Amtsfeyer gewidmet, wovon die Beschreibung bereits aus öffentlichen Blättern bekannt ist.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e    A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

13. Stück.

Den 23. Januar 1837.

---

G ö t t i n g e n.

Der sechste Januar war der Tag, an welchem vor funfzig Jahren der ehrwürdige Senior unserer theologischen Facultät, Herr Consistorialrath und Abt Dr David Julius Pott, Ritter des Guelphen-Ordens, seine Laufbahn als öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrtheit damals auf der Universität zu Helmstädt begann, von welcher er als ordentlicher Professor der Theologie im Jahre 1810 auf die unsrige versetzt ward, und seit diesem Zeitpuncte seinen segensvollen Wirkungskreis zugleich als Lehrer und Geschäftsmann auf derselben behalten und ausgefüllt hat. Der Jubilar hatte zwar sich jede öffentliche Feyer verboten, aber die herzlichste Theilnahme sprach sich darum nicht weniger in den zahlreichen Glückwünschen aus, die ihm von allen Seiten dargebracht, und mit Rührung von Ihm angenommen wurden. Früh am Morgen weckte ihn

[10]

ein Gesang der hiesigen Singacademie unter der Leitung ihres Directors Hn Dr. Heinroth. Gleich darauf begrüßten ihn die Zöglinge des hiesigen Waisenhauses, dessen Curator Er ist, mit Aufsingung eines auf das Fest bezüglichen Gesanges und geistlicher Lieder.

Eine Deputation seiner Zuhörer, Hr Stud. Theol. Bartels an der Spitze, überreichte Ihm mit ihrem Glückwunsche, ein deutsches, mit einem Lorbeerkränze umwundenes, Gedicht.

Demnächst erschienen die Mitglieder der theologischen Facultät, und übergaben Ihm, Ihm glückwünschend, eine werthvolle Ausgabe der Hebräischen Bibel, nebst den Glückwunschschriften der theologischen Facultäten zu Breslau, Marburg, Gießen, Halle, Jena, Kiel, Rostock, so wie von Tübingen.

Der Akademische Senat stattete seinen Glückwunsch durch eine Deputation ab, bestehend aus den Hrn Hofrathen Bergmann, Langenbeck und Müller, und überreichte zugleich das Festprogramm des Hrn Prof. Gieseler: *Commentatio qua Clementis Alexandrini et Origenis doctrinae de corpore Christi exponuntur.*

Ihnen folgten die Herren Professoren der Theologie Rettberg, Köllner und Liebnert, von denen der erste zugleich ein Schreiben des Herzogl. Wolfenbüttelschen Consistorii, und des dortigen Prediger-Seminars übergab.

Auch das hiesige Repetentencollegium bezeugte seine Theilnahme mit Ueberreichung einer Schrift des Hrn Dr. Bertheau: *Carminis Ephraimi Syri textum Syriacum secundum codd. bibl. Angel. denuo editum ac versione et commentatione instructum.*

Nachdem auch die hiesigen Stadtbehörden, sowohl die Geistlichen beider Confessionen, als auch der Stadtmagistrat und die Steuerdirection, so wie viele einzelne Collegen und-Freunde des Jubilar's ihre Glückwünsche dargebracht hatten, erschien Se. Magnif. der Prorector, Herr Hofrath Dahlmann, und überreichte ein in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Glückwunschschreiben des Königl. Universitäts-Curatoriums.

Auch aus seinem vormaligen Aufenthaltsorte sowohl von dem Magistrate als der Geistlichkeit von Helmstädt, und mehreren einzelnen Freunden erhielt der Jubilar Beweise seines fortbauernenden Andenkens daselbst.

Am nächsten Sonntage, am 8ten Januar, sprach unser Universitätsprediger Herr Prof. Liebenow noch die frommen Wünsche aus, mit denen wir die unsrigen verbinden, daß Gott den ehrwürdigen Jubilar auch im Greisenalter uns noch lange in voller Rüstigkeit erhalten möge.

## B e r l i n.

Bey G. Reimer, 1835: Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie von Christian August Brandis. Erster Theil. VIII und 548 Seiten in Octav.

Wenn ein in der philosophischen Literatur des Alterthums so bewandeter Mann, wie Herr Prof. Brandis allen Freunden und Kennern derselben bekannt ist, die Resultate seiner vieljährigen Arbeiten in einem Handbuche der vorliegenden Art zur Uebersicht bringt, und dem dafür empfänglichen Publicum vorlegt: so muß die allgemeine Aufmerksamkeit nothwendig auf sein

Werk gerichtet seyn. Eine solche Erscheinung verdient ein größeres Studium als die Masse gleichzeitiger Literaturwerke fordern darf. Einem solchen Studium hat sich auch der Unterzeichnete mit größtem Interesse hingegeben und muß als Resultat desselben die Ueberzeugung aussprechen, daß der Verf. alle bisher vorhandenen Werke ähnlichen Zweckes und Umfanges durch gründliche Kenntniß des Thatsächlichen und verständig vergleichende Critik der sich hier darbietenden Erscheinungen, ferner, was damit zusammen hängt, durch eine ausgebreitete philologische Gelehrsamkeit und Umsicht in Benützung der Quellen weit übertroffen und hiermit ein Werk begonnen hat, das keine auswärtige Literatur aufzuweisen vermag und das kein Forscher in der Geschichte der Philosophie künftig wird entbehren können. Wenn Ref. dieses mit hoher Achtung der Verdienste des Verfs. um die Wissenschaft ausspricht und ihm für die Herausgabe dieses Werks für seinen Theil aufrichtig Dank sagt, so kann ihn dies doch nicht abhalten, auch die Beschränkung dieses Werks zu bezeichnen und damit anzudeuten, von welcher Seite dasselbe dem Ziele der Wissenschaft nach gegenwärtigem Standpunkte nicht entspricht. Mag dies immerhin als Ansicht des Ref. angesehen werden; Ref. ist sich bewußt, dieselbe fern von persönlichen Rücksichten, rein im Interesse der Wissenschaft vorzutragen, und unterwirft seine Critik gern einer höheren.

Wenn die Geschichte einer Wissenschaft damit Stoff und Form in ihr übereinstimmen, der Wissenschaft, welche ihr Gegenstand ist, adäquat seyn soll, so werden wir von einer Geschichte der Philosophie verlangen müssen, daß sie die in die Geschichte fallende Erscheinung und Ausbildung

der Philosophie der historischen Erfahrung gemäß, aber auch zugleich auf philosophische Weise begriffen, d. h. nach der sich entwickelnden Idee der Philosophie gewürdigt, darstelle; denn die Erscheinungen einer Sphäre können als solche nur durch Beziehung auf diese Sphäre und das, was in ihr zur Erscheinung kommen soll, begriffen werden. Dies aber nennen wir das philosophische Element dieser Geschichtsdarstellung. In der Darstellung unsers Verfs ist dieses unstreitig das schwächere, während die sorgfältige Sammlung, die quellenmäßige Schilderung des Thatsächlichen, und historische Critik dieser Quellen, das verständige Zusammenhalten der Erscheinungen — kurz das historisch-philologische Element offenbar die starke Seite dieses Werks ist. Dies kündigt sich auch in der Begriffsbestimmung an, welche der Verf. in der Einleitung gibt. Er zieht zur Aufgabe der Geschichte der Philosophie nur 1) das Thatsächliche und 2) die Bedingtheit desselben, d. h. die Abhängigkeit der Thatsachen von einander, hervor. Die Geschichte der Philosophie, sagt er S. 2., hat gleich der Geschichte jeder anderen Wissenschaft, zu zeigen, wie das ihr [nämlich der Wissenschaft, nicht der Geschichte der Wissenschaft] angehörige Mannigfaltige von Begriffen und Urtheilen, die zusammenfassende Einheit und die Unterordnung jenes [des Mannigfaltigen nämlich] unter diese allmählich, entwickelt, auf verschiedene Weise gesucht und versucht worden. Sie hat eben darum theils durch sorgfältige Prüfung und Benutzung der Quellen die darauf bezüglichen Thatsachen genau auszumitteln, theils das Verhältniß der Bedingtheit unter ihnen in Bezug auf je eine der philosophischen Theorien für sich genommen, wie verschie-

bener unter einander, und damit den Grund der Hemmungen und Förderungen ihrer Fortschritte zu erforschen.' —

Wir übergehen, was sich hier gegen die Entwicklung des Mannigfaltigen und die zusammenfassende Einheit und (?) Unterordnung sagen ließe, und bemerken nur, daß in dieser Bestimmung offenbar die Bedingtheit durch die Idee, oder die in dem Mannigfaltigen treibende Kraft, fehlt. Der Verf. redet zwar auch von einem Begreifen des Thatsächlichen, und sagt S. 2., dies hieße, es auf seinen thatsächlich nachzuweisenden Grund zurückführen, setzt aber hinzu, begreifen lasse sich dies Thatsächliche nur 'in dem Maße, in welchem das Verhältniß der Bedingtheit unter demselben nachgewiesen, durch prüfende Vergleichung Rückschritt und Fortschritt unterschieden und der Grund von beiden ausgemittelt werde;' aber er sagt nicht, was der Maßstab dieser Prüfung sey und läßt damit die Beziehung auf die Idee bey Seite liegen. Und doch läßt er die Entwicklung der einzelnen wissenschaftlichen Richtungen, wie es S. 3 heißt, 'durch je eine die darauf bezüglichen Bestrebungen, ihnen unbewußt leitende Idee, d. h. einen höheren nicht weiter abzuleitenden Grund, bedingt' seyn, läßt diese, den Entwicklungen zum Grunde liegende Idee sich wirksam erweisen, bemerkt S. 8. (was sich im S. 9. wiederholt), daß die Entwicklungen der Philosophie sich aus der ihr zum Grunde liegenden Idee nicht vollständig ableiten lassen (was auch noch Niemand behauptet hat), ist also doch genöthigt, eine Abhängigkeit der Geschichtsdarstellung von der Idee der Philosophie zuzugeben; — spricht endlich sogar von einer inneren, d. h. aus der Idee ablei-

tenden Geschichte der Wissenschaft (S. 6), welche die äußere nur zu ergänzen habe, aber dieser wichtige Punkt der Einleitung, die Frage, in wie weit die Geschichte der Philosophie selbst philosophisch seyn müsse, welcher Einfluß sich doch in der Darstellung, wie die Idee sich in den Entwicklungen wirksam zeigt, mithin in Anordnung und Beurtheilung des Thatsächlichen erweisen müßte, ist nicht weiter untersucht. Wo nun auch der Verf. auf die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie näher zu reden kommt, da spricht er überall mehr von den 'Entwicklungen der Philosophie,' als von einer Entwicklung derselben, und bemerkt zwar sehr richtig, daß, um jene zu begreifen und Fortschritte von Rückschritten zu unterscheiden, man jene weder chronologisch an einander reihen, noch auch als mittelbare oder unmittelbare Vorstufen eines einzelnen Lehrgebäudes zu betrachten habe — denn jede wahre Philosophie, meint der Verf., hat ungeachtet ihrer Bedingtheit im Ganzen der Entwicklung ihren eigenen selbständigen Werth und Anspruch an die Wahrheit —; aber er geht zu weit, wenn er anzunehmen scheint, man könne eine philosophische — und nicht bloß äußere — Geschichte der Philosophie etwa unabhängig von dem Standpunkte eines Systems bearbeiten. Auf dem Standpunkte der Philosophie muß doch gewiß der Bearbeiter der Geschichte der Philosophie stehen und die Masse historischer Kenntniß, ja selbst das verständige Zusammenhalten des Gegebenen thuts nicht, und lehrt uns nicht den Gehalt des historischen Stoffs würdigen. Es wäre aber lächerlich heut zu Tage zu behaupten, man könne auf dem Standpunkte der Philosophie stehen, ohne damit eine bestimmte Philoso-

phie zum Maßstabe der Beurtheilung zu nehmen, als ob das Allgemeine erst nach Abzug des Besonderen eine wahre Realität gewinne. Einseitig ist die Beurtheilung einer geschichtlich erschienenen Philosophie aus dem Standpuncte der späteren Zeit nur dann, wenn jene nicht auch aus dem Standpuncte ihrer Zeit, durch welchen sie ermittelt wurde, aufgefaßt ist. Wir geben zu, daß jene Beurtheilung oder Beziehung der geschichtlichen Entwicklungen auf die Idee hinsichtlich der Geschichtsdarstellung nur eine mittelbare und indirecte ist, d. h. daß sie sich mehr in der Darstellung dieser Philosophie selbst, als in einem construirenden Raisonement, und insbesondere durch die Stelle, welche man jenen Entwicklungen und dem Fortgange der philosophischen Entwicklung gibt, äußern wird, aber zur philosophischen Auffassung und Würdigung eben wird es einer späteren Stufe des Bewußtseyns bedürfen, weil jede Stufe nach dem was sie leistet und was ihr mangelt, erst nachdem sie schon betreten worden, erkannt wird. Es ist freylich in guter Meinung geschehen, daß sich viele Bearbeiter von einem bestimmten System haben frey halten wollen; sie haben geglaubt, sich dadurch unparteylich und unbefangenen machen zu können, sind aber dadurch meist der Unbestimmtheit verfallen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 26. Januar 1837.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

Es haben auch Viele, wie unser Verf. §. 11., als Durchschnittssumme aller differierenden Definitionen der Philosophie, eine systemfreie Bestimmung dieser Wissenschaft vorangestellt; aber ein so vager Begriff ist auch nicht geeignet, eine Geschichte der Philosophie darauf zu stützen — es ließe sich sogar noch fragen, ob er überhaupt eine solche zuläßt. — Ref. weiß indessen sehr wohl, daß die Ueberzeugungen oft besser sind, als die Formeln, in welche sie gefaßt werden, und daß man einen Schriftsteller nicht nach solchen Formeln beurtheilen muß.

§. 12. wirft der Verf. auch einen Seitenblick auf die 'neuesten Constructionsversuche', welche von der Annahme ausgehen, daß die Aufeinanderfolge der Systeme der Philosophie in der Ge-

[11]

schichte dieselbe seyn müsse, mit der Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen der Ideen.' Herr Brandis will mit ihnen nicht über den Grundsatz rechten, sondern nur darüber, 'daß sie die logische Entwicklung der Begriffsbestimmungen für vollendet halten, jeder Theorie daher ihre Stelle als Vorstufe und Moment in dem vermeintlich abgeschlossenen Systeme anweisen.' Scheint ihm, um es kurz und geradezu zu sagen, die Anwendung des Grundsatzes nur darum unthunlich, weil Hegel's Entwicklung eine unvollendete ist, so gibt er gewissermaßen den Grundsatz zu; und es folgt weiter nichts, als was bey jeder Geschichte einer anderen Wissenschaft ebenfalls eintritt, auch diese Geschichtsdarstellung bleibt unvollendet, so lange es die Wissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung selbst ist; aber auch die Geschichte der Wissenschaft schreitet fort, indem die Entwicklung der Wissenschaft fortschreitet. Hr Brandis sagt ganz mit des Ref. Ansicht übereinstimmend, 'so lange die Geschichte der Philosophie nicht abgelaufen, kann keines ihrer Systeme die Gesamtheit der Resultate philosophischer Forschung' [aber auch nicht die bisher gewonnenen?] 'als vereinzelte Momente vollständig in sich vereinigen;' er läugnet auch, daß das System uns in den Stand zu setzen vermöge, 'auch nur die hauptsächlichsten Theorien in ihrer Bestimmtheit hinlänglich zu begreifen und zu beurtheilen' — wir sehen bloß hinzu: 'ohne alle historische Erkenntniß'. Aber kann man denn dies auf irgend eine andere Weise? Eben dadurch, daß man sich von allen Systemen los sagt? Die Gefahr, welche an dem Beispiele von der Beurtheilung der Atomistik und des Hedonismus S. 13. dargestellt

wird, scheint gleich zu stehen jener Einseitigkeit, die Atomistik und den Hedonismus bloß für etwas Negatives anzusehen und sie nicht auch von ihrer positiven Seite, oder nach ihrer Berichtigung zu ergreifen.

In der That aber findet doch ein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Systemen der Philosophie, selbst denen, welche einer und derselben Zeit angehören, hinsichtlich ihres Vermögens die Entwicklungen der Wahrheit zu begreifen, statt; denn einige, welche die Vergangenheit nur von negativer Seite auffassen, und die Geschichte der Philosophie wie ein Labyrinth von Irrthümern betrachten, aus welchem zu entringen sie den Faden der Ariadne bieten, lassen im Grunde eine Geschichte der Philosophie nicht zu, während die genannte Philosophie Hegel's unter den neueren es gerade ist, welche mehr als ihre Vorgänger auf die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie bedeutend eingewirkt hat. Mag der Verf. diesen Einfluß für verderblich halten, er hat es doch nicht offen und geradezu ausgesprochen, und würde auch schwerlich behaupten können, daß die Arbeiten, die aus jener Schule hervor gegangen sind, alle ohne Werth gewesen; aber er ignoriert sie bloß, wo der Standpunct der heutigen Wissenschaft es forderte sie zu berücksichtigen, daher dies Ignorieren sich auch nicht mit der hier oft gepriesenen Unbefangenheit und Unparteilichkeit vereinigen will. Und doch könnte man Berührungspuncte mit jener Ansicht bey dem Verf. finden, über welche er wohl schwerlich im Klaren seyn mag. So deutet er z. B. Vorwort S. VII an, wie er versucht habe innerhalb der Geschichte selber diejenigen Triebkräfte nachzuweisen, die als Triebrad der Entwick-

lungen sich wirksam erwiesen hat und den inneren Beziehungen zum Grunde liegt.' — Mit dieser Critik ist hier offenbar keine subjective gemeint, es ist also eine objective, welche die historische Schule auch die Dialectik der Geschichte genannt hat, und diese Dialectik, oder dieses Triebrad der Entwicklung steht doch bey näherer Betrachtung mit der Idee, welche sich hier dialectisch entwickelt, in Verbindung. Fragen wir aber den Text des Buchs, was unser Verf. für einen anderen Maßstab für die Construction der Geschichte der Philosophie, wenn es so zu fragen erlaubt ist, darbiete: so bietet er uns S. 8. erstens 'die Polemik' dar, 'welche mittelbar oder unmittelbar spätere Theorien und Systeme gegen frühere (warum nicht auch gleichzeitige gegen einander) üben.' — Ohne Zweifel versteht nun aber der Verf. unter jener Polemik die Critik, welche die Weltgeschichte selbst ist, oder jene Dialectik der Entwicklung, die jedoch ohne philosophische Speculation, welche der Form des Systems nothwendig zustrebt, unaussprechlich ist. Diese nun aus der Geschichte selber (versteht sich, wenn diese vom Standpuncte der Speculation aus aufgefaßt wird) sich ergebende Critik soll durch eine rein formale Critik (die nach S. 16 selbst 'nicht ihrem ganzen Umfange nach angewendet werden kann') ergänzt werden. Der Verf. gibt über letztere nur eine ungenügende Namensklärung, sie sey 'eine solche, worin (sic) an der Form der Inhalt geprüft und entschieden wird.' — Es war nicht wohl gethan, in Hinsicht dieses problematischen Begriffs uns an die Auctorität Schleiermacher's zu verweisen (S. 15), hier, wo wir gerade in den Stand gesetzt werden sollen, das Verfahren zu würdigen, welches der

Bf. allen anderen bey Bearbeitung der Geschichte vorzog.

Lieber hören wir den Verf., wo er auf die Geschichte der griechischen Philosophie zu reden kommt, die Wichtigkeit derselben darstellt, und die Arbeiten für die Geschichte seit Plato durchläuft, wo wir auch sogleich seine Gelehrsamkeit in ihrem glänzenden Lichte erblicken. Die Einleitung (§. XIII—XIV.) handelt noch von den Anfängen und dann von den Entwicklungsperioden der griechischen Philosophie (XV—XVII) und zwar von jenen im Allgemeinen; unter der ersten Periode wird noch ein erster einteilender Abschnitt gegeben, welcher von den theologisch-poetischen Anfängen der griechischen Philosophie handelt — eine sehr reiche und dem philologischen Forscher werthe Untersuchung, deren Ausführlichkeit aber doch in einigem Mißverhältnisse mit dem Plane des Ganzen stehen möchte. In diesem Abschnitte handelt also der Bf. theils von den cosmogenischen Ueberlieferungen und Annahmen der s. g. alten und der mittleren oder gemischten (μεικτοί) Theologen (so nennt der Verf. S. X u. 78. Pherekydes, Epimenides), in welchen die Betrachtung über die Natur der Dinge die ersten Anregungen fand, theils von den Anknüpfungen und Anfängen der Ethik bey den Snomikern, den s. g. sieben Weisen, und den älteren lyrischen Dichtern.

Bey der Periodenbestimmung der Griechischen Philosophie vermissen wir das Eingreifen eines philosophischen Princip's, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß die aus verständiger und umsichtiger Reflexion über den empirischen Stoff entsprungene Eintheilung des Verfs auf Hauptglieder der griechischen Philosophie trifft, und bey

der Behandlung manchen Vortheil bietet. Dieselbe weicht von den gewöhnlichen Eintheilungen darin ab, daß sie mit Zeno und Epikur eine dritte Periode anfangen läßt, in welche dann auch die Alexandrinische Philosophie nebst der Philosophie der Römer fällt. Den Hauptgrund, welchen der Verf. für diese Eintheilung anführt, setzt er darin, daß, 'was nach Plato und Aristoteles von den Hellenen in der Philosophie geleistet worden, nicht mehr die Merkmale der zweyten, stätig fortschreitenden, Entwicklungsperiode an sich trage, indem die Speculation hierin theils zu früheren Richtungen (wie Atomistik und der Lehre vom ewigen Werden), mehr oder weniger zurückgekehrt sey, theils die negative Stellung der Skepsis eingenommen habe, theils in einen die verschiedenen Richtungen Griechischer Philosophie mit der Emanationslehre des Orients zusammenfassenden Syncretismus ausgeartet sey.'

— Obwohl das 'stätige Fortschreiten' im Allgemeinen das Hinaufsteigen zu einem Culminationspunkte bezeichnet, welcher natürlich in eine zweyte oder mittlere Periode der Griech. Philosophie fallen würde, so ist dieses doch ein so unbestimmtes, auf dem empirischen Wege, auf welchem jene ganze Eintheilung entstanden ist, nicht gerechtfertigtes Merkmal, daß sich dagegen noch gar Vieles einwenden ließe. In den Erläuterungen heißt es genauer, daß sich die Stoiker und Epikureer 'von der Bahn Socratisch-Platonischer Forschung augenscheinlich entfernt haben' (S. 49). Aber warum sollte dann die spätere Hellenische Philosophie Ausbildung der Socratik seyn und bleiben? — Man kann auch nicht einmahl sagen, wie der Verf. S. 49 thut, daß die letzt genannten Philosophen der

Frage nach dem Principe unserer Erkenntniß eine untergeordnete Stelle angewiesen hätten, indem ja die Frage nach dem Criterium der Wahrheit und damit der Erkenntnistheorie der Hauptgesichtspunct derselben wurde. Nun läugnen wir übrigens gar nicht, was der Verf. sonst noch anführt, um den Rückgang zu bezeichnen, welchen die Hellenische Philosophie mit jenen Philosophien und durch die ihnen gegenüber stehende Skepsis macht; aber daß dieselbe anderntheils auch ein Bedürfniß zu befriedigen suchte, das mit einem Mangel der Platonischen und Aristotelischen Philosophie verbunden war, — mithin von dem Positiven jener Philosophie finden wir bey dem Verf. keine Andeutung. Er erblickt auch in den Erscheinungen der Alexandrinischen Periode, welche Heinrich Ritter sehr treffend als Philosophie der Griechisch gebildeten Characterisierte und damit von der Philosophie als allgemeinen Wissenschaft des Hellenischen Volks, wie sich die Philosophie von Socrates und Plato an bis auf die Stoiker und Epicureer darstellt, unterschied, nur Spuren des fortschreitenden Verfalls. Der Herr Verf. will nämlich seine dritte Periode nicht spalten und aus dreyen viere machen, 'weil die Unterschiede, die zum Eintheilungsgrunde gewählt werden könnten' (nämlich nach dem Gesichtspuncte vom fortschreitenden Verfall) 'nicht erheblich oder durchgreifend genug sind.' Für angemessener erachtet er die dritte Periode in zwey Abschnitte zu sondern (S. 51). Ob man jedoch eine dritte Periode mit zwey Abschnitten annimmt, oder vier Perioden macht, wird so ziemlich auf eins hinaus laufen. Uebrigens läßt sich, wenn man im Alexandrinischen Neuplatonismus nicht bloß Eclecticismus sieht,

ein erheblicher Unterschied, welcher den Unterschied einer Periode bestimmt, gar wohl auffinden, nämlich der, daß nach den Gegensätzen des Dogmatismus, welchen die Stoiker und Epicureer darstellen, und welche der Skepticismus auf negative Weise aufweist, die absolute Idee als das die Gegensätze umfassende, Gegenstand der Philosophie wird.

In der Abhandlung nun der ersten Periode der griechischen Philosophie, welche der vorliegende erste Theil des Werks enthält, werden wir ungeachtet sorgfältiger Nachweisung mannigfaltiger Beziehungen derselben auf einander, doch der Beziehung auf das Ganze oder auf 'das Triebrad der Entwicklungen' nicht eben inne. Hr B. ordnet jene Periode nach der gewöhnlichen Einteilung der Schulen so an, daß er erst von der Physiologie der Ionier, zweitens von der Speculation der Eleaten, drittens von der Zahlenlehre der Pythagoreer, endlich von den Sophisten handelt. Zur Motivierung dieser Einteilung sagt er bloß (S. 46), 'daß die Darstellung der ersten Entwicklungsperiode zu zeigen habe, wie weit die ihr eigenthümlichen Fragen und Probleme schon in Kosmogonischen Ueberlieferungen und durch helle Blicke der Dichter eingeleitet worden, wie sie dann allmählich entfaltelt, und zwar zuerst in Bezug auf den inhärenten Grund der Erscheinungen, in der Physiologie oder Kosmogonie der Ionier ausgebildet, demnächst von der einen Seite durch die Eleaten, von der anderen durch die Pythagoreer aufgefaßt wurden, und wie beide bestrebt ein Seyn für das Werden oder die Veränderungen zu finden, doch sehr bedeutend sich von einander

entfernten, indem die einen den Begriff des Seyns rein für sich als Object auffaßten und als der Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Erscheinungen unvereinbar entgegengesetzt, die anderen das Seyn und das schlechthin Seiende in der Erkenntniß suchten, und in den Zahlen zu finden glaubten' 2c. An sich wäre gegen diese Classification der Schulen nichts einzuwenden, nur läugnet Rec., daß sie schon hinreiche, den dialectischen Fortgang der Philosophie dieser Periode zu bestimmen. Will man, wie der Verf. gethan, jede dieser Classen oder s. g. Schulen bis auf den Schluß der Periode herab geführt auf einander folgen lassen, wie sehr leidet dabey die Uebersicht in das lebendige Eingreifen einer Richtung in die andere? Anaxagoras, Empedokles und die Atomiker, z. B. gehen dann den Eleaten und Pythagoreern voraus, durch deren Lehre die ihrige bedingt ist, und, was noch wichtiger ist, Heraclit und die Eleaten werden weit von einander entfernt und Anticipationen der unbequemsten Art werden nöthig. Man muß eingestehen, daß die Lehren derer, welche der Abstammung nach zur Ionischen Schule gerechnet werden, so verschiedenartig sind, daß eine Aufzählung der hier etwa zu bildenden langen Reihe ohne Nachtheil, — ja von Vortheil für die Darstellung der sich dialectisch entwickelnden Philosophie ist. Der Verf. selbst hat Abtheilungen der Ionischen Philosophen gemacht (deren zweyte mit Heraclit, deren dritte mit Diogenes von Apollonia beginnt und in welcher Leukippus und Demokritus sich nur gleichsam nachschleppen), aber sie haben bey ihm keinen weiteren Einfluß, da sie nur wie Capitelüberschriften zu betrachten sind. Was aber die Characteristik jener Schulen oder

verschiedenen Richtungen anlangt, so glauben wir nicht, daß es dem Vf. gelungen ist, die sämtlichen s. g. Ionischen Physiker durch die 'den inhaltenden Grund des Werdens auszumitteln bestimmte Richtung philosophischer Forschung' (S. 105. vergl. 345) genau zu bezeichnen, wenigstens kann man dies nur auf eine etwas gezwungene Weise von der atomistischen Lehre sagen. Noch weniger halten wir jedoch die eben angeführte Beschreibung für geeignet, den wesentlichen Standpunct der Pythagoreischen Lehre scharf zu bezeichnen. Der Ausdruck, 'daß sie das schlechthin Sichere in der Erkenntniß suchte,' hebt eine subjective Richtung der Lehre hervor, welche mindestens die ursprüngliche nicht gewesen seyn kann —, wie denn der Verf. an einem anderen Orte (S. 8) richtig anerkannt hat, daß der alten Philosophie die objective Richtung eigenthümlich gewesen. Wir sehen auch nicht, daß der scharfe Critiker Aristoteles dieses Merkmal hervorhebt, er setzt das zweite, was unser Verf. oben andeutet, als das Wesentliche, die Zahl sey das Wesen der Dinge. Letzteres stellt der Verf. auch in dem Kapitel, das von Pythagoras handelt (S. 418) an die Spitze, sagt aber wiederum in der Erläuterung (S. 420): sie hätten das Object mehr in subjectiver Weise aufgestellt. Ohne Zweifel will sich der Vf. hierbey auf die S. 445. Anm. i. citierten Stellen des Philolaos stützen, wo von der Sicherheit der Zahl und ihrer Verbindung mit der Seele die Rede ist, aber die Zahlen der Pythagoreer sind ja hier objectiv; sie sind der Seele angeboren und die Dinge selbst nicht von ihnen getrennt, was Aristoteles, die späteren Platonischen Pythagoreer im Auge habend, so oft wieder-

holt. Der Bepfatz: 'die Pythagoreer. forschen nach dem schlechthin Sicheren der Erkenntniß' drückt mehr unsere Reflexion über jene Lehre und die Veranlassung zu derselben, als das Wesentliche der symbolischen Zahlenlehre selbst aus. Daß die Pythagoreer übrigens nach den Eleaten folgten, rechtfertigt der Vsf. S. 421 besonders durch den allerdings sehr richtigen Grund, daß erst im Socraticischen Zeitalter die Pythagoreische Zahlenlehre gebührende Anerkennung gefunden zu haben scheint, wogegen die Eleatische Lehre auf die späteren Jonier bedeutend einwirkte. Wenn man aber zweckmäßiger die Reihenfolge der Jonier trennt, und die späteren Jonier den Eleaten nachfolgen läßt, so wird nicht nur diese Einwirkung klarer hervor treten, sondern es wird auch der Vortheil gewonnen werden, die mathematische Philosophie der Pythagoreer als die Mittelstufe in dem Fortgange der Speculation darzustellen, welches ihre eigentliche und wahrhafte Stellung ist. Wenn nämlich, wie wir uns mit Hn Brandis ausdrücken können, die Eleaten wie die Pythagoreer sich gedrungen sahen, über das Gebiet der Erscheinungen sich zu erheben: so ist doch die Erhebung der Pythagoreer gleichsam nur das erste Anstreben in das Gebiet der Metaphysik, die der Eleaten der höhere, reinere Aufschwung des Denkens. Diese Stellung bezeichnet auch Aristoteles Met. I, 7., indem er sagt, daß die Ursachen und Principe der Pythagoreer geeignet seyen, um zu dem höheren Sinne empor zu steigen (*ἐπὶ τὰ ἀνωτέρα τῶν ὄντων*), in welcher Stelle auch das nähere Verhältniß bezeichnet wird, welches die Lehren der Pythagoreer zu der Naturforschung haben. Diese mittlere Stelle kommt aber der Pythagoreischen Lehre

in der ersten philosophischen Entwicklung um so mehr zu, da diese mathematische Philosophie ihrem Wesen nach zugleich symbolisch ist, d. i. die Grundverhältnisse der Dinge durch Zahlenverhältnisse bezeichnet.

Um noch etwas in das Specielle einzugehen, so übergeht Rec. das, worin er mit dem Verf. vollkommen übereinstimmt, und verweilt bey einigen, die Behandlung der einzelnen Lehren betreffenden und mit den obigen Bemerkungen zusammen hängenden Punkten. In die Lehre des Anaximander hat, nach des Rec. Ansicht, der Verf. zu viel hinein gefragt. Dieser Philosoph nahm, wie auch der Verf. berichtet, eine bestimmungslose, unendliche Grundlage des Daseyns an, 'alles umfassend und beherrschend', und die ihm das Göttliche war, 'unsterblich und unverderblich', wie es nach seinen eigenen Worten heißt, die wir aber nicht, wie manche gethan, in moderner Weise auf ein intelligentes Subject beziehen dürfen. Ferner redet nicht nur Aristoteles von einer ursprünglichen Ausscheidung der in ihm enthaltenen Gegensätze (es werden aber physische gemeint) durch ewige Bewegung, wie Simplicius hinzufügt, sondern auch ein wahrscheinliches Bruchstück des Anaximander selbst redet von einer solchen Ausscheidung (S. 131. Note c), bey welcher Verwandtes aus dem Ganzen zusammen geht und sich als Besonderes gegenüber tritt — die Form, wie sich der Gegensatz bildet. Sonach wird zwar 'das Urwesen', wie der Verf. sich ausdrückt, 'bey Anaximander keinesweges der Subgriff der endlichen Dinge genannt werden dürfen, oder ihrer (nächsten) Bestandtheile, aber wohl kann es diesen Voraussetzungen nach, als an sich bestimmungslose ur-

sprüßliche Einheit betrachtet werden, aus welcher  
 durch Kraftthätigkeit die Bestimmtheiten des ma-  
 teriellen Seyns hervor gegangen sind. Wenn  
 nun der Hr. Verf. von Heraclit sagt (S. 148)  
 'er habe die Grundbehauptungen des Anaximand-  
 er weiter entwickelt', so kann man dasselbe auch  
 von anderen späteren Philosophen sagen, eben weil  
 diese Grundbehauptungen so unbestimmt und dürftig  
 waren und 'daß Heraclit in der Entwicklung des Be-  
 griffs' vom Urgrund über Anaximander hinaus ging,  
 indem er an die Stelle eines bestimmungslosen Un-  
 endlichen den Begriff der Urkraft (aber nicht in ab-  
 stracto) stellte' (S. 184), kann ebenfalls die Stelle,  
 welche Heraclit in der philosophischen Entwicklung  
 einnimmt, nicht genau bestimmen, da ja Hera-  
 clit's Lehre in gewisser Hinsicht auch über das  
 abstracte Princip der Eleaten hinaus ging. Aber  
 bey der Darstellung der Heraclitischen Lehre fin-  
 den wir noch Einiges Bedenkliche, worüber der  
 Verf. sich nicht genau erklärt hat. Daß die Ge-  
 sammttheit aller Dinge in ewigem Flusse begrif-  
 fen und ihr Beharren nur Schein sey, oder wie  
 es in der Erläuterung (S. 154) heißt, 'daß nie-  
 mals irgend etwas sey', wird als das Eigen-  
 thümliche dieser Lehre voran gesetzt. Daß man  
 dies jedoch auf das endliche Daseyn zu be-  
 schränken hat, leuchtet wohl daraus hervor, daß  
 das Feuer zwar sich verwandelt (dem Bilde nach  
 theils verlöscht, theils sich entzündet), aber in  
 diesen Verwandlungen immer das Feuer bleibt  
 und nicht untergeht, so daß ebenfalls einem He-  
 raclitischen Bilde nach, wie Alles (im Verkehr)  
 gegen Geld umgetauscht wird, so das Feuer, das  
 Allgemeine, gegen die Dinge, das Besondere,  
 die Erscheinungen des Feuers, umgetauscht wird.  
 Bey Plato läßt sich das 'μείνειν οὐδέν' des He-

eraklitus sehr wohl auf die sinnlich wahrnehmbaren Dinge beziehen, wie denn dies Plato's eigene Annahme war, und Aristoteles sagt es ausdrücklich. Herr B. aber bemerkt (S. 154. Anm. b) 'die Beschränkung auf das sinnlich Wahrnehmbare soll wohl nur dasjenige bezeichnen, was Plato sich von Heraklitischer Lehre angeeignet hatte.' Ref. kann dafür keinen Grund finden, denn auch in der anderen Stelle des Aristoteles, Phys. VIII, 3., sind die *οὐρα* die endlichen Dinge. Dann aber gibt es in der That ein Beharrliches, ein Bleibendes in der Heraklitischen Anschauung, und das ist das ewige Gesetz in der Bewegung, der *λόγος ὁ διὰ τῆς οὐραίας τοῦ παντός διήκων*, die ideale Einheit des Mannigfaltigen.

Weiter bemerkt Hr Brandis S. 155. 'erst Spätere stellen jener Behauptung (Alles sey im Flusse) eine zweyte völlig gleich oder gar voran, das Feuer sey Urgrund aller Dinge, welche sich als jener ersten untergeordnet, durch die angezogenen Zeugnisse und den ganzen Zusammenhang der Lehre ergibt.' Man muß sich wundern, daß letzteres der Verf. eine zweyte Behauptung nennt, da noch einige Seiten vorher (S. 148) die Bewegung (das ist aber jener Fluß) von Heraklit der Urgrund der Dinge genannt worden seyn soll, wonach also beides identisch wäre. Daß es aber eine zweyte jener untergeordnete Annahme sey, macht die S. 159. gegebene Erklärung nicht klar: 'indem aber Heraklit aus dem Gegenlaufe der Bewegung und ihrem Zusammentreffen die Bestimmtheit der Erscheinungen und ihren relativen Bestand ableitete, fügte er der ersten Grundannahme als zweyte hinzu u.' — Denn man sieht nicht, warum

das Feuer dazu nöthig sey. Aber des Vfs Meinung ist, Heraklit habe für seine Bewegung ein Substrat gebraucht und das Feuer dazu genommen, wobey immer zweifelhaft bleibt, ob dies wirklich eine solche Gedankenfolge des Heraklit gewesen.

Anlangend nun die Lehre vom Feuer: so war es dem Rec. auffallend, daß unser Vf. darin einestheils dem Aristoteles zu folgen scheint, daß er den Heraklit in die Reihe der Ionischen Physiologen hinsichtlich des inhastenden Grundes des Werdens oder der Erscheinungen stellt. (Aristoteles aber setzt bekanntlich das Feuer des Heraklit als materielles Princip, Met. I, 6.), anderntheils sein Zeugniß aber wiederum verwirft, indem er bemerkt, daß das Feuer dem Heraklit nicht zum Grunde liegende Form, wie dem Thales das Wasser, dem Anaximander die Tiefe, auch nicht Princip oder Element im gewöhnlichen Sinne des Wortes sey, wenn gleich es von unbehutsamen Berichterstattern (nur Diogenes und andere Spätere werden hierbey angeführt) so bezeichnet werde. Nun gehört allerdings Aristoteles nicht unter die unbehutsamen Berichterstatter, aber warum der Vf. in diesem Puncte von ihm abweicht, erfahren wir doch auch nicht. Aristoteles sagt nämlich in einer weniger beachteten Stelle de coelo III, 1.: Einige hätten angenommen, alles Uebrige werde und fließe, und nichts (der folgende Gegensatz zeigt, daß hier von den endlichen Dingen die Rede ist, womit auch das Obige bestätigt wird) sey fest; eines aber nur beharre, woraus Alles umgewandelt werde — was unter vielen anderen auch Heraklit sagen zu wollen scheine. Die zweifelnde Behutsamkeit, mit welcher sich hier Aristoteles

ausdrückt, ließ uns hier immer noch denken, daß er sich geirrt, indem er das Feuer des Heraklit in seine Kategorien von den Ursachen eingetragen, welches darunter nicht recht passen will, in sofern das Urfeuer mehr symbolische Bedeutung hat; — aber darüber werden wir nicht hinaus kommen, in dem letzteren eine im Materiellen und von ihm ungetrennt wirkende Kraft anzunehmen, welche von ihrer vollkommensten Erscheinung den Namen hat und in allem Materiellen und unter allen Gegensätzen sich gleichbleibend verhält. Wenn dagegen Hr B. die Bezeichnungen Urstoff sowohl als Urform, Princip abweist, es aber dann auch wieder Urfeuer, Substrat der reinen Kraft des Werdens nennt, ferner dieses Substrat wieder als 'das umschließende reine Weltfeuer' bezeichnet (S. 170), das Heraklit 'als reines Weltbewußtseyn' betrachtet habe: so weiß Ref. dies alles nicht zu vereinigen, um so weniger, da er für das reine Weltbewußtseyn (ein Lieblingsausdruck des Vf., der auch an vielen anderen Orten, z. B. S. 176, S. 184, vorkommt) keinen entsprechenden Ausdruck bey Heraklit findet, und es dem Vf. nicht gefallen hat, sich darüber genauer zu erklären. Endlich fand Ref., daß die Würdigung des Heraklitischen Principis (S. 186 ff.) die speculative Stellung desselben von der Uebertreibung der späteren Anhänger, welche Plato und Aristoteles bey ihrer hier berührten Critik vor Augen hatten, nicht genau unterscheiden läßt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1837.

Berlin.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

Wenn in der Darstellung der Lehre des Heraclit jene ideale Einheit und das Aufgehen der Gegensätze in die Bewegung oder das Werden nicht gehörig beachtet ist, so hat auch der Verf. in der Darstellung der Lehre des Anaxagoras sich weitläufiger über das Stoffprincip desselben, als über das epochemachende Princip des  $\nu\omicron\varsigma$  verbreitet. Dagegen ist, wie bey dem Empedocles so auch bey Anaxagoras, die zu vermeidende Annahme des Werdens der von ihm hervor gehobene Gesichtspunct der Behandlung. (S. 239). Ueber das Verhältniß des  $\nu\omicron\varsigma$  zu dem Stoffe scheint uns des Verfs Auseinandersetzung sehr schwankend. Zuerst wird, den Quellen gemäß, von dem 'chaotischen Urzustande' gesprochen, aus welchem sich 'der Zustand der Wer-

[12]

änderungen' entwickelt, indem der unendliche ordnende Geist (*νοῦς*) die Bewegung begonnen habe (S. 245). Denn, heißt es S. 250, 'wenn Anaxagoras behauptet, die Unendlichkeit der Stoffe habe unendliche Zeit geruht, so wollte er wohl damit nur den an sich bewegungslosen Stoff vom bewegenden Geiste entschieden sondern, und hat schwerlich den chaotischen Urzustand, mithin Gebundenheit des Geistes, als jemals wirklich gewesen, sondern nur als Voraussetzung zur veranschaulichenden Beschreibung der Weltbildung angenommen.' — Darauf: 'Wohl hat er ernstlich behauptet, daß der Geist des Stoffes mehr und mehr mächtig werde — so daß er die Wirksamkeit des Geistes zugleich als mehr und mehr sich erweiternd und von einem im Unendlichen zurück liegenden, unbestimmbaren Anfange ausgehend setzte.' — Wenn letzteres der Fall ist und Anaxagoras ernstlich einen Anfang der Wirksamkeit vorausgesetzt hat, so kann er wohl nicht den chaotischen Urzustand als eine hypothetische Fiction gesetzt haben, denn ein Anfang der Sonderung fällt mit dem chaotischen Urzustande zusammen. Anfang und allmähliches Fortschreiten der Bewegung wird auch in mehreren Fragmenten des Anaxagoras und in Aristoteles Bericht über ihn ganz ernstlich ausgesagt, weshalb wir dem Anaxagoras eine Inconsequenz in Hinsicht seiner Bestimmung des Geistes vorwerfen, oder Aristoteles Aussage verwerfen müssen (vergl. diese Blätter Jahrgang 1832: S. 839). Diese Inconsequenz ist weniger auffallend, wenn wir den *νοῦς* nicht etwa, wie Viele dem Anaxagoras grundlos unterlegten, als von Ewigkeit her vollkommene göttliche Intelligenz, sondern als den durch seine Thätigkeit, d. h. durch

Bewegung des Stoffes wachsenden Verstand in der Welt betrachten.

Ferner vermessen wir über das Verhältniß des νοῦς zur ψύχη, welches Fregm. V u. VI. des Anaxagoras angezeigt ist, die nähere Erklärung des Verfs. 'An sich durchweg gleich', sagt der Text des §. LVI., 'soll der Geist nach Verschiedenheit der Organisation mehr oder weniger vollkommen wirksam sich erweisen, im Menschen zugleich auf der niederen Stufe der sinnlichen Wahrnehmung und auf der höheren der Vernunftserkenntniß, die Anaxagoras als eine durch die Organisation nicht erst vermittelte Thätigkeit des Geistes betrachtet und auf sie zunächst die Beschaulichkeit bezogen zu haben scheint, welche ihm Zweck des Lebens war.' — Hier scheint uns die eine Aufgabe mit der anderen im Widerspruche; der Geist soll sich nach Verschiedenheit der Organisation mehr oder weniger vollkommen (also auch aufs Höchste, wie in der Vernunftwirksamkeit) erweisen, und doch soll die Vernunftserkenntniß durch die Organisation nicht vermittelt seyn. Führt doch der Verf. auch die Aristotelische Stelle an S. 264. Anm. f., nach welcher der Mensch das verständigste der Thiere (προνουήτατον) ist, weil er Hände hat, und äußert überdies die Vermuthung, Anaxagoras möge 'die Lust für das nächste Substrat der Wirksamkeit des Geistes angesehen haben', eine Vermuthung, auf welche er übrigens selbst nicht viel gibt, weil sie auf einer schlechten Stelle des Pseudoplutarch, die hierbey angebracht wird, beruht und welche dem S. 248 aufgestellten Sage geradezu widerspricht, daß der Geist des Stoffes auch nicht als Substrat der Thätigkeit bedarf. Die unmittelbare Thätigkeit des (menschlichen) Geistes aber, welche Hr Bran-

bis hier annimmt, soll auf die Beschaulich-  
 keit zu beziehen seyn, welche dem Anaxagoras  
 Zweck des Lebens war? Worauf sollte sich denn  
 die Annahme einer 'Beschaulichkeit' bey diesem  
 Hellenischen Philosophen stützen, den gerade die  
 Alten immer *φρονιμώτατον* nennen? Die Er-  
 läuterung zum Texte zeigt vielmehr, daß die An-  
 gabe (des Clemens von Alexandria), der Elazo-  
 menier habe die Spähung — (denn dieser ange-  
 messnere Ausdruck wird hier S. 268 der Be-  
 schaulichkeit, *θεωρία*, substituiert) den Zweck des  
 Lebens genannt, eine zu weit gehende Fol-  
 gerung aus einer Aristotelischen Erzählung  
 Eth. I, 4. vergl. ad Nic. X, 6.) sey, welche  
 übrigens mit den vielen Anekdoten übereinstimmt,  
 nach welchen Anaxagoras die Wissenschaft des  
 Himmels und der Natur als seinen Beruf ge-  
 priesen hat, wie der Verf. S. 267 selbst berich-  
 tet. Die Nothwendigkeit einer höheren geistigen  
 Erkenntniß, heißt es aber, soll Anaxagoras dar-  
 um angenommen haben, 'weil die dunkle, sinn-  
 liche Erkenntniß die wahren Bestandtheile der  
 Dinge nicht entdecke.' Rec. kann dies nicht ge-  
 nau finden. Die *ὁμοιωμέλαι* sind zwar nach  
 Anaxagoras nicht sichtbar wegen ihrer Kleinheit;  
 aber die Dinge sind doch aus ihnen zusammen-  
 gesetzt, und die Wahrnehmung nimmt das Ue-  
 berwiegende dieser Bestandtheile wahr, in-  
 sofern ist sie dem Objectiven angemessen. Die  
 höhere Erkenntniß des Anaxagoras konnte auch  
 nicht weiter gehen, sie weiß nur, daß solche Ele-  
 mente vorhanden sind, vermag aber nicht überall  
 anzugeben, welche und in welchem Verhältnisse.  
 'Auf die Functionen der Sinneswerkzeuge',  
 sagt der Verf. S. 264., 'scheint Anaxagoras un-  
 gleich weniger als Empedokles sein Augenmerk

gerichtet zu haben; allein er würde doch über die Empfindungslehre des Anaxagoras etwas mehr haben sagen können, wenn er die Stellen beym Theophrast do Sensu benützt hätte, auf welche ich in diesen Blättern aufmerksam gemacht habe (Jahrg. 1831. St. 138). Der Verf. gibt uns hier einmahl, — aber auch das einzige Mahl, Anlaß, ihn einer historischen Nachlässigkeit zu zeihen; darum wollen wir, und je sorgfältiger und vorsichtiger sonst sein Stellen-Apparat eingerichtet ist, zur Ergänzung einer Lücke bemerken, daß auch die bedeutende Hülfe, welche wir zur Erklärung der Sinnenlehre des Diogenes von Apollonia durch die Stellen des Theophrast gewinnen (vergl. Götting. gel. Anz. 1831. St. 151, 152.), von dem Verf. unbenützt geblieben ist, was um so mehr zu verwundern, da der Vf. sich in Ermangelung dessen mit den Stellen des Pseudoplutarch begnügen mußte, wovon die eine (S. 283. Anm. 12) noch dazu wahrscheinlich von Diogenes aus Babylon redet. — Weniger war Rec. verwundert den speculativen Sinn der Fragmente des Diogenes von Apollonia, wodurch dieser, obwohl seine Erscheinung vorübergehend ist (S. 347.), über seine Ionischen Vorgänger, besonders Empedokles, sowohl, als über die Eleaten hinaus ging (hier hätte Hr Brandis auf Steinhart's Artikel über Diogenes von Apollonia in der großen Hallischen Encyclopädie Rücksicht nehmen müssen) und den ihm eigenthümlichen Begriff der von der ἀλλοίωσις durchaus verschiedenen ἐτεροίωσις unbeachtet zu sehen. Daß übrigens Diogenes die Lust wahrscheinlich im Gegensatz gegen die erscheinende Lust bestimmt habe (S. 277) scheint mit der Aussage des Fragments: 'ὁ ἀπὸ καλομένου ὑπὸ τῶν ἀνδρῶν

πῶν' (S. 281. Anm.) zu streiten. Ueber die Darstellung der Atomistik wüßte Rec. weiter nichts zu bemerken, als daß sie im Uebrigen fleißig gearbeitet, diese Lehre doch nicht als ~~Stück~~ der philosophischen Forschung in ihrer rechten Stelle zeigt.

Den Abschnitt über die Eleaten beginnt der Vf. mit einem Resumé über die Ionische Physiologie, in welchem er, wie angedeutet worden, das Verschiedenartigste was unter diese Rubrik fällt, zusammen zu fassen und den Satz einzuführen sucht, daß die Eleaten der Philosophie ein neues Object und eine neue Methode gegeben haben. Wir möchten nicht den von dem Verf. oft gebrauchten Ausdruck billigen, dieselben hätten den Begriff des reinen Seyns entwickelt, denn dieses würde eine innere Mannigfaltigkeit fordern; vielmehr haben sie den Begriff des Seyns in seiner Abstraction fest gehalten und von ihm alle Verbindung mit der Mannigfaltigkeit und dem Werden abgewehrt, was der Vf. selbst mit dem wunderbarlich lautenden Satz sagen will (S. 346): 'Heraclit (Nominativ) veranlaßte nur bestimmter die von ihm durch Xenophanes kaum begonnene Entwicklung (Accusativ) des Begriffes Seyn, sich rein für sich und gegensätzlich gegen das Werden zu vollenden.' — Dieselbe Ungenauigkeit des Ausdrucks kommt vor, wo der Vf. sagt (S. 368): 'Allerdings hat auch wohl gewiß unser Kolophonier nicht den mindesten Zweifel gehegt, an der Evidenz und Gültigkeit seiner Schlussfolgerungen über das Seyn und die Gottheit, aber gewiß eben so wenig ausschließlich ein völliges Verständniß der Welt des Werdens vermisst, sondern wahrscheinlich gefühlt, daß der Begriff des Werdens in seiner ganzen Fülle

Es noch nicht erkannt sey, da das Werden sich nicht darauf zurückführen lasse.' — Rec. versteht das Letztere so wenig, als er es bey Parmenides (S. 374, wiederholt S. 380) angemessen findet zu sagen: 'er nennt es (dieß Seyn) ganz erfüllt mit Seyn'; in der hierauf bezüglichen Stelle (S. 380. Anm. t.) heißt es vielmehr: Πᾶν δ' ἑμπλῆον ἐστὶν εἶνός. Die Anschließung der Erscheinungslehre des Parmenides an die Philosophie des Heraklit, hätte noch genauer nachgewiesen werden können. — Uebrigens hält Rec. dieses Capitel von den Eleaten für eines der am trefflichsten gearbeiteten.

Bei der Pythagoreischen Lehre möchte Rec. gern länger verweilen, allein es ist ihm hier kein Raum gestattet, seine von Hrn Brandis abweichenden Ansichten auszuführen, welche auf einer genauen Unterscheidung der Philolaischen Bruchstücke (die ihm selbst noch einiger Sicherung nach Aristotelischem Principe zu bedürfen scheinen) von den Aristotelischen Angaben, deren einige noch auf eine frühere Gestalt der Lehre hinzuweisen scheinen, gegründet sind. Rec. will im Ganzen bemerken, daß ihm die Darstellung hier durchaus nicht übersichtlich die Genesis dieser Lehre darzustellen scheint, indem sie S. 75. vielmehr von verschiedenen Richtungen der Pythagoreer (wiederholt S. 502) ausgeht und von dem Grundprincipe der Lehre, daß die Zahl das Wesen der Dinge sey, zuletzt (S. 402) spricht, woben die auf Philolaos gegründete Voraussetzung ist, sie hätten die Zahlen auf den abstracten Gegensatz des Unbegrenzten und Begrenzten (Analytisch) zurückgeführt (S. 449), obgleich es auch wieder heißt, daß sie 'das Begrenzende als ursprüngliche Zahlen bestimmt haben.' Im

Einzelnen will Ref. nur Folgendes bemerken, daß S. 77. der Ausdruck der Philolaischen Lehre: 'er folgert, daß die Urgründe nicht hätten verbunden und geordnet werden können, wäre nicht die Harmonie in sie eingegangen' — ungenau ist. Philolaus will sagen, daß diese Principie nicht an sich betrachtet, da sie eben einen Gegensatz bilden, verbunden seyn, und daß erst die Verbindung auf irgend welche Weise hinzu gekommen sey: *ei μὴ ἀρμονία ἐπενέμετο, ὃ τὴν αὐτὴν τῶν τε ἐγένετο* heißt es in dem Fragmente (S. 456. Anm. f.). Wenn nun diese Verbindung *ἀρμονία* genannt, und durch Octave bezeichnet wurde, wie S. 456 richtig bemerkt wird, so ist dies nur eine Art von Symbolik, welche auch von Bd. h S. 66 im Philolaos anerkannt worden und die dem Verf. hätte Gelegenheit geben sollen, sich über die mathematische Symbolik überhaupt, deren sich die philosophische Weltansicht des Pythagoras bedient, auszusprechen, was nirgends geschehen ist, obwohl ohne dieses die ganze Lehre nicht in das rechte Licht tritt.

In der Abhandlung über die Sophistik wünschten wir endlich, daß der Verf. das Eigenthümliche der Sophistischen Dialectik, welche zwischen der alten Philosophie und der Socraticischen Schule die Vermittelung macht, genauer würdigt und dabey die Ansichten von Hegel und E. Fr. Hermann berücksichtigt hätte. Dies über den Inhalt des lehrreichen Werks.

Die Einrichtung des Buchs hat etwas Unbequemes. Der Verf. gibt erst Paragraphen; dazu ausführliche Erläuterungen und dazu wiederum Anmerkungen, welche die Stellenbelege enthalten. Aber jene Erläuterungen, welche meist

durch die Citate veranlaßt sind, bilden oft nur einen zweyten Text; in dem Texte steht manches, was in diesem nicht gehörig erklärt oder gerechtfertigt ist (z. B. §. 40. die Idee der Gottheit u.) und statt die Grundgedanken, welche sich auf eine Philosophie beziehen, scharf und bestimmt auszudrücken, läßt er uns nur sehen, wie schwer es ist, ein solches Resultat aus vielfältiger und emsiger Quellenkunde, hervor zu heben, und im kürzesten Ausdrucke zusammen zu fassen. Dazu kommt, daß der Stil des Verfs besonders durch gehäufte Partikeln und Zusammenschiebungen der Sätze nicht selten eckig, schwerfällig und dunkel wird. Außer dem Obigen vergl. §. 49. erste Periode; S. 306., Zeile 7 v. o.: 'Indem sie aber u. s. w.'

Ungeachtet dieser und der tiefer eingreifenden Mängel, welche Ref. oben berührt hat, muß doch der Wunsch jedes Theilnehmers an diesen Studien die Fortsetzung dieses Werkes seyn, welcher wir darum einen guten Fortgang wünschen.

Wendt \*).

### Stuttgart und Tübingen.

Reise nach dem Caspischen Meere und in den Caucasus, unternommen in den Jahren 1825 u. 1826, von Dr. Eduard Eichwald, Russisch R. Collegienrath, Professor zu Wilna u. Erster Band, mit Kupfern und Karten. 1834. 8. XXI u. 472 S.

Das Caspische Meer gehört noch immer zu den wenig erforschten Meeren, wenn wir gleich

\*) Die letzte Arbeit des Verewigten.

seinen Umfang kennen. Als Binnenmeer lag es außerhalb der großen Schifffahrt, und also auch der Entdeckungstreisen auf dem Ocean. Dazu kam, daß es bisher keine solche Straße des Handels wurde, als es wohl werden konnte, da seine Anwohner nicht zu den großen Handelsvölkern gehörten, und gewöhnlich in zu gespannten oder selbst feindlichen Verhältnissen gegen einander standen, als daß ein sicherer friedlicher Verkehr hätte statt finden können, wie dies bisher zwischen Russen und Persern der Fall war. Sollten einst diese Verhältnisse sich fester gestalten, so würde dies Meer eine größere, nicht bloß mercantilische, sondern auch durch seine Lage, größere politische Wichtigkeit erhalten, wozu bey der jetzt auf den Orient gerichteten Aufmerksamkeit die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Der Verf., damals Professor in Kasan, hatte die dortige Professur unter der Bedingung übernommen, daß es ihm frey stehen sollte, auf öffentliche Kosten eine Reise auf diesem Meere zu machen, hauptsächlich in botanischer und geologischer Rücksicht; wovon der vorliegende erste Theil die Reisebeschreibung enthält. Er hatte von Anfang an mit großen Hindernissen zu kämpfen, da es ihm an der nöthigen Begleitung fehlte, bis seine, ihm erst kürzlich vermählte Frau den Muth hatte, nebst ihrem Bruder, dem Studiosus Finkle, diese Begleitung zu bilden. Am 8ten März 1821 verließ die kleine Gesellschaft Kasan; die Reise ging durch die Gouvernements Simbirsk, Saratow nach Astracan, über welche sehr schätzbare Nachrichten, besonders auch über die dortigen deutschen Colonien, mitgetheilt werden. In den Steppen fand man auch Calmücken-Lager und Dörfer. Bey Sarepta, das ganz von

Herrnhutern bewohnt ist, trat man schon in das Gouvernement Astracan. Die Stadt Astracan ist eine der bedeutendsten Städte des Russischen Asiens, und zeichnet sich besonders durch die große Verschiedenheit der Einwohner aus. Außer den Hauptbewohnern, den Russen, findet man Tataren, Armenier, Perser. Dies sind die Handel treibenden Nationen, die hier schon einheimisch geworden sind; auch Indier treiben einen sehr bedeutenden Handel; Bucharen dagegen, Chirwenser, Kirgisen und Truchmenen, gehören mehr zu den unbeständigen Bewohnern, die nur so lange bleiben, bis sie ihre Waaren verkauft haben. Die Calmüken leben meist außerhalb der Stadt in ihren Ribitken. Sie sowohl als die Indier haben ihre Heiligthümer, die beide von dem Vf. besucht wurden, um ihrem Gottesdienst beizuwohnen, der von ihm beschrieben wird. Das der Indier besteht in einem mäßigen Zimmer ihres großen Gebäudes. Das der Calmüken ist ein kleines hölzernes Haus von zwey Stockwerken, in dessen oberem ihre Götter aufgestellt sind. Die Stadt Astracan liegt bekanntlich zwischen den Mündungen der Wolga, die sich aber durch den von dem Strome herbey geführten Sand immer mehr verschlammten. Von den drey Hauptarmen, in welche der Strom sich theilt, ist nur noch der rechte schiffbar, und auch nicht immer, so daß man bereits an die Anlage eines neuen Hafens gedacht hat, was aber ohne große Kosten nicht ausführbar seyn würde. Das Klima von Astracan ist bald sehr heiß, bald sehr kalt, so daß es bey dem schnellen Wechsel wohl nicht zu den gesunden gezählt werden kann.

Am 7ten May verließ der Verf. die Stadt, um auf dem Meere seine Reise fortzusetzen. Ihm

war zwar auf Befehl der Regierung das beste vorhandene Schiff ausgerüstet worden, aber es war eine Corvette von 16 Kanonen, die so tief ging, daß der Verf. selten sich mit ihr der flachen Küste nähern konnte. Noch auf dem Flusse blieb das Schiff schon auf einer Sandbank sitzen. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Vf. hatte der Regierung einen Plan der Reise vorgelegt, der auch gebilligt war, jedoch natürlich nichts mehr als ein vorläufiger Entwurf seyn konnte. Der Capitän bestand nun aber darauf, daß dieser Plan die feste Vorschrift sey, die ganz genau ausgeführt werden müsse, so daß der Vf. nicht über die Fahrt des Schiffes frey disponiren konnte.

Wir werden, indem wir den Verf. auf seiner Fahrt begleiten, uns begnügen, die wichtigsten Plätze, wo er sich aufhielt, hervor zu heben. Die Fahrt ging zuerst längs der westlichen Küste des Meeres. Sie ist meist von Truchmännern besetzt, die sich zahlreich am Ufer zeigten. Sie sind zwar eins der friedlichern Völker, treiben aber zuweilen doch auch Seeräuberei. Am 7ten Julius erreichte man die Stadt Tarki. Die Stadt ist ganz am Abhange eines Berges gebaut, mit engen und schmutzigen Gassen. Die Häuser nach orientalischer Bauart mit flachen Dächern. Sie wird mindestens 1800 Häuser enthalten. Die Umgegend wird von den räuberischen Tzetschenzen bewohnt, die kürzlich zwey Russische Generale ermordet hatten. Durch das rauhe Gebirge hat der Weg mit Pulver gesprengt werden müssen, um eine gute Straße zu erhalten. Am 13. Julius ward die Fahrt nach Derbent fortgesetzt, daß man am 20. Jul. erreichte. Die Stadt ist gut gebaut und soll 26000 Ein-

wohner enthalten. Es sind meist Tartaren, nächst dem Armenier und Juden. Sie ist ziemlich regelmäßig gebaut, die Straßen sind gut gepflastert, aber eng. Die Citadelle, die der Commandant bewohnt, liegt auf der höchsten Anhöhe. Derbent ist für den Alterthumsforscher wichtig, theils wegen des hohen Alters der Stadtmauer, theils wegen der vielen Inschriften, vorzüglich auf Grabmählern außerhalb der Stadt. Der Geschichte zufolge galt Derbent immer für die stärkste Schutzmauer des Persischen Reichs gegen die nördlichen Nomadenvölker, deren Raubzügen seine Mauern, die von der Höhe bis ans Meer gehend sie umschlossen, ein Ziel setzen sollten. Im Jahre 1796 ward es durch den General Sabof von den Russen eingenommen. Die Bay ist sehr stürmisch. Von Derbent ging die Fahrt nach dem durch sein ewiges Feuer berühmten Baku, wo der Verf. den 1sten August landete. Die Stadt hat etwa 800 Häuser, worin gegen 4000 Einwohner leben. Der Aufenthaltsort dasselbst war keinesweges angenehm, es fehlte an vielen Bequemlichkeiten und an guter Nahrung. Nördlich von der Stadt, etwa 12 Werste, befindet sich auf einer Halbinsel das berühmte ewige Feuer. Der Verf. fuhr gegen Abend hin, man unterschied schon aus der Ferne vier Hauptflammen, und so wie man näher kam, mehr kleinere Flämmchen. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft, und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen da liegt. Es wird durch ein brennbares Gas hervor gebracht, und ist nicht, wie man oft behauptet hat, Naphtha. Um dasselbe hatten fast ganz nackte Kinder ihre Stellen, aus denen sie hervor gekrochen kamen. Auf einer kleineren Insel aber, der Küste

gegenüber, die der Verf. jedoch nicht selber besuchen konnte, sind Hügelchen, die Schlamm auswerfen; der Verf. nennt sie Naphthavulcane. Bereits der Araber Massudi im zehnten Jahrhundert erwähnt diese Feuer.

Von Baku aus wurde nun die Schifffahrt nach der Ost- und Südküste des Caspischen Meeres fortgesetzt; zuerst nach dem Balchanischen Meerbusen an der Ostküste. Der Verf. hat diesen Meerbusen genauer untersucht, in den sich ihm zufolge vormals der Arm des Drus mündete, der sich im Caspischen Meere verlor. Der Meerbusen soll, der Sage nach, dreißig Jahre ab, und dann eben so lange wieder zunehmen. Ein Ab- und Zunehmen ist allerdings wahrscheinlich, nur nicht mit solcher Regelmäßigkeit. Von hier ging die Fahrt nach Astrabat und nach Masenderan und dessen Hauptstadt Balfrusch an der Mündung des Flusses Babul, die aber auch anfängt zu versanden. Balfrusch ist ganz Handelsstadt; der Basar besteht aus einer Menge Karavanserys, in denen die Kaufleute ihre Waaren niederlegen, oder zum Verlaufe ausstellen; er ist einige Werste lang, aber zu enge, besonders da das beständige Gedränge von Leuten zu Fuß und zu Pferde das Gehen erschwert; der mittlere Gang der Ladenreihe ist gedeckt. Von Balfrusch ging die weitere Fahrt nach Ghilan und Eusebi, doch konnte der Verf. nur die Küsten besuchen. Ghilan ist durch seinen Reichtum an Seide bekannt; es gehen jährlich gegen 900000 Pfund rohe Seide von dort theils nach Astracan, theils nach Bagdad und Constantinopel. Der Verf. ging nun nach Baku zurück, wo er den Winter zubrachte. Es werden bey dieser Gelegenheit von ihm mehrere sehr interessante Nachrichten über

die Perser, ihre Sitten und Einrichtungen des Privatlebens mitgetheilt, wozu unter andern gehört, daß bey ihnen gefegliche Ehen auf bestimmte Zeit, von zwey oder mehreren Jahren, geschlossen werden, die nach dem bestimmten Termine aufgelöst sind, so daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter bleiben. Auch über den jetzt verstorbenen Schwach Feih Ali und seine Residenz Teheran erfahren wir Mehreres. Teheran ist nur eine kleine Stadt, die mehr einem Dorfe gleicht. Die Häuser sind unansehnlich, und viele unbrauchbar. Selbst der Kaiserliche Pallast verdient nicht diesen Namen. Der Persische Handel nahm seit einiger Zeit sehr ab, theils wegen der hohen Zölle, theils weil die meisten Persischen Waaren jetzt über Erivan nach Tiflis gehen. Am Ende des Bandes werden noch genaue Nachrichten über die Fischereyen von Astracan, und die Bereitung des Caviars gegeben.

Der vorliegende erste Band umfaßt die ganze Reise nach dem Caspischen Meere. Ein zweyter soll die ganze Landreise von Baku über den Caucasus nach Tiflis und Casan enthalten. Die beygefügte große Karte des Caspischen Meeres ist auch noch sehr wichtig durch die Angabe der Tiefen und des Untergrundes.

Sn.

## St u t t g a r t.

Die politischen Zustände Spaniens seit 1808 bis 1836, geschildert von Dr. H. Elsner. Erste Lieferung 1808 bis 1814. 8. 134 S. 1836.

Der Verf. sagt selber in dem Vorworte: Man nehme die folgenden Blätter nicht sowohl als ein historisches Werk, sondern vielmehr als eine Einleitung und fortlaufende Anmerkung zu den Zeitereignissen, welche uns durch die Journale mitgetheilt werden. Dem Verf. ist keine Zeit für die Feile vergönnt, er hat nur das Bestreben, die Thatsachen und Zustände richtig darzustellen, und der vielfachen Unkenntniß dieses interessanten Volks, und manchem verbreiteten Vorurtheile so viel an ihm ist zu begegnen. Dies offene Geständniß des Verfassers überhebt uns einer weiteren Beurtheilung; als nur der Versicherung, daß derselbe das Versprochene, nach den von ihm benutzten Quellen, getreuet hat. Das Interesse, welches Spaniern gegenwärtig erregt auf der einen, und der häufige Wechsel der dortigen Verhältnisse auf der anderen Seite macht eine solche anspruchlose Uebersicht der dortigen Begebenheiten zum Bedürfniß, und deshalb zeigen wir das Buch an, indem wir glauben, manchem Leser dadurch einen Gefallen zu erzeigen. Das Ganze soll drey Lieferungen umfassen, die vorliegende erste geht, wie es schon die Seitenzahl auf dem Titel lehrt, von der Invasion Napoleons 1808 bis zur Wiedereinsetzung Ferdinand VII. 1814. Vorgesetzt ist ein Bildniß des General Mina.

In.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1837.

Leipzig.

Quaestionum mathematico - psychologica-  
rum. Specimen II.

Herr Professor Drobisch, als jetziger Pro-  
cancellarius der philosophischen Facultät, liefert  
in diesem Programme die Fortsetzung eines frü-  
heren, welches im Julius vorigen Jahrs zu ei-  
ner academischen Feyer einzuladen bestimmt war,  
und damals in unsern Blättern angezeigt wurde.  
Beide sind statischen Inhalts, d. h. sie betreffen  
die Gesetze des Gleichgewichts unter den Vorstel-  
lungen; ein Paar andere, worin die Mechanik  
des Geistes wird beleuchtet werden, sollen bald  
nachfolgen. Den Anfang des Vorliegenden macht  
der Satz: Generalis haec est psychologiae  
lex, quod omnes notiones in animo simul  
propositae, quoad fieri potest, in unum con-  
iungantur, et composita sic efficitur notio.  
Dieser Satz steht der irrigen Meinung Kant's

[13]

entgegen, als ob eigene Handlungen der Synthesis nöthig wären, um ein Mannigfaltiges zur Einheit des Vorstellens zu bringen. Es gibt keine Scheidewände zwischen den Vorstellungen; sie fließen von selbst in Eins, wo nicht die Hemmung wegen der Gegensätze im Vorgestellten es verhindert. Hier aber gibt es Unterschiede, derentwegen das Programm in drey Abschnitte zerfällt. 1) *De perfectis notionum complexibus*; d. h. von den vollkommenen Verbindungen, welche da eintreten, wo kein Gegensatz im Vorgestellten liegt, z. B. wenn wir einerley Object durch seinen Ton und seine Farbe zugleich auffassen. Gesezt, es seyen mehrere Objecte auf solche Weise zugleich vorgestellt: so entsteht die Frage nach der gegenseitigen Hemmung zwischen den Gesamtvorstellungen dieser Objecte; indem sowohl die Farben derselben als die Töne einander hemmen, jedoch nicht die Farben für sich, und eben so wenig die Töne für sich, sondern die ungetheilten Vorstellungen, worin Ton und Farbe als Merkmale erst dann können unterschieden werden, wenn Reflexionen höherer Art hinzukommen, deren Bedingungen weit außer den Gränzen dieses Programms liegen. 2) *De connexarum notionum aequilibrio*. Hier ist nicht mehr von solchen Vorstellungen die Rede, welche sich vollkommen zu vereinigen fähig wären, sondern von unvollkommener Verbindung, die nach geschener Hemmung eintritt, und wo für der Ausdruck Verschmelzung ist gewählt worden. Wo irgend ein paar Töne zugleich gehört, oder ein paar Farben zugleich gesehen werden, da bildet sich nach Verschiedenheit der Vorstellungen, oder auch der Umstände, eine Vereinigung, die nur dann vollständig seyn kann,

wenn die Vorstellungen ganz gleichartig, und die Umstände ganz günstig wären. Zwei Personen mögen genau den nämlichen Ton singen, oder zwei Stellen eines Gemäldes mögen nicht bloß gleichfarbig seyn, sondern auch so nahe beysammen liegen, daß man keinen Zwischenraum an- geben könne; dann freylich, und auch nur dann, wird das Gehörte oder Gesehene vollkommen zusammenfließen; sonst aber, wenn irgend ein Unterschied vorhanden ist, entsteht einerseits Hemmung, andererseits doch ein gewisser Grad von Vereinigung; so daß, wenn etwas Drittes hemmend dazu kommt, die beiden Vorstellungen sich dem Dritten mit einer Energie widersetzen, die zwar nicht ganz ihrer Summe entspricht, aber größer ist, als wenn jede Vorstellung einzeln hätte widersetzen sollen. Die Bestimmung des Gleichgewichts in solchen Fällen ist der Gegenstand des zweyten Abschnitts. 3) De imperfectis notionum complexibus. Hier wird etwas in Frage genommen, welches gewissermaßen die Betrachtung der beiden vorigen Abschnitte in sich vereinigt. Zufällige Umstände können verhindern, daß Vorstellungen zu einer vollkommenen Vereinigung, deren sie an sich fähig wären, wirklich gelangen. Man will wissen, wie sie in dieser geringeren Vereinigung, deren Gradbestimmung sehr verschieden seyn kann, gemäß derselben wirken werden. Ueber diesen dritten Punct wäre beynahe eine kleine Differenz zwischen dem Hrn Verf. und dem Unterzeichneten entstanden. Allein man hütete sich zu disputieren; man bemühte sich vielmehr auf beiden Seiten, um neue Wege der Untersuchung zu finden; man traf bald im Resultate zusammen, und der Unterzeichnete hat dem Hrn Verf. dafür zu danken,

daß derselbe ihn veranlaßte, seine frühere Rechnung zu berichtigten.

Vergleicht man dieses zweite Programm mit dem ersten: so kann man es nicht mehr elementarisch nennen; denn das erste enthält Rechnungen für einzelne Vorstellungen, das gegenwärtige erweitert dieselben auf Complexionen und Verschmelzungen. Allein wer damit die gewöhnliche Behandlung ähnlicher Gegenstände in den Psychologien vergleicht, der wird geneigt seyn, diese ganze Untersuchung gar sehr elementarisch zu nennen, weil anderwärts die Zerlegung der zusammengesetzten Vorstellungen in ihre kleineren Theile pflegt vergessen zu werden über dem vorgestellten Objecte, und besonders über dem vorstellenden Subjecte, von dessen Thätigkeiten und Vermögen man vielerley zu sagen gewohnt ist, was (um den gelindesten Ausdruck zu wählen,) in den Zusammenhang der hier geführten Untersuchung auf keine Weise kann aufgenommen werden. Darüber einige weitere Auskunft zu geben, wird sich vielleicht bald Gelegenheit finden; nämlich alsdann, wenn der Hr. Vf. die beiden noch versprochenen Programme wird nachgeliefert haben. Für jetzt ist genug, wenn man einsieht (was aus dem Vorstehenden schon klar genug hervor geht), daß die hier angezeigten Untersuchungen nicht etwa aus einer besondern Lust am Calculieren haben entstehen können; welche Lust der Hr. Verf., wenn er wollte, an ganz anderen Gegenständen leichter befriedigen konnte. Vielmehr bedurfte die Psychologie einer Berichtigung vieler, traditional gewordenen Fehler, von denen ein Hauptzug, daß man neben dem Vorstellungsvermögen noch ein besonderes Begehrungsvermögen, und mit fortschreitendem

Irrthume dann auch noch ein Gefühlvermögen nöthig hatte, allgemein bekannt ist, und eben deshalb schon längst die allgemeine Verwunderung hätte erregen können, wie es doch zugehen möge, daß Vorgestelltes sich in ein Begehrtes und Gefühltes bald verwandele und bald nicht? Welches Causalverhältniß überhaupt unter den verschiedenen Seelenvermögen statt finden möge? Hier hatte der Irrthum alle Aussicht verschlossen. Um dieselbe zu eröffnen, mußte zuerst nachgewiesen werden, daß die Vorstellungen selbst das Geistig-Wirksame sind, und zwar ursprünglich in Folge ihrer Gegensätze und Verbindungen. Dies, und vieles Andere, kann nicht ohne Hülfe der Rechnung einleuchtend gemacht werden; auch gehen wissenschaftliche Untersuchungen ihren Gang, ohne zu fragen, ob es etwa mühsam scheinen möge daran Theil zu nehmen.

Herbart.

### B o n n.

Bei Ed. Weber, 1837: Die Marken des Vaterlandes, von Hermann Müller. Erster Theil. Des Westens nördliche Hälfte. 240 und 142 S. 8.

Reimende Untersuchungen über die älteste deutsche Geschichte, so sinnig, gefühlvoll, zugleich so gelehrt, daß sie reife Frucht zu bringen verheissen. In wessen Hände zu den geheimen Thüren unserer Vorzeit die Schlüssel kommen sollen, dem darf außer jener oft leichtes Maass gestillten Begeisterung für unerschöpfliche Nachrichten der Classifier auch der Muth nicht gebrechen, keiner Art einheimische Kunde zu verschmähen. Längst

eine gütliche Forderung, der nur vorbey gegangen wird aus Verwöhnung, Trägheit oder Stolz, auf die aber der Verf. mit Erfolg sich einzulassen versteht.

In seinem Buche wird der Etymologien die meisten Leser viel zu viel dünken, und ein geringes Maß hätte dessen Kraft gesteigert. Allein er übt sich auf weitem Felde, und hat begriffen, daß die Sprachen, im Mißbrauch ein leichtes, im Gebrauch ein schwieriges Element, hier angewendet werden müssen. Art und Weise ihrer Handhabung, schon jetzt voll Tacts und feiner Wahl, wird sich ihm allmählich läutern und klärtigen. Die Ungedult des Findens ist verführerisch, der Rebel des dichten Alterthums triegend; einzelnes aber beginnt heraus zu treten, um so deutlicher, je mehr es sich auf die meistens vortrefflich befestigten historischen Haltpuncte stützen kann. Von dem Aufgestellten mag manches fallen, die Abhandlung greift jedoch frischer und tiefer in den Gegenstand, als die meisten der voraus gegangenen Schriften.

Die Deutschen sind dem Verfasser keine Aborigenes (auch diesen Ausdruck beleuchtet er kritisch), sie sind 'aus fernen Gebieten in diese rauen, damals der Freiheit günstigen Striche gezogen.' Vor ihnen wichen Celten, auf sie selbst wirkte der Druck im Osten; noch kein anderes Volk ist sich Jahrtausende hindurch so gleich geblieben, hat sich im Innern, während es über die Gränze hinaus verjüngend in Europa vordrang, so rein erhalten.

Was vom Celtenthume in Deutschland und dessen örtlichen Spuren gesagt wird, ist ausgezeichnet. Nicht wenig alte Namen der Städte und Flüsse sind celtisch, oft in gallischem Lande

sich wiederholend. Auch wohl die Undeutschheit des Namens Rhein muß zugegeben werden.

Bevor der Verf. zu den Deutschen selbst sich wendet, führt er Belgen vor, anstoßende Gallier und vorgermanische Stämme. Man halte seine anziehende Untersuchung über den Hasen der Moriner, über das Castellum Menapiorum zu dem Aufsatze von Schayes in dem zweyten Bande der *Mémoires des Antiquaires de la Morinie* (St. Omer 1835), und urtheile! Er will genauer als bisher geschieht die Belger geschildert wissen. Zwar ein celtisches Volk sind die Belgen, aber von Binnengalliern in Sprache und Sitte beträchtlich abstehend. In jenen Vorgermanen (Eburonen, Condrusen u. s. w.) sieht er weder Belgen noch Gallier, sondern iberische Stämme. Iber, Iberia, Ebro stimmt zu Eburo; als Eburonen Römer ad colloquium fordern, wird ihnen ex Hispania quidam, qui jam ante, missi Caesaris, ad Ambiorigem ventitantes consueverat, zugefertigt (Caesar 5, 26. 27.). Sehr möglich, daß in Gallien Ueberbleibsel älterer, iberischer Bevölkerung vorblieben, wie in Deutschland gal-lischer.

Mit diesen Vorgermanen nun hängt eine triftige Bemerkung zusammen über den Ursprung des Namens Germanen. Man muß fest halten, daß das Wort kein deutsches, vielmehr von Römern und lateinisch redenden Galliern in der ihnen geläufigen Bedeutung aufgebracht worden sey. Rec. hatte es zumahl aus Strabon γερμανοὶ γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Πρωταίων διάλεκτον (Tsch. 2, 320.) gefolgert, und aus dem Soldatenwize bey Bellejus Paterculus 2, 67, dessen Wortspiel:

de Germanis, non de Gallis, duo triumphant Caesares

auf dem gefühlten Nebenfinn *germanis* beruht. Der Verf. trägt auch diese Stelle 142\* nach, hat aber noch eine entscheidendere S. 230 aus Plutarch's Marius. Den Ausdruck *Germani* seiner lateinischen Quelle nicht recht fassend, setzt der Grieche *ἀδελφοί*, und damit geht die eigentliche, wieder in der Zweydeutigkeit von *Germani* und *germani* liegende Meinung verloren. *Germanus* war den Römern mehr als *frater*, es ist die adjectivische Verstärkung der Begriffe *frater* oder *soror*, wie wir leiblich zu Bruder oder Schwester sagen. Die Römer nennen gallische Völker *fratres consanguineosque* (Caes. 1, 33. Tac. ann. 11, 25), nicht *germanos*, zu einer Zeit, wo dieser letzte Ausdruck schon einen bestimmteren Bezug auf Deutsche erlangt hatte. Früher hingegen mögen auch Gallier unter der friedlichen und schmeichelnden Benennung erscheinen. Livius 21, 38 redet von *gentibus semi-germanis* in der peninischen Alpe, die keine Deutsche waren, sondern dunkler Herkunft; und weit früher wissen die capitulinischen Fasti (a. u. 531, a. Chr. 222.) von *Gallia Insubribus et Germanis*. In der von Tacitus vernommenen Ueberlieferung heißt es ausdrücklich, daß *Germani* nicht der alte Name des Volkes selbst sey, vielmehr ein von siegenden Tüngern gebrauchter, welche den Rhein überschreitend, zurückweichenden Galliern dadurch furchtbar wurden, daß sie als Brüder der jenseitigen Deutschen erschienen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 2. Februar 1837.

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Die Marken des Vaterlandes.

A victore, das Gegensatz bildet zu a se ipsis, kann nicht übertragen werden: nach dem Sieger; ob metum schwerlich das transitive ob metum inferendum seyn, es steht intransitiv wie Ann. 1, 68 milite ob metum defixo vom römischen Krieger gesagt ist, oder bey Caesar 1, 39 timor und propter timorem auf diesen geht. Doch mag die Stelle zweifelhaft bleiben, mögen Tugri dem Tacitus für Deutsche gegolten haben oder nicht, als Gallier konnten sie ihm nicht erscheinen, weil durch sie die Gallier vom Rheine verdrängt wurden; seine Ausdrücke sind unsicher verglichen mit der Entschiedenheit des folgenden Ausspruchs, daß die nächsten Uferbewohner ausgemacht Deutsche seyen. Unter diesen führt er keine Tugern auf, nicht unter den

[14]

jenigen Undeutschen einmahl, welche deutsche Herkunft behaupten. Wie es darum stehe, es war eine in Belgien und Gallien verbreitete Sage, die sich auf solche Weise den Ursprung der Benennung Germani im Nordwesten zu erklären suchte. Schon vor Cäsars Zeit war sie appellativisch und aus ihr der Landname Germania gebildet worden, nicht bloß für jene Gegend, sondern für das gesammte überrheinische Gebiet. Die Deutschen aber ließen im Verkehr mit Fremden den Namen sich gefallen, wie späterhin das Allemands im Munde der Franzosen.

Völkernamen müssen anfangs als sie entsprungen, wie alle anderen Namen, bedeutsam gewesen seyn. Richtig bemerkt wird aber, daß wenn ge Völker den wahren Sinn ihres Namens, obgleich sie sich oft in dessen Auslegung versuchten, fest gehalten haben mögen, daß viele Benennungen unursprüngliche waren, und aus dem Bedürfniß gesonderter Zustände erwachsen. Es ist also Wechsel ein und ein Name verdrängte den anderen. Uebrigens konnte ein Volk seinen Namen entweder selbst sich beylegen, oder ihn von andern beygelegt erhalten. Den Grund gab Gestalt, Tracht, Bewaffnung, Gewerbe, Herkunft.

Nach allen diesen Rücksichten wird die Deutung der alten Volksnamen der größten Schwierigkeit unterliegen. Die vom Nachbar aufgenommenen fordern ihre Erläuterung aus der fremden Sprache, werden aber nichts desto weniger oft den einheimischen Lauten assimilirt worden seyn, und so können celtische Wörter endlich das Aussehen deutscher annehmen. Da die Sitten der meisten Stämme wechseln, kann die aus ihrer uralten Sage hervor gegangene Benennung späterhin unpassend oder schief werden. Längere Dage

verheissen die von äußerlicher Erscheinung und Bekleidung entnommenen, weil sie in der Sitte wurzeln: so scheinen Sachsen und auch Franken nach ihren Waffen genannt; Bastarnen vielleicht nach dem Bindenbast ihrer Schilde? (die Endung ARNA gehört hohem Alterthume); oft läßt der Gegensatz nahegelegener Stämme in des Namens Sinn dringen, z. B. Suardones und Bithones mögen von schwarzer und weißer Farbe der Tracht ihre Namen führen.

Am wenigsten zu geben scheint der Verf. auf solche, die sich von Stammhelden ableiten, und doch läßt uns Tacitus selbst die drey Hauptäste der Germanen aus des Mannus Söhnen entspringen, und weiß, daß ihm die Sage noch mehr Söhne verlieh, von welchen andere Germanen abstammten seyn sollten. So werden Jonier, Dorier, Aeolier nach Helden benamt, ja Hellenen überhaupt, und die attischen Phylen; warum nicht auch deutsche Völker? Bildung und Ableitung weisen dahin, -ING fordert den Begriff leiblicher Abstammung. Damit soll nicht in Abrede gestellt seyn, daß umgekehrt aus Volksnamen Heroen entwickelt werden konnten.

Die Benennung Herminonen bespricht der Verf. nicht, Hermunduren stellt er zu Irmin, dessen göttliches und persönliches Wesen aber geleugnet wird, während doch alle Nebenuntersuchungen wieder auf Hermes und Hercules lenken, selbst Germanus S. 139\* 140\* an Epur̃s gemahnt. Wenn durch Epur̃a (Stoß, Säule) der Begriff Epur̃s nicht verloren geht, braucht auch Irmin nicht der Bedeutung des Klotzes zu weichen. Wilekind muß doch noch gewußt haben, warum er Irmin und Mars vergleicht. Schon, daß die neapolitanische Inschrift von Tamsana

nicht sogleich, als ein *sceleratum Ligorii commentum* abgewiesen, sogar aus dem ital. tanto Stod, Schaft erläutert wird. Es wäre vielmehr zu denken an die mythische Frau Stempen, die der Berhta gleich steht, und sich wiederum aus Stampf, Psal, pilum deuten ließe. Wie picus, taurus, mal, meltan, link zu speht, stür, smal, smeltan, slink verhielte sich Tamfana zu Stampfana?

Ubii leitet der Verfasser aus *uobian colere*, und da *lantnobo agricola*, *christuobo chriticola* ausdrückt, mag das allgemeine *nobo cultor* ein aderbauendes Volk, oder ein die Götter verehrendes vorstellen.

Ob die Römer den ersten Vocal in Ubii kurz aussprachen, wissen wir nicht, das UB von Danubius, wohl auch Gelduba (in ubischer Gegend) war es ihnen, während Tuonouwa, und uobian auf langen Vocal führen.

Es soll nicht eingewandt seyn, daß unter aquitanischen Galliern bey Plinius 4, 14 *Bituriges liberi cognomine Ubisci* (al. *Vibisci*, wie Tac. Ann. 13, 57 *civitas Vibonum* für *Ubiorum*?) vorkommen, was auf celtischen Namen, wo nicht Ursprung der Ubier schließen lassen würde, wie des Verfs Scharfsinn Sigambren und die Sieg mit Sequanern und der Sequana zusammen stellt. Gleich den Sigambren sind die Ubier wahre Germanen.

Aber Stellen aus Gottfried Hagens kölnischer Chronik, worin Coelne, d. i. colonia, durch das deutsche *ovinge*, d. i. Uebung, von *oven colere* erklärt wird, waren gewiß nicht auf *Colonia Ubiorum* zu ziehen, und *ovinge* ist kein Gen. Pl. von *Oving*, *Ubius*. Die Richtigkeit jener Ableitung von *Ubii* aus *uobian*

voraus gesetzt, müßte freylich als seltsames Spiel des Zufalls erscheinen, daß der lat. Name des ubischen Hauptsteges Colonia aus colere herleitbar ist, oder wollte man bey der Anlage des Orts Rücksicht auf den Volksnamen muthmaßen? Schwerlich, bey der großen Zahl der Colonien allerwärts; diese colonia wurde gestiftet im J. 50 von der im oppidum Ubiorum geborenen Agrippina, des Germanicus Tochter (Ann. 12, 27, daher auch 13, 57 nuper condita?) Seitdem nannten die Ubier sich gern Agrippinenses (Germ. 28), wieder nach dem Grander, und noch in unserm spätem Heldenbuche heißt der Landstrich Grippigenland, was allenfalls anslüge an Ripuaria, Rißlant. Doch die letztere Benennung hat sich Rec. in anderem Zusammenhange mit Ubii gedacht, worin ihm die Wurzel uob, uov, die unserem Ufer, novar, uobar zum Grunde zu liegen scheint, den Uebergang in Ripuarii, Riparii treffend erklärt. Ubii wäre natürlich erst seit der Ansiedelung dieses Volks am Niederrhein, früher am rechten, dann am linken Ufer, entsprungen.

Der Usipier Namen scheint weder die Wisper noch Wisbaden zu enthalten, eher vielleicht die Wurzel von Usingen oder anderer Eigennamen, wie Uslar, Usener; eine gothische Form iusila (remissio) und iasiza (melior, potior) hilft noch nicht für die zutretenden Ableitungen IP und ET (Usipetes).

Bey Tencterus hatte Rec. gleichfalls das altn. tēngdr consanguineus erwogen und sibbeon bitengi steht Hel. 43, 11; doch beiden mangelt das ER des Volksnamens. Wie wenn tencterus linē bedeutete? das hochdeutsche

dent, ital. zanco, würde ganz leicht ein comparativisches TER annehmen (Gramm. 3, 629. 630) und sich wie δεξιός zu δεξιτερός verhalten, vgl. das lat. dexter (ahd. zēstar? neben zeso, im niederd. Tēsterbant, Teisterbant, das hier S. 132\* anders aufgefaßt wird) und sinister, ahd. winistar, und selbst rechter, linker für recht, links. Doch die Bestätigung dieser Vermuthung würde davon abhängen, daß die Geschichte oder ein sonstiges Verhältniß nachweisen könnte, warum die Tencteri einen solchen Namen geführt hätten.

Ueber Cimbern und Teutonen hat unser Verf. besonders sorgfältige Untersuchungen gepflogen, und man wird durch ihn an der ersten Deutschheit wieder irre. Allerdings ist schon der unter den gallischen Völkern hastende Name Kimri ein starker Grund dafür sie diesen beizuzählen. Desto unbestreitbarer deutsch sind die Teutonen, deren Benennung zusammen trifft mit der uns überhaupt verbliebenen. Das goth. Adj. thiudisk weist zunächst auf thiūda, das ahd. diotisc auf diot; an thiuths ἀγὰδος, clarus, als an ein nahe verwandtes Wort darf dabei immer gedacht werden. Denn deuten heißt erklären, klar machen und deutsch reden deutlich (S. 224. 225 und noch weiter in den Berichtigungen), wie man im dreizehnten Jahrh. 'zo diute sagen' für auslegen, deuten, latin, und noch heute welsch für unverständlich gebrauchte. Da nun auch das lateinische germanus ursprünglich echt, klar ausdrückte, so ist die Bemerkung scharfsinnig, daß durch den sonderbarsten Zufall der welsche Name Germanus genau die Uebersetzung des echten Namens der Deutschen enthält.

Der Gleichstellung, und Vermengung der Wurzeln *erchan* und *erman* (S. 83\* ff.) wird man schwerlich beypflichten und einem solchen Verfahren müssen alle gewonnenen etymologischen Regeln wieder verschwimmen. *ragin* soll nicht *consilium*, sondern *auctoritas* bedeuten, das möchte seyn, weil sich beide Begriffe berühren, und sogar Tacitus in der berühmten Stelle Germ. 12. '*consilium simul et auctoritas*' verbindet. Nimmermehr aber ist *Ragin*-hart aus *Raginrät* entsprungen.

Fein und sinnreich ist an dem S. 150 ff. gewählten Beispiele der Zahlen die langsame, organische Bildung der Wörter entwickelt, wenn auch gegen das Einzelne große Einwendungen gelten werden. Bey Ruthe (S. 156) hätte besonders der altsächsischen *ruoda* (RA. 676) solten erwähnt seyn, die auf dem Systeme der Vier, Acht und Zwölfszahl beruht.

Ein glänzendes Zeugniß für den Beruf des Verfs zu diesen Untersuchungen, das auch andern Lesern, die sich um deutsche Sprache nicht kümmern, einleuchten soll, haben wir noch aufgespart. Ptolemäus, nachdem er die Länge und Breite von *Φλιόβη*, d. i. *Flevum*, richtig angegeben hat, fügt einen Ort *Ξιατοριάνδα* unmittelbar darauf hinzu. Daraus wollte man *Saterland* machen. Aber der Grieche hatte hier des Tacitus Annalen vor sich, 4, 73: *exercitum Rheno devectum Frisiis intulit* (Lucius Aprianus), *soluto jam castelli obsidio, et ad sua tutanda digressis rebellibus*. Vielleicht durch nachlässige Schrift geteuscht, oder in sorgloser Eile nahm der Geograph die unterstrichenen lateinischen Worte für einen friesischen Ort, dessen Grade er nun aufs Ungefähr bestimmte. Daß

aus einem wirklichen deutschen Namen die Gestalt bey Tacitus erwachsen sey, ist weit unwahrscheinlicher. Ann. 4, 72 geht unmittelbar *Elevum* vo aus.

Sac. Grimm.

## Oldenburg.

Bev. W. Berndt: patriotische Phantasien eines Juristen von Dr Christian Ludwig Kunde, großherzogl. oldenburg. Oberappell. Gerichts-Präsidenten und Conferenzrath. 1836. IV und 359 S. gr. 8.

Ein Buchtitel angenehmer Erinnerungen und ein Verfasser-Namen doppelt rühmlichen Klanges treten uns bey dem vorliegenden Werke entgegen; woran sich, die drey guten Dinge voll zu machen, die an die Spitze gestellten Worte aus dem großen Dichter schließen: 'Stets geforscht und stets gegründet, — nie geschlossen, oft geründet, — Altestes bewahrt mit Treue, — freundlich aufgefaßt das Neue, — heitern Sinn und reine Zwecke! — Nun, man kommt wohl eine Strecke!' — Ein Motto, das für jeden Gelehrten und besonders den auch in die Praxis eingeweihten gelehrten Juristen den schönsten Lebenswahlspruch bildet, und mit wehmüthigem Schlusse den immer doch vom selbst geschaffenen Ideale entfernt bleibenden, zum Greise werdenden Mann tröstet. — Ohne anmaßend an J. Möser's patriotische Phantasien erinnern zu wollen, erinnert der würdige Verf. daran dennoch, und zwar nicht bloß durch den Titel seines Buchs, sondern durch den Inhalt, welchen Möser mit Freuden einen patriotischen Phantasien verbrüderet erken-

nen würde. Der Verf. theilt hier vereinigt mit, was er meistens schon früher in vaterländischen Zeitschriften, welche sich wohl wenig über die Gränze verbreitet und auch im Lande selbst kein großes Publicum gefunden haben, einzeln und in einer langen Jahres-Reihe nach und nach hatte abdrucken lassen. Es sind 22 kleinere und größere Aufsätze, verschiedenen, aber stets nahe liegenden Werthes für Bildung des Rechts und der Rechtsgelehrten. Gewiß gewinnen diese gesammelten Arbeiten durch die gegenwärtige Bekanntmachung, was sie so sehr verdient haben, ein weiteres als bloß locales, ein längeres als bloß ephemeres Interesse. Treffend bezeichnet der vielbeschäftigte Präsident des oldenburgischen höchsten Gerichts diese Aufsätze als Ausläufer vom Berufsfelde; aber wahrlich Ausläufer der edelsten Art. Sie bezeugen einen Geist, der unter der sich täglich fortwälzenden und doch nie endenden Mühe und Schwere der oft sehr gemeinen Berufsgeschäfte, das Edlere seiner Wissenschaft und die höchsten Zwecke des Lebens und Staatsvereins nicht aus den Augen verloren hat. Er erwähnt, wie seine Mittheilungen in diesem Buche zum Theil auf die Gesetzgebung einwirkt. Wohl dem Lande, in welchem solche Arbeiten solcher Männer dem Blicke der gesetzgebenden Macht nicht entgehen! Gewiß verwirklicht sich auch, was Hr. Präs. Kunde wünscht: daß diese Aufsätze noch in Zukunft auf die Gesetzgebung einwirken, daß sie angehenden Geschäftsmännern zur Förderung ihrer Bildung, und daß sie Uneingeweihten zur Aufklärung und Berichtigung ihrer Ansichten dienen. — Ref. gibt den Inhalt der einzelnen Nummern unter Bezeichnung des Jahrs, in welchem sie zuerst erschienen sind, nur kurz an.

1) Klagen eines Abfindlings (Aus dem Jahre 1803) S. 1 — 16. Anschauliche, echt Mörsersche Schilderung der unbeschreiblichen Nachlässigkeit und Unbestimmtheit in der Fassung einiger, immer wiederkehrende Verhältnisse des gemeinen Mannes ordnender Geseze, welche dadurch zu steten Processen Veranlassung geben, den Landmann arm machen und die Familien verzweifeln. Der Verf. bemerkt in einem Zusatze von 1835, daß die seinerseits im Jahre 1803 ausgesprochenen Wünsche, jene Mängel gehoben zu sehen, noch nicht in Erfüllung gegangen, daß vielmehr für das Großherzogth. Oldenburg die Aufgabe noch in größerem Umfange zu lösen sey, da hannoversche und münstersche Gebiete zu Oldenburg gekommen, in denen sich dieselben Anstöße finden. Er meint, daß durch eine, nach der Grundlage der oldenburgischen Landgemeinden-Ordnung von 1831 modificierte Wiederherstellung der altdeutschen Bauerdinge (cf. Struben tract. de bonis meierdingicis §. 29. 30., Gerichte, in denen die von der Gemeinde gewählten kundigen Gerichtsbesizer, Ahtsleute, Urtheilsträger, nach mündlicher Verhandlung zu Protocol, das Urtheil fällen, während der vorstehende Beamte das Verfahren nur zu leiten, aber beym Finden des Urtheils nicht mit zu stimmen hat,) — nicht nur für schleunige Ausmittlung der Abfindungen aus den Höfen und der Antheile der Abfindlinge an dem davon getrennten Vermögen, sondern auch für eine zweckmäßige Beylegung und Entscheidung mancher gleichartigen Streitigkeiten, über Hoferbfolge, Gutsübertragung, Leibzucht, Interimswirtschaft, eheliche Güterverhältnisse gesorgt und der Landmann so wieder zur Kunde und

selbst zur autonomen Gestaltung seines besondern Rechts zurückgeführt werden möchte, die ihm nicht zu seinem wahren Besten entzogen sind. Ein auch außerhalb Oldenburg sehr beachtenswerther Vorschlag!

2) Also sollte man das Näherrecht ganz abschaffen? (1803) S. 17 — 36; fingiertes Schreiben an Walch in Jena, den Verfasser des bekannten Buchs über das Näherrecht. Der Verf. wiederholt, wie das Sammeigenthum als allgemeiner Grund des Retracts nicht einmal den Dienst einer brauchbaren Hypothese, geschweige denn historisch erwiesener Wahrheit leisten kann. Da es an genaueren Sätzen des Näherrechts mangelt, man also die Entscheidungen darüber aus Natur und Grund des Instituts suchen muß: so zeigen sich, bey der Kargheit und Trübe dieser Quelle, alle traurigen Folgen eines ungewissen Rechts: zweifelhafte, chicanöse und kostspielige Prozesse. — 'Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Hof, Acker oder was sein ist'; ein Gesetz, das als Motto zu einer Bearbeitung des Näherrechts empfohlen wird! Der Verf. macht aufmerksam, wie sogar gerade in diejenigen Verhältnisse, für welche die Moral eine besondere Verträglichkeit empfiehlt, das positive Recht den Samen der verderblichsten Zankereien gelegt habe; wobey Ref. sich nur die Bemerkung erlaubt, daß sich dies, wie alles Recht, aus dem Leben, d. i. aus guter geschichtlicher Wurzel, von selbst auf einem natürlichen Wege entwickelt hat, und daß es allerdings die Sache des weisen Gesetzgebers ist, solche Klippen der Moral zu erkennen und weg zu räumen. — Ist das Näherrecht aus Ingrossationen in den Grund- und Lagerbüchern der Ortschaften erkennbar, so

mag dasselbe noch allenfalls vertheidigt werden; aber nicht da, wo es einzig und allein durch die Person des Vorgängers im Besitze begründet ist, dem Käufer mithin solche Rechtsverhältnisse völlig unbekannt bleiben können; besonders also bey der Erblosung oder dem Beyspruchrechte aus Blutverwandtschaft. Schützt zwar in mehreren Ländern der öffentliche Verkauf an den Meistbietenden gegen die Näherberechtigten, so ist dies doch ein übles Mittel, da es den Käufer zwingt, einen vortheilhaften Handel oft zu seinem Nachtheile zu veröffentlichen; andere Nachtheile (auch des Verkäufers) ungerechnet. Daher sagt der königl. Gesetzgeber für Schleswig und Holstein, Pinneberg, Ranzau und Altona in dem Gesetze von 1794, durch das er die Näherrechte abschafft, mit Recht: 'es sey eine im Ganzen gemeinschädliche, mit mehr Nachtheil als Nutzen für den Staat verbundene Einrichtung, welche das Wohlgefallen des Eigenthümers an dem Seinigen schwäche, den Untersuchungsgeist (?) eben so oft niederschlage als ermuntere, die Gewinnsucht unterhalte, und unter Blutsfreunden, Nachbarn, Mitbürgern häufige Zwistigkeiten und verderbliche Proceße nach sich ziehe.' — Beym Aufmuntern zur Nachahmung dieses Beyspiels bemerkt der Vf. sehr wahr, daß sie keine Schwierigkeit habe; denn, was aufgehoben werde, sey nur die Möglichkeit der Näherrechtsklage bey künftigen Verkäufen, wodurch sich also Niemand beeinträchtigt halten, Niemand eine Entschädigung verlangen könne, da Niemanden ein schon jetzt begründetes Recht entzogen werde. — Im Großherzogth. Oldenburg sind 1814 das gesetzliche und das gewohnheitliche Näherrecht aufgehoben, mit Ausnahme des mit der besonderen

Natur gewisser Güter verbundenen, nach dem Stad- und Budjadinger und Wührder Landrechte. — Angehängt ist ein lesenswerther, jedoch auch von Hn Präs. Runde als sehr bedenklich bezeichneter Vorschlag des verstorbenen Amtmanns Garlich's (v. 1805), daß bey Abschaffung des Näherrechts man die Deffentlichkeit der Veräußerung überhaupt ohne Ausnahme, und selbst der Verpachtungen, sobald diese über zwölf Jahre hinaus gehen, mit Androhung der Strafe der Nichtigkeit verordnen solle.

3) Der päpstliche Fischerring. S. 37 — 44. Einige Notizen vom päpstlichen annulus piscatoris und seinem Gebrauche, auf Veranlassung eines damit ausgedrückten Siegels im oldenburger Archive.

4) Briefe über die Kunst ein Testament zu machen. S. 45 — 81. Nicht bloß entscheiden soll der Rechtskundige Proceß, sondern lieber noch vermeiden helfen, indem er lehrt, was zu thun oder zu lassen; um nicht gegen ein Gesetz zu verstoßen; jedoch darf das Popularisiren der Rechtskunde nicht zur Halbwisserey sinken. Eigenthum der Eingeweihten würde die Rechtswissenschaft auch dann bleiben, wenn wir nur einheimische Gesetze in deutscher Sprache hätten. Ein schätzbare Versuch, warrend, nicht zum Selbsthandeln auffordernd, den Laien zu unterrichten, sind diese drey Briefe über die Kunst ein Testament zu machen; die beiden ersten von 1805, der dritte von 1835; in denen natürlich besonders auf die Rechte des oldenburger Landes Rücksicht genommen ist, da ein solcher Unterricht sich genau an die Vertlichkeit anschließen muß, wenn er von practischem Werthe seyn soll.

5) Ein Beytrag zur Kenntniß des bürgerlichen Zustandes der Juden im Mittelalter. S. 82 — 84. Eine Original-Urkunde im oldenburgischen Landesarchive (v. 1539) befreiet einen Juden ('Eazarus, Iudden van Herborde, mit syner Hußtroven, Kindern vnd Huesgespnde'), welchem Geleit gegeben worden, von dem Haftten für die Schuld anderer Juden in demselben Bezirke; welches Haftten in Gesammtheit und fürs Ganze aller Juden yn onsem Stifte und Stadt Münster' Rechtsens gewesen zu seyn scheint. Am wichtigsten sind dabey die Worte: 'Daer ock ander Iudden vor oder nadüsser onsera Geleide yn onsem Stifte vnd Stadt Münster, Tenige schult gemackt hedden, eder noch maken worden, der sal vorbenompte Eazarus nicht dodden hebben, eder mysgelden, — sündet alleine vor synen eigenen Handel staen vnd antwort geuen.'

6) Schreiben eines vormaligen münsterschen Advocaten über die oldenburgische Civil-Justiz-Versaffung (1807). S. 85 — 97. — Eine sehr deutliche, zum Theil humoristische Darstellung der gränzenlos elenden Proceßleitung und Proceßführung vor den Untergerichten im Oldenburgischen vor der mit Anfang dieses Jahrhunderts daselbst eingeführten Reform für die Civiljustiz. So arg ist es z. B. im Hannoverschen, wenigstens in den älteren Provinzen, schon seit fast hundert Jahren nicht mehr gewesen. Man hat jetzt in ganz Deutschland keinen Begriff mehr von solchen Mißbräuchen, wie sie dort vor 40 Jahren noch im Schwange waren.

7) Hermann und seine Söhne (1808) S. 98 — 113. Eine kurze Uebersicht der Ge-

schichte Deutschlands (bis 1808) in Parallele mit Frankreich, unter dem Bilde eines Hausvaters Hermann, welchem, nachdem er unter seine Söhne seinen Hof vertheilt hat, diese bald über den Kopf zu wachsen drohen, sich unter einander verzweifeln, dadurch schwach werden und endlich in die Abhängigkeit von dem verwandten Nachbarhose gerathen. Diese Darstellungsart gibt Gelegenheit zu manchem kräftig characterisirenden Zuge. Sehr an Möser erinnernd.

8) Erfahrungen eines Capitalisten (1819) S. 114—127. Ein trefflicher Unterricht für Capitalisten, die um sichere Unterbringung ihres Geldes verlegen sind; mit besonderer Beziehung auf die Rechtsverhältnisse im Großherzogth. Oldenburg. Was daselbst von der endlichen Einführung der preussischen, oder im Wesentlichen gleicher Hypothekbücher gewünscht wird, danach seufzen freylich auch noch viele andere beträchtliche Länder Deutschlands. Die erste umfassende, vollständige Einrichtung solcher Hypothekbücher, zeigt der Verf., mag freylich ihre großen Schwierigkeiten haben; daß sie aber nicht unüberwindlich sind, hat die preuß. Regierung bey der Organisation neuer Provinzen oft genug bewiesen. Und die Bewohner derselben befinden sich wohl bey einer Einrichtung, welche sie zu segnen täglich Gelegenheit haben; wogegen in anderen Ländern mancherley künstliche neuere Systeme, welche, um Alles zu befaßen, an eine legislative und practische Unmöglichkeit gränzen, wohl darum nicht zur Existenz gelangen können. Sind jene Schwierigkeiten einmahl überwunden, so müssen sich die Proceße über Realrechte um drey Vierteltheile vermindern, wie jeder practische Jurist dem Verf. gern zugestehen wird; ein

Prioritätsurtheil macht sich dann beynabe von selbst. — In dem vorliegenden Aufsatze schlägt der Verf. auch noch eine Interimsmaßregel vor, welche um so mehr Prüfung verdient, als sie ein allmähliches Transitorium, zu guten Hypothekenbüchern bildet und nicht zu beschwerlich erscheint. Es wäre vielleicht schon eine Wohlthat, meint er, wenn solche, nach preuß. Art eingerichteten Grund- und Hypothekenbücher nach einem vorgeschriebenen Schema in jedem Gerichte wenigstens eröffnet würden, in die jeder Grundeigenthümer des Bezirks, der seinen Credit auf diese Weise befestigen will (was mithin frey gestellt wird), ein Folium für sein Grundstück erhalten kann, nachdem er seine Erwerbsart nachgewiesen, und eine gerichtliche Convocation aller Realberechtigten, unter Strafe deren Ausschlusses vom Vorrechte, erwirkt hat; erschienene Convocirte würden dann mit ihren Liquidationen zuerst eingetragen, und auf sie folgten die späteren Inscriptionen, welche von Gläubigern verlangt und vom Disponenten des Grundstücks bewilligt würden. Die alten Hypothekenbücher mit dem Personenfolium beständen dabey fort für die, welche sich des neuen nicht bedienen wollten; doch müßte das alte Buch dem neuen in der Rechtswirkung stets nachstehen. Wie bald würde dann der Unterthan die Wohlthat dieses Mittels zur Befestigung seines Credits ermessen, und seine Grundstücke in das neue Buch foliieren lassen!

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

---

# G ö t t i n g e G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1837.

D l b e n b u r g.

Beschluß der Anzeige: Patriotische Phantasien eines Juristen.

9) Gespräch über die Beurtheilung richterlicher Aussprüche (1619) S. 128 — 136. Populare Auseinandersetzung der Ursachen, warum die in Processen unterliegenden Parteyen, und besonders diejenigen, welche (wie der Verf. sehr treffend sagt) als den Weg Rechts bloß den anerkennen, auf welchem sie Recht behalten, über Parteylichkeit oder Unwissenheit der Gerichte schreien. Die Unterredner sprechen manches Berzigenswerthe aus, das, wenn gleich es nicht neu ist, den Laien doch nicht genug eingeprägt werden kann, z. B. daß es eine baare Thorheit sey, ein Gesetzbuch zu verlangen, in dem alle Fälle sonnenklar entschieden ständen; ein Verlangen, das in der That öfters selbst bey Personen, welche nicht für Laien gelten wollen, sich

[15]

unglaublich fest eingenistet hat, und das man in legislativen Berathungen mancher Ständeverammlung ziemlich deutlich durchklingen hört.

10) Vermeyntliche Spuren von Landständen in den Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst (1820) S. 137 — 170. Anziehende Nachweisung, daß es in O. und D. wahre Landstände niemals gegeben hat; ein für die Specialgeschichte dieser Länder sehr schätzbarer Beitrag.

11) Schreiben eines Obergerichts-Anwaltes an einen Advocaten des Untergerichts (1821) S. 171 — 174. Gegen das handwerksmäßige, zweckwidrige und betriegerische Treiben der gemeinen advocatorischen Praxis, wie man sie vermuthlich auch noch anderwärts findet, und finden wird — bis die Regierungen Deutschlands durch andere, als die bisherigen Mittel, dem fressenden Uebel ein Ende machen.

12) Chronik der Oldenburgischen Cancellen (1822) S. 175 — 189. Züge aus der Geschichte dieses Obergerichts von 1573 bis auf unsere Zeiten.

13) Erklärung des Art. 55. des bündobadinger Landrechts (1822) S. 190 — 192. Eine noch täglich sehr practische Stelle (über das Repräsentationsrecht der Enkel und deren Einrücken in die Stelle ihrer vorverstorbenen Eltern bey intestater Beerbung der Großeltern) war im bündobadinger Landrechte stilistisch schlecht ausgedrückt, ist dann aber in dem systematischen Anhang des oldenburgischen Particularrechts (§. 739) so fehlerhaft wiedergegeben, daß ein unerhörtes Sinn daraus folgen würde, nämlich die Aufschließung der Enkel aus vorverstorbenen Kindern durch noch lebende Descendenten ersten Grades.

Der Verf. weist den richtigen Sinn aus andern und auch aus einigen nur ihm zugänglichen Quellen nach.

14) Der Minorat (1822) S. 197 — 208. Der Minorat (nicht: das M.) hat etwas sehr Wichtiges für sich, was oft übersehen wird, weil man sich am Schreibtische um die natürlichen Einflüsse der Rechtsverhältnisse auf das gemeine Leben zu wenig bekümmert. Je öfter nämlich die Bauerstellen in Erbgang kommen, desto mehr müssen sie, durch die abzugebenden Abfindungen belastet, in Schulden gerathen, und desto weniger kann der Besitzer hoffen, sie davon wieder frey zu machen. Wo der älteste den Hof erbt, kommt dieser in 200 Jahren gewiß acht Mahl, wo der jüngste ihn erbt, nur vier bis fünf Mahl in den Erbgang. Beym Majorat kann der Hof der Schulden sicherlich in den wenigsten Fällen schon entledigt seyn, wenn ein neuer Todes- und Erbfall eintritt, der abermalige Abfindungsschulden hervor bringt, und das Grundstück möchte dann selten auf den vierten Erben kommen. Andere Vortheile des Minorats kommen noch dazu, welche einer der Unterredner dieses ebenfalls in leichter Gesprächsform trefflich gefaßten Aufsatze anschaulich macht und den Minorat dadurch als ein zweckmäßiges Institut schildert, sofern nur gewisse Mißbräuche und üble Gewohnheiten davon getrennt werden. — Ein Anhang von einem andern Verf. stellt das bündlinger Landrecht, besonders in der Hoferbsfolge, überhaupt als verderblich dar.

15) Die oldenburgschen Handschriften der Sachsen- und Schwabenspiegel. Der oldenburgsche Bildercoder, codex picturatus, des Sachsenspiegels (1824)

S. 209 — 217. Die oldenburg. Handschriften des glossirten Sachsenspiegel und des Schwabenspiegels (1826) S. 21 — 228. Ein den Germanisten unter den Rechtsgelehrten und Sprachforschern zu empfehlender Aufsatz, welcher viel Lehrreiches enthält, das Ref. in einen kurzen Auszug zu fassen verzichten muß.

16) Ueber das Hypothekenwesen (1826) S. 229 — 255. Ref. bezieht sich auf seine Aeußerungen oben zu № 8., um das dort Gesagte nicht zu wiederholen. Der Verf. scheint in diesen zum Theil aus seiner Recension der neuen Hypotheken-Versaffung in Bayern entnommenen Bemerkungen über den Gegenstand, welchen der Titel des Aufsatzes nennt, hinaus und überhaupt auf die Befestigung des Credits aller Stände unter den Staatsbürgern gesehen zu haben; was ihn zu, wenigstens sehr lesenswerthen, Wünschen gar großer Umgestaltung in vielen Zweigen der Verwaltung und Rechtspflege führt. Wenn der Verf., wie es auch schon andermwärts geschehen ist, im §. 17. des Schuld- und Pfand-Protocoll-Reglements des vormaligen Domcapitels zu Lübeck v. 22. Febr. 1799, in dem Delieren ante lineam und der dabey dem Schuldner verbleibenden Befugniß, den erledigten Hypothekenplatz mit einem neuen Protocollat bis auf eine gleiche Summe ausfüllen zu lassen, etwas ganz Besonderes findet, so dürfte dies bey näherer Betrachtung wohl verschwinden; indem eben dasselbe allenthalben mittelst Cession der Obligation und Hypothek schon geschieht und immer geschehen ist. Die Cession verrichtet allerdings der Gläubiger, und jene Befugniß steht beym Schuldner; aber man findet bald, daß dies meistens bloß ein scheinbarer Unterschied ist, da der Gläu-

higer die Session auch oft auf Bitten und Antrag des Schuldners vornimmt. Practisch erfolgt also dasselbe Ergebniß.

17) Ueber die Ungewißheit des positiven bürgerlichen Rechts (1827) S. 255 — 269. Die Ungewißheit, was materiell recht sey, entsteht außer den Fällen der Unwissenheit, der Partey-Ansicht, der unwissenschaftlichen Zweifel und des Scheins bey widersprechenden Urtheilen, auch aus wirklich wissenschaftlicher Forschung, welche die gelehrten Juristen zu verschiedenartigen Resultaten führt; die Gesetzgebung, das Ansehen überzeugender Präjudicien, und vor allen Dingen ein gründliches Studium der Entstehung und Bedeutung der Gesetze und des Gesetzes muß gegen solche Un- und Ungewißheit helfen. Ref. verweist im Uebrigen auf diesen Aufsatz selbst und bemerkt nur, daß auch hier wieder das beliebte: 'es erben sich Gesetze und Rechte wie eine ewige Krankheit fort' u. s. w. zur Rechtfertigung gesetzgeberischer Aenderungen und selbst der Idee eines neuen deutschen Gesetzbuchs angeführt ist. Man dürfte da- bey wohl den Einwurf wagen, daß ja Mephistopheles es ist, der diese Worte spricht, der Repräsentant infernaler Ironie, welcher dem noch uneingeweihten Schüler auch über andere Facultäten Sprüchelein sagt, die vermuthlich nicht ganz für Ernst genommen werden sollen. Wer weiß, ob der mitunter auch einmahl schalkhafte Richter nicht, als Vorläufer der nachherigen historischen Schule, deren Gegner und besonders die Herren persifliren wollte, welche das ganze Recht gern a priori machen, und freylich er- staunlich viel sprechen 'vom Rechte, das mit uns geboren ist' — ?

18) Ueber Unparteylichkeit im Amte (1828) S. 270 — 279. Der Vf. beleuchtet zuerst die Parteylichkeit, welche aus ganz natürlichen Verhältnissen entsteht, dann die aus störenden und befangenden Eindrücken, endlich die des Bestochenen; — vielleicht ein durch einen besondern Vorfall veranlaßter Aufsatz, voll treffender Bemerkungen, die allenthalben Beherzigung verdienen.

19) Ueber die Vorbereitung zum Civil- Staatsdienste; in der Form eines Schreibens an einen tentierten oldenburger Rechts- kandidaten (1829) S. 280 — 303. Der zum ersten Male examinierte Candidat hat erst seine Lehrjahre vollendet, bekommt damit seinen Lehrbrief, und muß ja wohl bedenken, daß er nun nichts weiter als Geselle wird, der dann erst recht zu lernen anfangen muß und noch weit hin bis zur Meisterschaft hat. Ob ihn die Bahn vom ersten bis zum zweyten Examen dahin schon gelangen läßt, bleibt freylich von seinem Fleiße und Geiste abhängig; aber es versteht sich, daß kein Mann von Einsicht sich sofort nach dem zweyten Examen für einen fertigen Meister halten, sondern noch Jahrelang zulernen wird. Wie dieß durch Erweiterung und tiefere Begründung der theoretischen Kenntniß des gemeinen Rechts, Studium der Landesgesetze und Erwerbung practischer Geschäftskunde geschehe, hat der Vf., unter zweckmäßiger Beschränkung auf den Adressaten des Sendschreibens, in diesem Aufsatze klar dargelegt.

20) Die Erbschafts- Antretung (1830) S. 304 — 311. An dem Beyspiele der im jetzigen gemeinen Rechte allerdings bunten und dem Laien, welchem der historische Leitfaden fehlt,

überaus schwierig erscheinenden Lehre der Erbschaftsantretung zeigt der Verf., daß denn doch wohl zu überlegen sey, ob nicht solche das Eintreten einer gewissen Rechtskunde ins gemeine Leben unmöglich machenden Lehren durch Gesetzgebung, etwa nach dem preuß. Muster, geebnet und auch dem Laien begreiflich gemacht werden müßten; wogegen man gewiß, wenn die Abänderung gleichsam organisch aus der Ansicht und Beurtheilung des Volkes hervor geht, nichts zu erinnern finden kann. Nur werden solche Abhülfen nicht mit Widersprüchen gegen das Bestehende gegeben werden dürfen. Ueberhaupt hätte jede Gesetzgebung, um das im Volke noch vorhandene Rechtsleben zu erfahren, und um gewiß zu seyn, daß sie nirgend anstößt, daß sie vielmehr die Entwicklung des Rechts fördert, sich ein eigenes Organ zu schaffen, durch das ihr diese Kunde mit Sicherheit zukommt, und das also nicht bloß in den Wahrnehmungen der Obergerichte, oder in den Berichten einiger be- trauter Unterrichter bestehen darf, vielmehr seine vielseitigste Einsicht aus allen Classen der Nation schöpfen muß. Die Ständerversammlungen leisten dies schwerlich.

21) Ueber die Errichtung einer permanenten Austrägal-, Gerichts-, und Gesetz-Redactions-Commission in Deutschland (1833) S. 312 — 322. Der Vf. spricht die Möglichkeit eines permanenten Austrägalgerichts oder mindestens einer permanenten Commission von Austrägalrichtern aus; die nächste Folge davon würde größere Sicherung des Rechts im Inneren von Deutschland seyn, denn ein solches bleibendes Gericht könnte schneller und gleichmäßiger verfahren und entscheiden, auch für die

an dasselbe gebrachten Sachen noch eine Rechtsmittel-Instanz (durch Berufung an das sonst in Senate zu theilende Plenum) darbieten. Das Genauere dieses Vorschlags werde hier übergangen. Es knüpft sich an ihn aber auch der einer Gesetz-Redactions-Commission, als Mutter allgemeiner Gesetze für ganz Deutschland, eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs und einer bürgerlichen Proceßordnung, eines Strafgesetzbuchs und einer Ordnung des Strafverfahrens, eines Handelsgesetzbuchs und einer Handelsgerichtsordnung. Ref. kann sich nicht überzeugen, daß, bey der bekannten Geschichte der Rechtsentwicklung Deutschlands, und bey dessen Theilung in so viele Staaten durch eine solche Generalisirung der Gesetze viel gewonnen würde. Wie viel Capitel würden z. B. in dem bürgerl. Gesetzbuche stehen, die bloß für einige Provinzen Niedersachslands anwendbar blieben, und für das ganze übrige Deutschland nicht in Anwendung kommen könnten, weil daselbst deren Object nicht besteht? Wenn in jeder Provinz sich der Rechtsgustand ungehindert ausbildet, und dann allerdings eine sehr bemerkliche Verschiedenheit in den zunächst an die Lebensgewohnheiten sich anschließenden Rechten in Deutschland, wie bisher, auch ferner sich manifestieren wird; so ist freylich ein allgemeines deutsches Recht in dem Sinne, wie es einen code civil des Français gibt, der von Calais bis Marseille und von Straßburg bis Rochelle gilt, niemals zu hoffen. Aber wozu wäre es denn auch des Hoffens werth? Ist das individuelle Rechtsleben in jeder Provinz, -ihre Geschichte und ihren Naturverhältnissen angemessen, nicht unendlich viel besser und dem Staatsbürger theurer, als jenes Bett des Procrustes,

das für Niemand ganz paßt? Schon lange haben einsichtsvolle Franzosen, welche für ihr Gesetzbuch nicht zu sehr eingenommen sind, gestanden, daß es weder dem Süden, noch dem Westen, noch dem Norden Frankreichs recht zusage. Selten nicht neben dem preuß. Landrechte in jeder preuß. Provinz, ja in mancher einzelnen Stadt, Particularrechte, zu denen sich das Landrecht bloß subsidiar verhält? Es würde also unstreitig nur ein subsidiares allgemeines deutsches Gesetzbuch für das bürgerl. Recht zu Stande kommen und nützlich seyn können, wenn man nicht über der Liebe zu einem schädlichen Generalisiren alle legislativen Lehren der letzteren 40 Jahre vergessen will. Möchte auch im Civil- und Criminal-Verfahren einige größere Einheit nützlich seyn: so müssen doch die anderen Zweige der Gesetzgebung darunter nur verlieren. Und selbst, wie schwierig ist es, nur eine allgemeine Civil-Processordnung für ein Land von anderthalb Millionen Einwohner in Deutschland mit wohlthätigem Erfolge für die Unterthanen einzuführen? — Lassen wir die Mannigfaltigkeit des deutschen Rechts, wie sie ist. Was aus ihr an eigenthümlicher Gestaltung des lebendigen Rechts sich entwickeln wird, können wir vielleicht noch nicht genug absehen und nach seinem Werthe schätzen; wogegen wir deutlich erkennen, was entkräftet und erdödtet werden müßte durch ein allgemeines deutsches Gesetzbuch. — Der würdige Verf. ist nun keineswegs für ein vorschnelles Gesetzgeben oder für ein Niedertreten des Besonderen; aber er hält doch das Idol eines allgemeinen Gesetzbuchs für Deutschland noch fest, und scheint darin vorzüglich Feuerbach's Meinung zu seyn.

22) Einer der wichtigsten Aufsätze der ganzen Sammlung ist der letzte, überschrieben: die Prüfung der Candidaten der Rechte zum Civilstaatsdienste (1836) S. 322 — 359. Zunächst, aber nicht allein, ist er vom größten Interesse für die Oldenburger, welche sich dem Civilstaatsdienste ihres Vaterlandes widmen, und ihnen ist er dringend zu empfehlen. Der Verf. hat den größten Dank aber nicht bloß dadurch verdient, daß er den Jünglingen hier deutlich und mit Beyseitegung aller unnützen Heimlichkeiten der Examinations-Gergänge vorgelegt hat, was sie wissen müssen und wie sie geprüft werden; sondern auch dadurch, daß er diesen Aufsatz einer Sammlung einverleibt hat, welche für jeden künftigen Civilstaatsdiener des Großherzogthums Oldenburg außerdem eine reiche Summe der wichtigsten Fingerzeige und überhaupt die trefflichste indirecte Anleitung enthält, keineswegs ein schreibender Handwerksmann im Dienste des Staats, vielmehr ein gebildeter, seiner höchsten Zwecke sich bewußter, Beamter zu werden. Der Jüngling, welcher Nr. 22. studiert, wird doch auch die vorhergehenden Nummern mit Ueberlegung lesen; und so muß dies Buch des Guten sehr viel stiften. Denn, um ungefähr mit den Worten des Verfs. zu schließen, in einer durch Reformbedürfniß, wie durch Reformsucht so bewegten Zeit, wie die gegenwärtige, ist das Studium so umsichtig prüfender Vorbilder, wie Möser's patriotische Phantasien — und wie das vorliegende Werk, sehr Ref. hinzu! — vorzüglich zu empfehlen.

B. M.

## K ö n i g s b e r g.

Bey A. W. Unzer, 1834. Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oeconomie, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-öconomischen Gesellschaft zu Königsberg. Erstes Bändchen, mit Vorträgen der Herren Argelander, v. Baer, Bujack, Dove, Dulk, M. H. Jacobi, Ernst Meyer, L. Moser, herausgegeben von dem Professor K. E. v. Baer. XII und 274 Seiten in Octav.

Die in Herder's Geburtsorte, dem kleinen Städtchen Morungen, bereits im vorigen Jahrhundert gestiftete physikalisch-öconomische Gesellschaft hat seit etwa drey Jahrzehnden in Königsberg ihren Sitz. Seit dem Januar 1832 hat sie angefangen ihre Versammlungen öffentlich zu halten, welche nachahmungswerthe Einrichtung durch die erfreulichste Theilnahme von Seiten der gebildeten Bewohner der Stadt belohnt worden. Ein sehr zahlreiches Publicum hat sich bey den Sitzungen eingefunden, und mit lebhaftem Interesse die darin gehaltenen Vorlesungen angehört. Dieser Antheil hat denn auch vielseitig den Wunsch erzeugt, die Vorträge gedruckt zu sehen, um nach Bedürfniß länger bey ihnen verweilen zu können. Hierin liegt die Veranlassung zur Herausgabe der vorliegenden Sammlung von Abhandlungen, deren Werth schon durch die Namen ihrer Verfasser verbürgt wird. Es befindet sich darunter keine, welche nicht lehrreich und anziehend genannt werden dürfte, wenn gleich der Standpunct nicht ganz derselbe ist, den die Verfasser genommen, und es wohl sehr die Frage seyn möchte, ob sämmtliche Vorträge der größ-

ren Anzahl der Zuhörer wirklich zu Gute gekommen, oder ob nicht bey einigen sich ereignet habe, was ja auch zuweilen bey academischen Vorlesungen sich zuträgt, daß der Beyfall der Zuhörer gerade darum besonders groß war, weil das Vorgetragene nicht verstanden wurde.

Vom größten practischen Interesse ist unstreitig der Aufsatz des Herrn Baumeisters Jacobi über die Benutzung der Naturkräfte zu menschlichen Arbeiten. Es ist darin ein Gegenstand behandelt, über welchen bey seiner außerordentlichen Wichtigkeit für das gemeine Leben, doch die irrigsten Vorstellungen herrschen; oder von welchem man sich oft gar keine Vorstellung macht, indem man die Kräfte, welche die gütige Natur spendet, benutzt, ohne sich über den Gebrauch irgend Rechenschaft abzulegen, und ohne darnach zu fragen, ob die Art der Nuzung eine haushälterische oder verschwenderische, eine vortheilhafte oder unvortheilhafte sey. Die von Hn Jacobi gegebene, ganz für ein größeres Publicum berechnete Aufklärung jenes Gegenstandes ist daher eine dankbar zu erkennende Gabe, bey welcher nur zu wünschen wäre, daß sie von recht Vielen beachtet werden möchte. Der Aufsatz des Hrn Bujack, Oberlehrers am Fridericianum, über die geographische Verbreitung des Weinstocks mit Rücksicht auf den Weinbau in Preußen während der Herrschaft des deutschen Ordens, ist ebenfalls allgemein faßlich, und nicht bloß für Preußen von Interesse, sondern auch außerdem von Werth, besonders durch die aus handschriftlichen Quellen geschöpften Nachrichten über den in Ost- und Westpreußen vorzüglich im vierzehnten Jahrhundert, aber noch lange nachher abnehmend betrie-

**Neuen Weinbau.** Eine sehr geistreiche Abhandlung ist die über das allgemeine Gesetz der Entwicklungsgeschichte der Natur, von dem Hn Prof. v. Baer, bey welcher indessen nicht ganz zu verkennen, was so oft bey Arbeiten im Felde der Physiologie sich zeigt, wie sehr schwer es ist, die Gränze zwischen wissenschaftlicher Forschung und Poesie nicht zu überschreiten. Der Aufsatz über den inneren Zusammenhang der Witterungs-Erscheinungen von Hn Prof. Dove (jetzt in Berlin) ist, was ihren Gegenstand betrifft, gewiß ganz geeignet, ein großes und gemischtes Publicum anzuziehen, setzt doch aber, um ganz verstanden zu werden, mehr physicalische Kenntnisse voraus, als bey solchem erwartet werden können. Dasselbe gilt in einem noch höhern Grade von den beiden Abhandlungen des Hn Prof. Moser über die neueren magnetischen Entdeckungen, und die Erscheinungen des Magnetismus der Erde, deren Verfasser sich nicht mit einer populären Darstellung der magnetischen Phänomene begnügt, sondern damit eine Entwicklung seiner theoretischen Ansichten über die Verhältnisse zwischen Electricität, Galvanismus, Magnetismus, und über die Bedingungen des Erdmagnetismus verbunden hat, welche wohl nur einem sehr kleinen Theile der Versammlung, vor welcher die Vorträge gehalten wurden, ganz klar geworden seyn dürften.

Unter den Aufsätzen dieser Sammlung zeichnen sich die des Herrn Professor Ernst Meyer, unsers sehr geschätzten ehemaligen gelehrten Mitbürgers, besonders vorthailhaft aus. Sie betreffen den Pflanzenschlaf und den geselligen Wuchs der Pflanzen; zwey Gegenstände

de, welche Leben, der nur überhaupt Sinn für die Natur besitzt, ansprechen müssen. Ihr Verfasser legt in diesen Mittheilungen ein seltenes Talent, wahre Popularität mit Tiefe der Auffassung und Schönheit der Darstellung zu verbinden, an den Tag. Sein Vortrag, der eben so klar als geistreich ist, eignet sich nicht bloß, den Naturfreund zu fesseln, sondern auch den Naturforscher zu befriedigen; der in jenen Arbeiten mit großem Scharfsinne begründete, neue Ansichten über die betreffenden Gegenstände findet. Unter den kleineren Aufsätzen im vorliegenden Bande ist die sehr treue Schilderung der Erscheinungen des Nordlichts von Hrn Professor Argelander aus Åbo, so wie die launig abgefaßte Notiz über die Chinchilla von dem Hn Prof. v. Baer schätzbar. Von geringerer Bedeutung ist die Erklärung der Platinfeuerzeuge von Hn Professor Dulk.

Wie der gebildete Kreis in Königsberg die Fortdauer der öffentlichen Vorträge der physikalisch-öconomischen Gesellschaft wünschen wird, so sehen wir, und gewiß Viele, in deren Hände diese Sammlung ihrer Mittheilungen gelangt, der Fortsetzung derselben entgegen.

### St. Gallen und Bern.

Von dem historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz, wovon wir bereits bey dessen Anfange, Götting. gel. Anz. 1835. St. 24., Nachricht gegeben haben, ist uns wieder ein neues Heft gekommen: Der Kanton Waterwalden, historisch-geogra-

phisch = statistisch geschildert, ein Hand- und Hausbuch von Aloys Büfinger, Schulherr in Stans. 1836. 194 S. Es ist die Darstellung eines zwar der kleineren, aber durch seine rein demokratische Verfassung und sein Alter als einer der Urstaaten merkwürdig. Die Beschreibung ist mit gleichem Fleiße und Ausführlichkeit gemacht, wie schon die Seitenzahl lehrt, als bey den früheren von uns angezeigten Hefen. Der Verfasser, auch als Dichter bekannt, ist dem Plane treu geblieben, indem das Ganze in einen allgemeinen und einen speciellen Theil zerfällt. In dem allgemeinen Theile wird zuerst von dem Lande, dann von dem Volke und dem Staate gehandelt. Der kleine Staat enthält auf 23½ Quadrat Meilen 23600 Einwohner, und zerfällt in die beiden von einander unabhängigen Staaten Ob- und Niderwald, die jedoch in dem Schweizer Bunde nur Einen Staat ausmachen. Das Land ist voll von Gebirgen, die sich jedoch selten über die Schneelinie erheben. Die höchste Spitze, 10570 Fuß über dem Mittelmeere, ist die des Titlis. Die politische Theilung hat ihren Grund in der Natur, indem das Land in ein westliches und östliches Thal zerfällt. Von der Bevölkerung kommen 13120 auf Oberwalden, 10480 auf Niderwalden. Der Haupterwerbszweig ist die Viehzucht, der Ackerbau ist unbedeutend; die (sogenannten) Alpen, der Sitz der Sennereyen, sind daher der wichtigste Theil der Länder. Ueber die Vertheilung und den Besitz der Alpen werden genauere Nachrichten gegeben. Was die Verfassung betrifft, so ist die höchste Gewalt, sowohl in Ob- als Niderwalden, bey der Volksgemeinen, die sich in jedem der beiden Staa-

ten im April versammelt. Sie besteht aus den rechtlichen Landleuten, die 20 Jahre alt, und durch keinen Rechtspruch davon ausgeschlossen sind. Aus ihnen wird der Landrath gewählt, aus 65 Mitgliedern bestehend, der die ausübende und policeyliche Gewalt hat. Die Lebensart ist einfach, wie man es bey einem Hirtenvolke erwarten darf. Man wird über diesen so wie über alle verwandten Gegenstände genaue und ausführliche Nachricht finden. Der zweyte specifische Theil gibt die Localgeographie in alphabetischer Ordnung. Der Hauptort Stans hat einige Fabriken, und zählt in 80 Häusern 2177 Einwohner. Eine beigefügte genaue Karte des Cantons erhebt den Werth des Ganzen.

Sn.

### A l t e n b u r g.

Von dem dort erscheinenden Encyclopädischen Wörterbuche der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, herausgegeben von A. G. Pierer, Major a. D., dessen Fortsetzung wir von Zeit zu Zeit angezeigt haben, ist der sechsundzwanzigste Band in zwey Abtheilungen uns zugesandt, wovon die letzte bis Sinn geht. Den geringen Ueberrest wird sofort ein Anhang von zehn bis zwölf Bogen liefern, mit dem das ganze sehr nützliche und brauchbare Werk beendigt ist. Wir versehen nicht, die Vollendung desselben bekannt zu machen.

Sn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 6. Februar 1837.

Paris.

Von dem im Jahre 1835. St. 106. angezeigten Werke E. Burnouf's *Commentaire sur le Yagna l'un des livres religieux des Parses* ist nun auf S. 161 — 592 u. CXLI — CXCVI das Ende des ersten Bandes erschienen. Weber die eigenthümliche Art dieses Werks, noch sein Lob ist jetzt weiter zu melden: beides kann aus der vorigen Anzeige als bekannt voraus gesetzt werden. Die Vorzüge, welche die erste Hälfte dieses Bandes auszeichneten, bleiben sich hier gleich; kaum ist für die Fortsetzung dieser wichtigen Arbeit etwas anderes zu wünschen, als größere Kürze in der Ausführung, da etwas strengere Darstellung sich wohl mit der hier überall herrschenden Gründlichkeit verbinden ließe. Wie die erste Hälfte, ist auch die zweyte voll von der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit und Forschung: der enge Zusammenhang zwischen der zendischen und der altindischen Religion wird oft hervor gehoben, viele mythologische und geschichtliche Un-

[16]

tersuchungen entweder versuchsweise oder erschöpfend eingeflochten, eine bedeutende Zahl ungedruckter Beda-Stücke mitgetheilt. Der Vf. hält sich sehr glücklich in dieser vollen Mitte der Studien über das Zend- und das indische Alterthum, ohne welche sogar die Sprachforschungen höchst unvollkommen bleiben. Da indeß nach dem jetzigen Stande der Zendstudien die Untersuchung der Sprache den vordersten Platz einnehmen muß, diese aber in diesem Werke, auf dessen übrigen Reichthum eben hingewiesen wurde, auch wirklich vorherrscht: so mag sich wieder die folgende Beurtheilung vorzüglich nur nach dieser Seite wenden.

Uebergroße Kühnheit und zu rasches Entschenden im Aufstellen neuer Beobachtungen ist am wenigsten dem Verf. eigen. Einige Fälle davon kommen zwar vor. Wir rechnen dahin den Versuch, am Schlusse einer übrigens sehr schätzenswerthen Ausführung die drey Bedeutungen der Zend-Wurzel *pərə* 1) voll seyn, 2) vorüber gehen, 3) zerstören, unter eine logische Reihe zu bringen S. 534 — 6, welches denn nicht bloß eine logische Folge, sondern auch auf die gesammte Lautlehre des Zend einen Einfluß haben würde. Doch weder in rein logischer, noch in etymologischer Hinsicht möchte dieser Versuch gelingen: der Begriff des Zerstörens schließt sich von selbst an den intransitiven des Vorübergehens, Vergehens, während der Begriff der in sich geschlossenen Fülle ein völlig verschiedenartiger ist. Die etymologische Forschung leitet eben so auf zwey Wurzeln, welche streng zu trennen allein rathsam scheint: 'vorübergehen' ist *pərə* mit ursprünglichem *r*, vergl. *περα*, *παρασκα*, semitisch *רבר*, wo derselbe Grundlaut sich zeigt, sanskr. *ṛt* im Wechsel des *z* mit *p*, womit denn wieder lat. *trans* zusammen hängt; 'voll seyn

aber ist *pərə* für *pol*, eine Wurzel, in der die europ. und semitischen Sprachen beständig ein *l* haben, *πολ*, *multus*, *אֵלֶּף*: im Zend, welches kein *l* kennt, ist hier *l* beständig in *r* übergegangen, und wenn auch das Sanskrit *prl* gibt, so kann man daraus schwerlich etwas anderes schließen, als daß es auch hier wie sonst oft dem Zend näher steht als den ferner liegenden westlichen Sprachen. Ueberhaupt ist der Einfluß des Mangels eines *l* im Zend noch nicht genug überdacht und beschrieben. — Ein ähnlicher Fall scheint S. 461. zu seyn, wo der Vf. aus dem Namen *ārja*, welcher wie *vig* die dritte Kaste in Indien bezeichnen soll, und dem *ārja*, womit sich die Brahmanen selbst benennen, im Vergleich mit dem bekannten Namen der Arier, geschichtliche Schlüsse zieht, die in dieser Art kaum haltbar sind: man müßte dann wenigstens *ārja* nicht mit dem Vf. dem *vaigja* gleich stellen, als wären die sich *ārja* nennenden die 'Nachkommen' der *ārja*, sondern es wäre etwa *pārthiva* 'Fürst' eig. der Mann oder Besitzer des Landes (*prithivi*) zu vergleichen, so daß *ārja* mehr wäre wie *ārja*. Zu eng bestimmt man außerdem die Nominal-Ableitung durch innere Vocalverstärkung (*vridhhi*) als bloße Bildung für Patronymica.

Mehr dagegen wäre zu sagen, daß die Untersuchung, und zwar meist aus einem schönen Eifer nicht zu Gewagtes vorzubringen, oft nicht zu Ende geführt ist. Wir zählen dahin, was der Vf. über das Wort *kavi* sagt S. 423 — 456. Dies ist das geschichtlich so wichtig und berühmt gewordene Zendwort, womit die alten Zendkönige geehrt werden, und welches in der persischen Aussprache *kai* oder *ko* dem Namen der Kajaniiden oder der ältesten Könige auf persischem Boden seinen Ursprung gegeben hat. Der Vf. läßt sich hier in eine eben so ausführliche als beleh-

rende Untersuchung aller Stellen des Zendavesta ein, wo Könige mit diesem Beynamen vorkommen; meint auch ganz richtig, daß die Stammform dieses im Nominativ kavā oder kavā lautenden Wortes kavi seyn müsse. Man kann diese Ausführung nicht genug rühmen. Wie es aber zum Schlusse kommt, läßt der Vf., dadurch nicht wenig betroffen, daß das Wort im Zend ohne Wurzel zu seyn scheint, seine gewöhnliche Bedeutung im Sanskrit aber 'Dichter' offenbar unpassend ist, in der That zwar die Untersuchung in Ungewissheit fallen, richtet sie dann aber wieder wie zufällig auf, weil kavi nach indischen Wörterbüchern auch die 'Sonne' bedeuten könne, also vielleicht die Rajaniden so viel seyen als 'Sonnendynastie'. Wie schwer es aber sey, so vereinzelte Vermuthungen ins Unbestimmte hinein glücklich zu wagen, ist aus diesem Beispiele leicht eben so deutlich, wie daß die Flucht vor gehauener, erschöpfenden Untersuchungen zu nichts hilft, als etwa dazu, unsichere Meinungen, die man doch vermeiden will, auf anderem Wege sich zu bilden. Denn zunächst müßten wir doch festere Gründe haben, eine indische Sonnens oder Mondsdynastie auch im alten Persien voraus zu setzen als dies Wörtchen, wovon man noch nicht einmahl recht weiß, wie es im Sanskrit die Sonne bedeuten könne; denn daß Wilson diese Bedeutung angibt, genügt wenig. Wie kavi in den Zendstellen erscheint, erwartet man eine Bedeutung wie 'Herr' oder 'Herrscher'; die persische Ueberlieferung spricht für dasselbe, und es scheint nicht, daß die Etymologie dem allen widerspreite. Im Sanskrit kann eben so wohl die Sonne den Namen 'Herr' erhalten haben, wie der Dichter als Machthaber der Sprache; auf die Bedeutung 'Mächtiger' leitet aber der Zusammenhang des kavi mit der Wurzel kap (capio) u. habeo, vgl. das zendis-

sche gērēva neben gērēpta d. i. unser 'gegriffen', und wie überhaupt sanskr. und zendisches v sehr oft aus p zwischen zwey Vocalen erweicht ist; von der anderen Seite ist mit diesem kav nach dem bekannten Wechsel der Laute im Anfange des Wortes verwandt das vedisch-zendische tav 'können', welches hier S. CXLVIII. belegt wird und womit insbesondere noch das neupers. توان zusammen zu stellen ist.

Die Vergleichung mit den verwandten Sprachen, dies mit Vorsicht angewandt wichtigste Mittel das Zend richtiger als Anquetil gethan zu verstehen, wendet der Vf. fast überall mit eben so großem Glücke als mit Kenntniß an: nur zerstreut vermißt man einiges, vorzüglich häufig das Neupersische, obgleich das Pazard, wovon hier manche Bruchstücke gegeben werden, diesem schon so nahe steht, daß es oft mit ihm ganz zusammen fällt. Zu S. 192. wäre noch das neupers.

جهان 'Welt' als dem sanskr. g'aganit, entsprechend nachzutragen: richtig dagegen scheint das zend. gaētha کیني nicht auf das sanskr. ks'iti, sondern auf die Wurzel gē = giv (giga) als 'Leben' zurück geführt. Sollte das zendische van wirklich 'beschützen' bedeuten, S. 274. 282., so wäre weit mehr als das wieder nicht weiter belegte sanskr. van zu vergleichen das neupers. جان.

Das im Zend und Neupers. gleichmäßig vorkommende jap 'reichen, hinreichen, gelangen' ist nicht nach S. 428. von einem sanskr. ip abzuleiten, welches außerdem nirgends nachzuweisen wäre, da das i in das Desiderativverbum ips aus ganz anderen Gründen gekommen ist, sondern eben so wie ιάπτω die ursprüngliche Form, wovon das sanskr. und lat. ap nur verkürzt ist. Das zend. gar S. 464., sanskr. svar, neupers. chor läßt sich ähnlich wohl ohne Bedenken mit dem lat.

vorare, und tshi S. 472. mit scio zusammenstellen; im sanskr. tringati (dreißig) S. 338. dagegen ist der Nasenlaut nicht unorganisch (wie der Vf. stets etwas unverständlich für 'nicht wurzelhaft' oder dergleichen sagt), obgleich im Zend dafür thriga sich zeigt, sondern Rest des d von dagati. Wir wünschten noch die aus der Vedasprache S. 504 angeführte Form des Imperativs bhavatât für bhavatu mit dem nachdrücklichen amatote für amate verglichen, und das n in dem vedischen Pluralgenitiv gônâm für gavâm S. 497 f. erläutert zu sehen: die letzte Erscheinung richtig verfolgt, muß die bisherige Lehre von diesem Casus verändern. Ref. ist längst der Ansicht gewesen, daß die Endung des Pluralgenitivs ursprünglich nicht das kurze -âm war, sondern länger lautete, mit einem Consonanten vorn, -sâm (wie im Pronomen, auch -kam), lat. -rum, dann weicher -nâm und endlich erst -âm. Allgemeine Gründe in der Betrachtung aller Casusendungen hatten ihn darauf geführt, insbesondere die Gewißheit, daß die Bedeutung des Genitivs in dem s (ias, sja), die des Plurals in -am liegen müsse: das vedische gônâm gibt mit den hier angeführten Zendformen die erwünschte weitere Bestätigung dieser Vermuthung.

Uebrigens bemerkt man mit großer Freude, wie das aus vielen Ursachen schwer zu behandelnde, Zend unter den Händen seines eifrigsten und beharrlichsten Lesers immer vollständiger wieder erkannt, immer wahrer beschrieben wird; diese zweyte Hälfte des ersten Bandes sagt vieles schon viel richtiger auf als die erste. So drängt sich jetzt die in unserer vorigen Anzeige noch vermiste Rücksicht auf den Wortaccent hie und da hervor: wir wünschten nur diese Betrachtung noch viel weiter ausgedehnt und richtiger verfolgt zu sehen. In nichts unterscheidet sich das Zend so stark vom

Sanscrit in derselben Stufe den europäischen Sprachen ähnlicher werdend, als in der Zurückziehung des Accents vom Ende des Worts. Die wichtigsten Erscheinungen in den vocalweichen Lauten des Zend können ohne diese Annahme weder verstanden, noch deutlich beschrieben werden: die Verkürzung des langen Endvocals, wie kavā für kavā, ähnlich der lat. Verkürzung des -ā Fem. sg.; die Aussprache gāiri für gari, wovon schon in der vorigen Anzeige gesprochen wurde und die dem Zend so gänzlich eigen ist, daß man sie dem Sanscrit nicht einmahl als Möglichkeit zuschreiben kann, wie der Vf. thut S. 420 f.; ferner die Auflösung durch einen sich vordrängenden kurzen Vocal ao, aë für o, e, womit Fälle wie Pietro, stierna für Petro, sterna in bekannteren Sprachen zu vergleichen sind, wie denn, geht man von dem ange deuteten Grundsatz aus, nun auch von selbst erhellt, warum ein schließendes -o, -e diese Auflösung nicht dulde, wie der Vf. richtig beobachtet. Ganz anders ist freylich das Verhältniß des Accents in den zusammen gesetzten Wörtern, wo eben durch die Kraft der Zusammensetzung eine neue Art von Accent hinzu kommen kann. Anders wenigstens ist schwerlich die Vocalverlängerung am Ende des ersten Gliedes einer Zusammensetzung zu verstehen, als so daß die Stimme sich da wie mit neuer Kraft erhebt, um auch das folgende Wort als Glied eines höheren Ganzen strenger anzuschließen. Im gewöhnlichen Sanscrit ist diese Erscheinung sehr selten: in der Vedasprache dagegen und im Zend häufig, man vgl. nur hier sogleich S. 191. 413. CLXXVII. Neu- lich hat man diese Vocalverlängerung in den Dvandwa oder in der Zusammensetzung der gleichgestellten Begriffe als eine Dualendung erklären wollen, eine blendende Ansicht, von der sich nun

auch der Vf. nicht frey erhalten hat; allein gesetzt auch, der Dualbegriff wäre in solchen Fällen passend, wogegen sich sehr vieles bedeutendes sagen läßt, so leuchtet doch, wenn man die Erscheinung im vollen Umfange auffaßt, von selbst ein, daß diese Erklärung aufgegeben werden muß, weil derselbe Fall nicht bloß bey den Dvandwa, sondern eben so bey der Zusammensetzung durch Unterordnung der Begriffe eintritt.

Wir schließen mit einem Zusätze zu S. 1058. Jahrg. 1835 über das Wort, welches das erste Glied des Namens Ahriman ausmacht, und welches nach S. CLXVIII. noch jetzt dem rüstigen Forscher, dem die gelehrte Welt diese äußerst wichtige Schrift verdankt, dunkel geblieben ist. Gegen den Versuch agro-mainjus mit dem sanskr. ugra, vgl. agha, anhas, zu vergleichen, erheben sich allerdings Bedenkllichkeiten: das Wort kommt im Zend auch als gewöhnliches Adjectiv vor, aber in der Aussprache ughra; indessen ließe sich entgegnen, das Wort sey in dem Eigennamen nach einer älteren Aussprache unverändert geblieben. Wichtiger ist, daß die ursprüngliche Lesart nach den besten Handschr. aghra zu seyn scheint, welches denn nach den zendischen Lautgesetzen auf ein früheres asra zurückweisen würde. Sollte also das Wort etwa mit dem verneinenden a auf grt = srt zurück gehen? Die Bedeutung 'unglücklich' wäre passend; aber die Bildung undeutlich, da man asara, nicht asra erwartet. Indes ist vielleicht im Sanskrit selbst schon das h oder g der zuerst erwähnten Wörter aus früherem s hervor gegangen, da auch sonst manches, das im Zend und den übrigen verwandten Sprachen herrschend geworden ist, im Sanskrit erst in einigen Spuren sich zu zeigen beginnt. H. C.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

22. 23. Stück.

Den 9. Februar 1837.

---

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 28. Januar las der Prof. Weber eine Abhandlung *de tribus novis librarum construendarum methodis*.

Eine Wage wird von einem Körper oder von einem Systeme von Körpern gebildet, welches sich im Gleichgewichte befindet, während ein oder mehrere Gleichgewichte an einem oder mehreren Punkten desselben ziehen, und dessen Gleichgewicht gestört wird, sobald eins dieser Gleichgewichte vergrößert oder verkleinert wird; welches dann aber in einer veränderten Lage wieder zum Gleichgewichte gelangen kann. Die Brauchbarkeit der Wage beruht darauf, daß für den kleinsten Gewichtsunterschied, den man berücksichtigen will, die neue Gleichgewichtslage von der alten wahrnehmbar verschieden ist. Mit dem Namen der Hebelwage können alle Wagen bezeichnet werden, bey welchen ein fester unbeug-

[17]

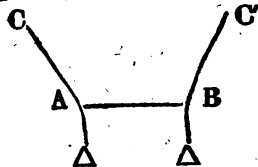
samer Hebel (oder Wagebalken) mit einem runden Stifte oder einer scharfen Schneide, als Axe, versehen ist und damit auf eine runde Pfanne, oder auf eine harte und glatte Ebene von Stahl oder Stein aufgelegt wird. Die Gewichte liegen auf Wagschalen, die selbst wieder auf runden Stiften oder scharfen Schneiden an den Enden des Hebels aufruhcn. Alle Vortheile dieser Wagen sind wohl bekannt, denn die vollkommensten Wagen gehören zu ihnen. Man kennt jedoch auch einige Nachtheile, von denen vorzüglich derjenige häufig erwähnt wird, der von der Reibung der Axen auf der Unterlage herrührt; denn diese Reibung läßt sich zwar verkleinern, aber nicht ganz vermeiden, und kann ihrer Natur nach der Messung nicht unterworfen werden. Jedoch mehr noch als diese Reibung, dürfte dieser Construction die mechanische Schwierigkeit zum Nachtheil gerechnet werden, die überwunden werden muß, um ein Instrument darzustellen, das den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft vollkommen genügt; denn dies ist der wahre Grund, warum man nur selten solche Wagen findet, und warum nicht überall, wo es nöthig wäre, von ihnen Gebrauch gemacht wird. — Eine andere Classe von Wagen kann mit dem Namen der Senkwage oder Aräometerwage bezeichnet werden, weil sie den Aräometern gleichen. Sie bestehen aus einem in Wasser schwimmenden Gefäße von Glas oder Metall, das, wasserdicht verschlossen, am oberen Ende auf einem dünnen Stifte, der über dem Wasser hervor ragt, eine Schale trägt, auf welche zuerst der zu wiegende Körper nebst so vielen Gewichten gesetzt wird, daß jener Stift bis zu einer bestimmten Stelle unter Wasser taucht, sodann so viele Gewichte, ohne jenen Körper, gesetzt werden, daß jener

Stift wieder eben so tief in Wasser taucht. Diese Wagen sind wenig in Anwendung gekommen, weil ihr Gebrauch beschränkt und unbequem ist, und weil genaue Wägungen nur in ganz ruhigem Wasser, in dem auch keine Temperaturschwankungen statt finden, gelingen. — Endlich sind noch unter dem Namen der Federwage alle diejenigen Wagen anzuführen, wo, um die Gewichte mit einander zu vergleichen, jedes Gewicht zuvor mit der Elasticität einer Stahlfeder verglichen wird, diese Wagen sind zwar zu groben Abwägungen sehr bequem, können aber, wo es auf Genauigkeit ankommt, nicht gebraucht werden, weil selbst die Elasticität des Stahls theils plötzlichen, theils allmählichen Veränderungen unterworfen ist, die man noch nicht hinreichend kennt, und hierbey zu berücksichtigen auch gar nicht im Stande seyn würde. — Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß es nicht so viele gute Wagen gibt, daß es für unnütz und überflüssig zu halten sey, neue Wagen nach neuen Principien zu construieren, vorausgesetzt, daß diese Principien einfach und leicht in Ausführung zu bringen sind. In der vorliegenden Abhandlung werden drey neue Wagen unter dem Namen der Hängewagen beschrieben, und die Principien, worauf sie beruhen, entwickelt und geprüft.

#### 1) Hängewage ohne Balken, oder Kettenwage.

Mit dem Namen der Hängewage ohne Balken oder Kettenwage werden die Wagen bezeichnet, welche aus einer Kette bestehen, die an ihren Enden an zwey feste Pfeiler befestigt wird. Das Wort Kette dient dabey nur zur Bezeichnung eines beugbaren fadenförmigen Körpers, der durch seine Festigkeit sich zum Tra-

gen von Lasten eignet, wozu statt der Kette auch ein Seil, oder ein Drath, oder selbst ein bloßer Faden dienen kann. Eine solche Kette (Seil, Drath oder Faden) bildet, wenn sie mit ihren Enden an zwey Pfeilern befestigt ist und in der Luft schwebend sich selbst überlassen wird, die bekannte Kettenlinie; werden aber an zwey Punkten Gewichte angehängt, so bildet sie in diesen Punkten Winkel, und die zwischen ihnen und den Aufhängepunkten liegenden Theile der Kette bilden Kettenlinien von geringerer Krümmung wie früher. Werden die angehängten Gewichte sehr vergrößert, so daß das eigene Gewicht der Kette dagegen verschwindet, so fallen jene Stellen fast ganz mit geraden Linien zusammen. In diesem hier dargestellten Falle (wo C und C' die an den Pfeilern festen Kettenenden, A und B diejenigen Punkte darstellen, an welchen die Gewichtsschalen hängen) wird diese Kette als



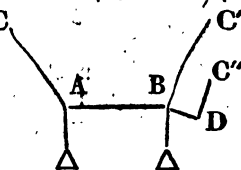
Wage brauchbar. Man ersieht nämlich, daß wenn in A und B an verticalen Fäden gleiche Gewichte ziehen, nach dem Parallelogramme der Kräfte berechnet werden kann, bey welcher Lage der drey in A und B zusammenstoßenden Fäden Gleichgewicht bestehe, und daß bey der geringsten Verschiedenheit jener Gewichte eine andere Gleichgewichtslage eintreten werde, daß folglich diese Kette alle Bedingungen einer Wage erfülle. Zur Vergleichung der Kettenwaage mit der Hebelwaage bemerke man, daß die Hebelwaage im Wesentlichen aus zwey drehbaren Radien besteht, an deren Enden die Gewichtsschalen hängen und die so mit einander verbunden sind, daß keiner

ohne den anderen sich bewegen kann. Dasselbe findet bey der Kettenwage statt: auch sie besteht aus zwey Rädern, an deren Enden die Gewichtsschalen hängen und die so mit einander verbunden sind, daß keiner ohne den anderen bewegt werden kann. Der Unterschied zwischen beiden Wagen besteht darin, daß bey der Hebelwage die Verbindung der Räder durch Vereinigung ihrer Drehungspuncte und Zusammenfügung beider Räder zu einem festen Balken bewirkt wird; daß dagegen bey der Kettenwage die Verbindung der Räder bloß durch einen Faden hergestellt wird, der an die Enden der Räder angeknüpft wird, und sie von einander in geringerem Horizontalabstand erhält, als die Drehungspuncte von einander liegen. Der wesentliche Vorzug der Kettenwage beruht darauf, daß die steifen Stäbe, welche die Räder der Hebelwage bilden müssen, mit beugbaren Ketten vertauscht werden können.

Wenn nun die Kette, als Wage, wirklich die allgemeinen nothwendigen Bedingungen erfüllt, so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, wie weit ihre Brauchbarkeit im Einzelnen sich erstreckt, welche davon abhängt, daß für den kleinsten Gewichtsunterschied, den man berücksichtigen will, die neue Gleichgewichtslage von der alten wahrnehmbar verschieden sey. Im Verfolge der Abhandlung werden die Geseze entwickelt, nach denen die Kette aufgehangen werden muß, damit ihre Brauchbarkeit sich am weitesten erstreckt, oder damit die Empfindlichkeit der Wage möglichst groß sey. Es geht daraus hervor, daß diese Wage selbst dann, wenn sie diesem Geseze gemäß construirt wird, nur zu wenigen Zwecken brauchbar sey, weil ihre Empfindlichkeit stets

hinter der guter Hebelwagen zurückbleibt. Denn es ergibt sich, daß ein Beobachter, der eine Verschiebung, die den 10000ten Theil der ganzen Kettenlänge beträgt, noch wahrnimmt einen Gewichtsunterschied von  $\frac{1}{10000}$  erkennen würde. Dieses schöne und einfache Princip scheint daher für den Gebrauch ganz aufgegeben werden zu müssen, bloß wegen der Beschränktheit unserer Sinne, die uns kleine Bewegungen nicht mit der nämlichen Schärfe, wie große, beobachten lassen. In der That ist aber dies nicht der Fall, sondern bey genauerer Prüfung findet sich, daß dasselbe einfache Princip, worauf die ganze Wage gebauet ist, auch das Mittel darbietet, die Wage für alle Zwecke brauchbar zu machen. Und dieses Mittel besteht in einem dritten Radius, der mit einem der beiden anderen auf dieselbe Weise verbunden wird, wie diese unter sich. Es sey

C'D dieser dritte Radius, C dessen Endpunct D mit dem Endpuncte des Radius CB durch den Faden BD verbunden ist, der auf beiden Radien senkrecht stehe.



Die Folge dieser einfachen Einrichtung ist, daß die Drehungswinkel des zweyten und dritten Radius sich umgekehrt wie ihre Längen verhalten; ist z. B. der dritte Radius 50 mahl kürzer als der zweyte, so ist seine Drehung 50 mahl größer und die Wage ist dadurch 50 mahl empfindlicher geworden. Zur Beobachtung des Drehungswinkels dient aber ein kleiner Planspiegel, den der kleine Radius trägt, und in welchem mit einem Fernrohre das Bild einer weit entfernten Scale beobachtet wird, wie es vom Hrn. Hofr. Gauß angegeben, und bey magnetischen und anderen

Apparaten vielfach in Anwendung gebracht worden ist. Wo der Raum nicht die Aufstellung eines Fernrohrs und einer entfernten Scale gestattet, kann man sich auch einer kleinen drehbaren, mit einem kurzen Radius versehenen Libelle bedienen; doch hat die Anwendung des Spiegels den großen Vorzug, daß die Wage dadurch auch als Schnellwage brauchbar ist, weil man den Stand der Wage bey jeder Belastung genau beobachten und den Werth der Scalentheile, wenn das eine Gewicht unveränderlich ist, für die verschiedenen Werthe des anderen ein für allemahl bestimmen kann.

Was die Theorie dieser Wage betrifft, so ergeben sich aus ihr zur Bestimmung der vortheilhaftesten Verhältnisse folgende 2 Gleichungen:

$$(2 - z)^2 z^2 = (1 - 2z)^2$$

$$zz = \sin x^2,$$

wo  $z$  das Längenverhältniß des Verbindungsfadens  $AB$  zu den beiden Radien  $AC + BC$  und  $x$  den Winkel bezeichnet, den die Radien mit der Verticalen machen, hiernach findet man

$$AB = 0,6361 AC$$

$$x = 27^\circ 46' 17''.$$

2) Hängewage mit Ballen, nach dem Principe der Abwicklung.

Es ist ein schönes, sinnreiches Princip, was Bessel angegeben und Repsold in Anwendung gebracht hat, zur Herstellung einer vollkommenen von aller Reibung freyen Drehung eines Pendels ein beugames Band zu gebrauchen, welches sich von einem kleinen Cylinder abwickelt, oder darauf aufwickelt, je nachdem das Pendel vorwärts oder rückwärts schwingt. Es leuchtet von selbst ein, daß sich dieses Princip in vielen Fällen, besonders bey Wagen, mit großem Vortheile müsse

in Anwendung bringen-lassen, sowohl zur Aufhängung des ganzen Wagebalkens, als auch zur Aufhängung der Schalen am Wagebalken. Man kann Wagen, die nach diesem Principe construirt sind, Hängewagen mit Balken, nach dem Principe der Abwicklung nennen. Diese Wagen sind besonders anwendbar, wo die Tragskraft weniger Coconsäden ausreicht, z. B. wenn 50 Grammen die größten vorkommenden Gewichte sind; denn wegen der außerordentlichen Biegsamkeit dieser Fäden kann man alsdann feine Nadeln als Cylinder gebrauchen, oder braucht den Faden bloß über eine wenig abgerundete Kante gehen zu lassen. Diese Wagen lassen sich mit sehr geringen Kosten herstellen, gewähren die äußerste Feinheit und gestatten, zur Bequemlichkeit des Beobachtens viel zu thun. Zum Wagebalken wird ein Stück Messing von der Form eines Kreuzes genommen. Alle vier Enden dieses Kreuzes bieten abgerundete Kanten dar, über welche die Fäden, welche den Balken und die Schalen tragen, weggehen. Hinter diesen abgerundeten Kanten befinden sich kleine Löcher, durch welche die Fäden hindurch von einer Kante zur anderen gezogen werden, wodurch es möglich wird, den ganzen Balken an einem einzigen Faden und eben so beide Schalen an einem einzigen Faden aufzuhängen. Was die Empfindlichkeit dieser Wage betrifft, so sieht man leicht ein, daß dieselbe, so wie die Gleicharmigkeit, sehr leicht herzustellen ist; denn die vier Kanten, welche als Drehungsaren dienen, und alle nahe in einer Horizontalebene liegen und senkrecht auf die Länge des Wagebalkens sind, können leicht etwas aufwärts, oder abwärts, oder rückwärts gerückt werden, indem man die untere oder obere

Fläche, welche die Kante bilden, oder beide etwas abschleift. Es ist gar nicht nöthig, deshalb Correctionen, wie bey anderen feinen Wagen, anzubringen, wo sie deshalb nöthig sind, weil an den vollkommen eben abgeschliffenen und polirten Stahlprismen, welche dort die Aren bilden, nichts geändert werden darf. Die Flächen, welche die Kanten unserer Wage bilden, brauchen weder ganz eben, noch polirt zu seyn, weil der Faden bloß auf einen Punkt drückt, und zwar immer auf den nämlichen. Die einfache Form des Wagebalkens gestattet übrigens, daß man ungehindert zu allen diesen Flächen gelangen und nach Belieben sie schleifen kann. Was endlich die Bequemlichkeit des Beobachters betrifft, so sind besonders zwey Einrichtungen zu erwähnen, welche bey dieser Wage sich leicht machen lassen, und die genaue Ausführung der Wägung wesentlich fördern: Erstens nämlich läßt sich ein Laufgewicht anbringen, das der ganzen Länge des Balkens nach verschoben werden kann, weil der Raum unter dem Balken ganz frey ist, da die Wage von oben getragen wird. Man ver-  
 sehe dazu den Wagebalken an seinen Enden auf der unteren Seite mit zwey kleineren Stegen und spanne darüber einen feinen und glatten Drath; über diesen Drath hänge man einen Con-  
 confaden, und lasse daran das Laufgewicht frey herab hängen. Der Nutzen dieses Laufgewichts ist desto größer, je feiner man die Verschiebung des Laufgewichts messen kann; denn das Laufgewicht kann dann desto größer seyn und vertritt die Stelle aller kleineren Gewichte, deren Gebrauch sehr beschwerlich ist und die auch sehr schwer dar-  
 zustellen sind. Diese feine Messung erreicht man durch einen schmalen Streif Spiegel, der parallel

mit jenem Drathe, etwa einen halben Zoll hinter ihm, vertical aufgestellt wird. In ihm erblickt man ein Bild von dem Faden, der das Laufgewicht trägt. Stellt man darauf das Auge so, daß dieses Bild vom Faden selbst bedeckt wird, so kann man die Verschiebung des Laufgewichts an einer auf dem Spiegelrande aufgestellten Scale sehr genau messen. Auf diese Weise darf man ein Gramm zum Laufgewicht nehmen, und kann damit noch Milligramme unterscheiden. Zweytens ist bey feiner Abwägung kleiner Gewichte die Bewegung der die Wage umgebenden Luft sehr zu scheuen, die durch jede Oeffnung des Kastens verursacht wird. Diese Bewegung der Luft wird vermieden, wenn das Laufgewicht sich im verschlossenen Kasten verschieben läßt. Zu diesem Zwecke kann man, dem Wageballen parallel, eine dünne Schnur vor und hinter dem Faden, der das Laufgewicht trägt, vorbeiführen, welche über Rollen an den Seitenwänden des Gehäuses geht; an der vorderen Schnur kann man dann ein kleines Stück Drath befestigen, welches zu beiden Seiten des Fadens, der das Laufgewicht trägt, nach der hinteren Schnur hinget, ohne an diese befestigt zu werden. Daß so von allen Seiten umschlossene Laufgewicht kann durch Verschiebung der Schnur verrückt werden; die Schnur aber wird verschoben, indem die Are der einen Rolle gedreht wird, welche so lang ist, daß sie durch die Decke des Gehäuses hindurch geht.

3) Hängewage mit Balken, nach dem Principe der Compensation.

Es ist ein sehr wichtiger Umstand bey den Hebelwagen, daß zwey feste Körper, der Wagebal-

ten und sein Statif sich berühren, und mit dem ganzen Gewicht der Wage an einander gedrückt werden müssen und dabey doch sich ganz frey gegen einander drehen sollen, eine Forderung, der ganz zu genügen der Natur der Sache nach unmöglich ist. Diese Forderung kann also nur näherungsweise erfüllt werden, und schon dazu wird eine kunstreiche Ausführung erfordert. Das Princip der Federwage hat in dieser Beziehung den Vorzug vor dem Hebelprincipe, weil die Beugung einer Feder an die Stelle jener unvollkommenen Drehung gesetzt wird, und die Federwage würde unbedingt den Vorzug verdienen, wenn man einen unveränderlich elastischen Körper hätte, dessen Beugung ein zuverlässiges Maß der an ihm hängenden Gewichte wäre. Man kann nun aber beide Principe so mit einander verbinden, daß man die Vortheile beider, ohne ihre Nachtheile, erreicht, indem man eine Wage darstellt, wo die Drehung zweyer fester Körper an einander durch die Beugung einer elastischen Feder ersetzt wird, jedoch so, daß die Beugung Null ist, wenn die Wage die rechte Stellung hat, wie groß auch die Gewichte auf den Schalen seyen. Der Wagebalken wird nämlich in seiner Mitte durch zwey Stahlblätter, wie die, aus welchen die Sägen gemacht werden, mit dem unbeweglichen Statife fest verbunden, indem die beiden Stahlblätter mit ihren Fäden beiderseits fest eingeklemmt werden. Es könnte scheinen, als ob diese Einrichtung der Feinheit der Wage schaden müsse, weil die Elasticität jener Stahlblätter das Statif und den Wagebalken in einer bestimmten Lage zu einander zu erhalten sucht. Dies ist aber nicht der Fall, wenn die Wage recht construiert wird, weil nämlich auf den Wagebalken zwey

Kräfte wirken, die sich compensiren können, nämlich die Elasticität der Stahlblätter und die eigene Schwerkraft der Wage nebst Gewichten. Die Federkraft der Stahlblätter ist nämlich eine Kraft, welche den Wagebalken bey jeder Ablenkung von der horizontalen Lage in diese Lage zurück treibt. Die Schwerkraft ist dagegen eine Kraft, welche dasselbe nur dann bewirkt, wenn der Schwerpunkt tief genug liegt; wenn er aber hoch liegt, das entgegengesetzte bewirkt. Es leuchtet daher ein, daß wenn man den Schwerpunkt bey diesen Wagen nur hoch genug legt, zwischen der Federkraft und Schwerkraft eine Compensation müßte hergestellt werden können, wodurch der Grad der Empfindlichkeit nach Belieben abgemessen, und doch jede Kraft vermieden werden könne, welche, gleich der Reibung, unbestimmbar sey. Uebrigens versteht sich von selbst, daß, wie der Balken am Statife, so auch die Wagschale am Balken mittelst beiderseits eingeklemmter Stahlblätter aufgehängt werden können. Der größte Vortheil dieser Wagen besteht in der Leichtigkeit ihrer Construction.

Auch die Theorie dieser Wage, oder die Gesetze ihrer Compensation sind in der Abhandlung entwickelt worden. Es ist nämlich gezeigt worden, daß durch die Beugung jener Stahlblätter Drehungsaren vertreten werden, deren Lage über oder unter der Klemmung aus der Elasticität des Stahlblattes und aus dem Gewichte, was es trägt, sich berechnen läßt. Wenn das Moment der elastischen Kraft des gebogenen Stahlblattes in irgend einem Puncte durch den Bruch ausgedrückt wird, dessen Zähler die unveränderliche Größe  $e$  und dessen Nenner der Krümmungshalbmesser des Stahlblattes in dem betrachteten

Puncte ist; so ergibt sich der Abstand der vertretenen Drehungsaxe von der Klemmung

$$= \sqrt{\frac{e}{p}},$$

wo  $p$  das vom Stahlblatte getragene Gewicht bezeichnet. Hiernach werden nun die Gesetze der gemeinen Hebelwage auf die neue Wage anwendbar. In den Drehungsaxen der Schalen kann das Gewicht der Schalen concentrirt gedacht werden, und die Wage ist am empfindlichsten, wenn der Schwerpunct der ganzen Wage mit der Drehungsaxe des ganzen Balkens zusammen fällt. Nur ein wesentlicher Unterschied findet zwischen den Axen der neuen Wage und der Hebelwage statt, daß nämlich bey der ersteren die Lage der Axen gegen den Wagebalken mit der Belastung sich verändert, bey der anderen, vorausgesetzt daß der Balken nicht gebogen wird, unverändert bleibt. Es geht daraus hervor, daß wenn die Wage für eine Belastung möglichst empfindlich ist, sie es zu seyn aufhört, wenn die Belastung verändert wird. Doch lassen sich Regeln geben, die Wage für zwey beliebige Belastungen möglichst empfindlich zu machen, und zu bewirken, daß auch bey einer mittleren Belastung ihre Empfindlichkeit noch genüge. Es ergibt sich nämlich, wenn die Wage bey der Belastung  $q'$  und  $q''$  (auf jeder Schale incl. das Gewicht der Schale) möglichst empfindlich seyn soll, für den Verticalabstand  $a$  der Mittel- und Endklemmen von einander folgende Gleichung:

$$a = \frac{\sqrt{e(\sqrt{2q' + p} - \sqrt{2q'' + p}) + 2\sqrt{f(q' - \sqrt{q''})}}}{2(q' - q'')},$$

wo  $p$  das Gewicht des Balkens,  $e$  die Elasticität

der den Balken,  $f$  die Elasticität der die Schalen tragenden Stahlblätter bezeichnet. Für den Verticalabstand  $b$  des Schwerpunktes des Balkens von den Mittelklemmen, ergibt sich folgende Gleichung:

$$b = \frac{\sqrt{e(q'\sqrt{2q''+p}-q''\sqrt{2q'+p})+2\sqrt{f(q'\sqrt{q''}-q''\sqrt{q'})}}}{p(q'-q'')}$$

Die mittlere Belastung  $q$ , bey welcher die Waage dann am unempfindlichsten ist, wird durch die Gleichung gegeben

$$2a = \sqrt{\frac{f}{q}} + \sqrt{\frac{e}{2q+p}},$$

und der Abstand des Schwerpunktes der Waage von ihrer Drehungsaxe beträgt dann

$$a + (a - b - \sqrt{\frac{f}{q}}) \frac{p}{2q+p},$$

woraus man sieht, daß man durch das dem Balken zu gebende Gewicht bewirken kann, daß selbst in diesem ungünstigsten Falle die Empfindlichkeit der Waage noch genüge.

### París.

Bey J. Laffu: Voyage de deconvertes de l'Astrolabe, exécuté par ordre du Roi, pendant les années 1826, 27, 28 et 29, sous le commandement de M. J. Dumont d'Urville. — Zoologie par MM. Oudoy et Gaimard. T. 3. (Part. 2.) 1835. Bon S. 369—954, nebst 8 Tafeln Abbild. in 8. — Faune entomologique de l'Océan pacifique, avec l'illustration des insectes nouveaux recueillis pendant le voyage; par le

Dr Boisduval. 2. Partie. Coléoptères et autres ordres. 1835. VII u. 316 S. in 8.

Den ersten Band der Zoologie dieser Reise haben wir im J. 1833. St. 6., die erste Abtheilung des dritten Bandes, so wie den vierten im J. 1836. St. 66. angezeigt. In der vor uns liegenden zweyten Abtheilung des dritten Bandes ist bis S. 644 die Naturgeschichte der Mollusken fortgesetzt, worauf dann bis S. 720 die der Fische folgt; den Schluß bilden verschiedene Inhaltsanzeigen der ganzen zoologischen Abtheilung dieses Werks und die Nachweisung der Abbildungen. — Von den Mollusken kommen die Gattungen Chiton (22 Arten), Crepidula (5), Calyptraea (3), Hipponix (4); ferner die Acephalen: Pecten (2), Pedum (1), Lima (2), Ostrea (1), Avicula (1), Meleagrina (2), Mytilus (1), Lithodomus (1), Pectunculus (3), Nucula (1), Trigonina (1), Coma (1), Tridacna (5), Donax (2), Tellina (5), Mesodesma (3), Corbula (1), Cyrena (3), Mactra (2), Venus (10), Venerupis (2), Pandora (1), Psammobia (2), Silex (1), Lutraria (1), Panopaea (1), Pholas (1), Terebratula (4), Salpa (16), Dolium (2), Ascidia (13), Polyclinum (1), Botryllus (1), Distomus (2), Eucoelium (1), Aplidium (2), Anatifa (11 Arten), vor. — Von Fischen finden wir die Gattungen Apogon (2 Arten), Ambassis (1), Serranus (4), Flectropoma (3), Diacope (1), Mesoprion (2), Priacanthus (2), Sillago (2), Myripristis (1), Holocentrum (4), Platycephalus (5), Scorpaena (2), Sebastes (1), Pterois (1), Apistus (2), Sciaena (1), Diagramma (1), Labrus (2), Julis (9), Gomphosus (1), Malacanthus (1) und Aspidontus (1 Art). — Die

Entomologie erstreckt sich nicht allein auf die während dieser Reise entdeckten Arten, sondern überhaupt auf die Insecten des stillen Oceans, jedoch sind nur die ersteren ausführlicher beschrieben. Der erste Theil der Entomologie (die Lepidopteren enthaltend) fehlt uns noch, obgleich er bereits erschienen ist, — der zweyte umfaßt die Coleopteren, Hemipteren, Orthopteren, Neuropteren, Hymenopteren und Dipteren. — Hinsichtlich des allgemeinen Werthes, welchen dieses Werk für die Wissenschaft hat, müssen wir auf das bey Gelegenheit der Anzeige der früheren Bände Gesagte verweisen.

Berthold.

### G ö t t i n g e n.

Bey Dietrich: Eisenorydhydrat das Gegengift des weißen Arseniks oder der arsenigen Säure. Von R. W. Bunsen und A. A. Berthold. Zweyte vermehrte Auflage. 1837. VIII u. 128 Seiten in 8.

In dieser Auflage der im Jahrg. 1834. St. 116. angezeigten Schrift sind außer den von Andern wiederholten Experimenten über die Wirksamkeit des Gegengiftes auch die bis jetzt bekannt gewordenen 14 Fälle kurz mitgetheilt, in welchen das Eisenorydhydrat bey durch Arsenik vergifteten Menschen seine antidotische Wirkung auf eine höchst erfreuliche Weise beurkundete.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

24. Stück.

Den 11. Februar 1837.

B e r l i n .

Bei Reimer: Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker, insbesondere der Perser, Capadocier, Juden und Syrer, von Theodor Benfey und Moriz A. Stern. 1836. VI u. 234 S. in Octav.

Bei dem Mangel an fest begründeten historischen Facten, welcher die altasiatische und insbesondere die altpersische Geschichte so sehr dunkel macht, wird die Wissenschaft einen jeden Beitrag, wodurch dieses Gebiet um eine entschiedene Thatsache bereichert wird, mag diese gleich auf den ersten Anblick etwas unscheinbar in die Augen fallen, als eine nicht unwillkommene Zugabe betrachten. Einen solchen Beitrag liefert denn auch die hier anzuzeigende Schrift. Ihre Hauptaufgabe ist, den Beweis zu führen, daß die capadocischen, so wie die Monatsnamen einer Menge anderer orientalischen Völker, insbesondere der

[18]

Juden und Syrer, aus dem altpersischen Kalender entlehnt sind. Dieses geschieht ungefähr auf folgende Weise. In den ersten vier Paragraphen werden die jüdischen Monatsnamen berücksichtigt und zwar §. I. die vier, welche häufig für die ältesten der erhaltenen gelten, nämlich **אבב**, **ח**, **כסליו**, **אדר**; von dem ersten derselben wird bemerkt, daß er höchst wahrscheinlich kein Monatsname sey, sondern der Beysatz **אבב** reisende Aehre gebe nur ein oconomisches Kennzeichen ab; was die drey anderen Namen anlangt, so wird insbesondere aus dem Beysatze des nur im Chaldäischen in der Bedeutung Monat gebräuchlichen **כסליו** geschlossen, daß sie chaldäischen Ursprungs seyen. In §. II. werden die 7 Monatsnamen aufgezählt, welche sich in den Büchern Zachar., Esra, Nehem. und Esth. finden, und hier sogleich einige aus dem Gebrauche derselben hervorgehende Fragen aufgeworfen. Da diese 7 Monatsnamen in der Reihe der noch jetzt bey den Juden gebräuchlichen vorkommen, und es keinem Zweifel unterworfen ist, daß diese Reihe schon zur Zeit des zweyten Tempels existierte, so wird sie im §. III. als die der eigentlichen jüdischen Monatsnamen hingestellt. Verglichen werden damit die Formen, wie sie bey Josephus vorkommen und die Monatsnamen der Samaritaner. §. IV. werden alsdann einige von den unzähligen Versuchen, diese Namen etymologisch zu erklären, mitgetheilt. Man kann sie allesammt als zu den mißlungensten gehörig betrachten, welche je im Gebiete der Etymologie gewagt wurden. Sie liefern, wenigstens negativ, fast vollständig den Beweis, daß diese Namen aus dem semitischen Sprachschatze nicht zu deuten sind.

Interessant ist hierbei, daß die jüdischen Gelehrten fast immer dieser Ansicht waren, und nicht allein keine Etymologien versuchten, sondern diese Monatsnamen geradezu für fremde nahmen. — Um die Untersuchung über die Entstehung der jüdischen Monatsnamen so erschöpfend als möglich zu machen, mußten die Wff. nothwendig berücksichtigen, daß sie keinesweges allein stehen, sondern nur ein Glied einer großen Reihe von Monatsnamen sind, welche sich über einen bedeutenden Theil des Orients verbreiten und bey großer Aehnlichkeit mit einander auch bedeutende Verschiedenheiten zeigen. Zuerst werden daher in §. V. die 6 palmyrenischen in Betracht gezogen, wobey zugleich einem bis jetzt falsch gelesenen Namen seine richtige Aussprache gegeben wird. Der Monatsname nämlich, welcher von Swinton, Eichhorn, Kopp ܠܝܬܐܢܐ gelesen wurde, heißt ܠܝܬܐܢܐ. In §. VI. werden alsdann die syrischen Monatsnamen aufgeführt, welche von den jüdischen sehr wesentlich abweichen, indem sie statt Sivan eine Form Hesiran und statt Thischri, Marheschvan, Khislev, Tebeth die Reihenfolge Theschrin I., Theschrin II., Khanun I., Khanun II. haben. In §. VII. werden die mit wenigen Abweichungen mit den syrischen übereinstimmenden Monatsnamen der Kurden erwähnt. In §. VIII. endlich die von Heliopolis am Antilibanon, von welchen den Wff. außer den bis jetzt bekannten zwey unbedierte Verzeichnisse zu Gebote standen. Diese Reihe weicht an denselben Stellen von den jüdischen Monatsnamen ab, an welchen es die syrische thut; aber keineswegs auf dieselbe Weise. Für Sivan zwar hat sie ähnlich wie die syrische: ܕܝܝܢܐ (in dem anderen Verzeichnisse ܕܝܝܢܐ und in

dem dritten Opiz); für die erwähnten vier auf einander folgenden aber Αγ, Οπιριν (in dem anderen Verz. Οοριν), Γελωμ (Γελωνφ), Χανονν (Χανον). —

Auffallend mußte es in der That seyn, daß niemand auf die Idee gerieth, den jüdischen Monatsnamen die persischen gegenüber zu stellen, zumahl da die Juden so lange in Persien lebten, und unter den neupersischen Monatsnamen einer sogar vorkommt: Ader, welcher fast von Laut zu Laut mit einem jüdischen: Adar übereinstimmt. Dieser ist aber im neupersischen Kalender der 9te, während Adar im jüdischen der 12te ist. Daß ein daher entlehnter Einwand von keiner erheblichen Bedeutung sey und weggeräumt werden könne, wird in §. IX. angedeutet und in §. X. werden nach der durch die Uebereinstimmung zwischen Ader und Adar gebotenen Ordnung die jüdischen und persischen Monatsnamen einander gegenüber gestellt. Bey dieser Gegenüberstellung ergeben sich schon einige entfernte Aehnlichkeiten, allein die Vff. fühlten, daß sie, wenn sie die Sache auf diese Weise verfolgen wollten, in dasselbe vage Etymologisiren und Rathen verfallen würden, welches sie eben bey ihren Vorgängern tadelten. Um daher eine feste Basis für die Vergleichung zu erhalten, war es nothwendig, die altpersischen Formen der neupersischen Monatsnamen zu gewinnen und dieses konnte jetzt — wo der Text des Vendidadfada zugänglich gemacht, ein Theil desselben schon durch Burnouf's Commentar zum 1ten Kapitel des Yasna erörtert ist, und die Sprache selbst, in welcher er geschrieben ist, mit Hülfe des Sanskrits an den meisten Stellen verstanden werden kann — mit ziemlicher Hoffnung auf Erfolg

versucht werden. So gelang es denn auch den Vff. (in §. XI.) die Zendformen für alle zwölf Monatsnamen, die Pazendformen für sieben mit Gewißheit und für 4 mit Wahrscheinlichkeit heraus zu bringen. Sobald dieß Resultat erlangt war, war es nicht sehr schwer, die cappadocischen Monatsnamen vollständig zu erklären. Den Vff. standen 10 Verzeichnisse zu Gebote; unter ihnen 4 unbediente. Leicht hätten sie noch ein 11tes hinzufügen können; nämlich das bey Lilius Gyraldus vorkommende, sie ließen es jedoch unberücksichtigt, weil sich ihnen Gyraldus Ungenauigkeit durch mehreres andere zur Genüge heraus gestellt hatte. Dadurch entging ihnen aber auch, daß es gerade Gyraldus war, aus welchem Freret die Form *Quovia* hatte, welche ihnen so sehr auffiel (S. 113); jetzt, da sie ihre Quelle kennen, betrachten sie sie natürlich als eine nicht zu berücksichtigende. Aus der Vergleichung der 10 Verzeichnisse ergab sich als Hauptresultat, daß sie aus 2 ziemlich wesentlich von einander verschiednen Quellen geflossen sind und demnach in 2 Classen zerfallen. Die eine Classe nähert sich mehr den eigentlichen Zendformen der persischen Monatsnamen, die andere mehr den Pazendformen. —

In §. XIII. kehrt nun die Untersuchung zu den jüdischen Monatsnamen zurück. Fünf, Adar, Thischri, Sivan, Khislev und Elul werden aus den in §. XI. gefundenen und in der (in §. X.) nachgewiesenen Ordnung entsprechenden altperischen Formen nach bestimmten Gesetzen des Lautübergangs abgeleitet. Die Form *Ṣaṣā*, Name des jetzt  $\alpha\alpha$  genannten Monats bey Josephus, welche die Vff. nicht geradezu abweisen zu dürfen glaubten, ließ sich ebenfalls aus dem

im Altperſiſchen entſprechenden Monatsnamen deuten. Nicht ſo iſt es mit den übrigen ſieben noch jetzt gebräuchlichen Monatsnamen. Um dieſe zu erklären, mußten die Wff noch andere Hülfsmittel in Anſpruch nehmen. Zuerſt bot ſich hier eine zweite, wie eben die Uebereinkunft mit den jüdiſchen Monatsnamen beweist, ebenfalls ſehr alte Reihe von perſiſchen Monatsnamen dar, welche jedoch nur in ihrer neuperſiſchen Form bewahrt ſind. Mit Hülfe von dieſen werden (in §. XIV.) wiederum drey jüdiſche Monatsnamen geedeut: Nisan, Ijar und Marheſchvan. Nisan heißt, wie nachgewieſen wird, neuer Tag und erhält ſeinen Namen von einem alten in Perſien ſowohl als Indien ſelbſt jetzt noch gefeyerten Frühlingsfeſt, von welchem an das öconomische Jahr gerechnet ward. Ijar bedeutet Frühlung und der letzte Theil von Marheſchvan, das Wort heſchvan Herbt. Der erſte Theil Mar erläutert ſich noch aus der erſten Reihe der perſiſchen Monatsnamen, ſo daß dieſer Monat gewiſſermaßen zwey Namen führt. Die Zendwörter, aus welchen ſich dieſe Namen gebildet haben, werden von den Wff. inſondere durch Hülfe des Sanſkrits nachgewieſen. So blieben denn noch 4 Monatsnamen zu erklären; dieſe werden, nachdem in §. XV. das perſiſche Jahr einer genaueren Erörterung unterzogen iſt, in §. XVI. erklärt. Der Monat 𐬨𐬀𐬎𐬌 erhielt ſeinen Namen von einem altperſiſchen Feſte, welches in dieſe Jahreszeit fiel, und bey welchem man ſich mit Waſſer (im Zend ap) beſprühte; auf ähnliche Weiſe erklärt ſich der Name 𐬨𐬀𐬕𐬀 aus dem eines alten Feſtes. Der Name Tebeth wird aus einer alten indischen Monatsreihe geedeut, deren Uebereinkunft mit irgend einer

persischen schon in Beziehung auf Mar'choschvan bemerkt war (XIV, 3). Der Name bedeutet Winter. Zuletzt suchen die Vff. noch den Namen Thammus zu deuten; daß er so gut wie die übrigen Monatsnamen aus dem Persischen entstanden sey und von da erläutert werden müsse, war den Vff. keine Frage; nur war es schwierig, das Zendwört zu finden, wodurch die jüdische Form erklärt würde. Von der Stelle in Ezech., wo das Wort Thammus vorkommt, mußten auch die Vff. bey ihrer Untersuchung ausgehen; aber die auf Nichts gestützte Gleichstellung desselben mit Adonis mußten sie mit Entschiedenheit zurück weisen, einerseits weil der Verlauf ihrer ganzen Untersuchung dagegen spricht, andererseits weil die Stelle in Ezech. selbst wahrscheinlich macht, daß daselbst von einem persischen Cultus die Rede sey. Um so sicher als möglich zu gehen, hielten sich die Vff. eng an den persischen Namen des im persischen Kalender entsprechenden Monats. Dieser lautete Fravashajō daēnājāo (mazdajagnōis). Die Vff. nahmen die aus mehreren Gründen nicht unwahrscheinliche Möglichkeit an, daß auch daēna mazdajagni allein als Bezeichnung des Monats habe dienen können. Da daēna nun im Cappadocischen *tava* und *tavia* wird, so schien es ihnen auch im Jüdischen than werden zu können; dieses mit mazda verbunden, wurde Thammuzd Thammus wie ahura mazda zu Hormuzd sich gestaltete. Doch ließ sich auch eine andere Ableitung denken, welcher die Vff. eine Stelle in einer Note einräumten. In §. XVII. werden dann die in V — VIII. erwähnten Monatsnamen erklärt. Da sie größtentheils mit den Jüdischen übereinstimmen, oder nur unbedeutend abweichen, so war die Erlä-

rung hier kürzer zu fassen. Vollständig abweisend war nur die syrische und heliopolitanische Benennung des dem jüdischen Sivan und die heliopolitanische des dem Thischri entsprechenden Monats. Jene, im Syrischen Hesiran, im heliopolitanischen Kalender Ozip lautend, wurde von den Vff. aus einem nach Analogie gebildeten Bndwort erklärt, welches bedeutet: bezüglich auf das Ende des Jahres und zwar aus dem Grunde, weil dieser Monat im altpersischen Kalender das Jahr schloß. Diese, Ay, ist die einzige, aus dem Semitischen entlehnte, Bezeichnung, entsprechend dem hebräischen Worte אָף Fest. Da das Erndtefest in diesem Monat (dem jüdischen Thischri) so sehr bedeutungsvoll war, so war es auch natürlich, daß es einem Monate den Namen geben konnte.

Nachdem auf diese Weise die Monatsnamen erklärt sind, kehrt die Untersuchung zu dem Punkte zurück, von welchem sie ausgegangen ist; nämlich zur Beantwortung der in II. aufgeworfenen Fragen. Das Hauptresultat der ganzen Untersuchung ist folgendes. Vor dem babylonischen Exil kannten die Juden keine Monatsnamen, sondern zählten die Monate nur. In Babylon nahmen sie im Allgemeinen ebenfalls keine an. Unter der persischen Herrschaft dagegen wurden sie nach und nach mit dem persischen Kalender vertraut, und die alte Sitte, die Monate bloß zu zählen, wurde durch die von da entlehnten Namen verdrängt. Dieses Resultat kann nicht ohne einigen Einfluß auf die bisherigen Ansichten über biblische Critik bleiben; doch konnten die Vff. dies nicht specieil verfolgen, sondern müssen es denen überlassen, welche sich mit diesen Gegenständen ex professo beschäftigen. Da den Vff.

auch manches andere im Verfolge dieser Untersuchung begegnete, welches von diesem Standpunkte aus einiges Interesse hat, und zum größeren Theile jetzt erst, wo eine genauere Kenntniß des Zends möglich geworden ist, einer wissenschaftlichen Entwicklung fähig ward, so faßten sie es in drey Excursen zusammen, welche sie dieser Monographie als Anhang beygaben. Der erste derselben erklärt mehrere im Alten Testamente vorkommende persische Wörter und Eigennamen, unter andern das bisher so seltsam geedeutete Wort אֶחְשֶׁתְּרִים (Esth. VIII, 10. 14.), welches nach der Erklärung der Bff. königliche Boten heißt und mit dem neupersischen اسکندر und dem von den Griechen als persisch angeführten Ἀσκάδης völlig identisch ist. Der zweyte Excurs handelt von dem Maccab. I, 36. vorkommenden Worte Νέφθαρ. Es wird gezeigt, daß es ein persisches sey, wirklich wie es an dieser Stelle ausgelegt wird, καταπισμός bedeute, und daß im Vendidadfabe vorkommende naptar apānm sey, ein göttliches Wesen, welches auch schon in den Veden unter dem im Sanskrit völlig entsprechenden Namen apām naptrī angerufen wird. Um diesen Beweis zu führen, mußte gezeigt werden, daß dieser naptar apānm, durch welchen das Urwasser repräsentiert zu seyn scheint, aufs innigste verknüpft sey mit dem Szed ardivi gura, bey den Parsen Arduisur; daß ein Beyname dieses Szed anāhita, die Keine, Veranlassung zur Entstehung des Cultus und Namens der bey den Persern so sehr verehrten Anahitis gegeben habe, und eben so aus einem Beynamen des naptar apānm selbst die Gottheit der Perser Anandatos gebildet sey, welche auf Einem Altare

mit der Anabitis verehrt wird. Daß auch der Name des Bergbarzes Naphtha aus dem Nominativ dieses Namens, nämlich naptā, entstanden sey, und der Cultus dieser Gottheiten sich an Naphthaquellen geknüpft zu haben scheine, wird am Schlusse dieses Excurses bemerkt. Der hierauf folgende Excurs handelt vom Anfange des jüdischen Jahrs. Es wird hier die Frage erwogen, wann der jüdische Jahresanfang auf Thischri verlegt sey. Die Vff. entscheiden sie nach Widerlegung der Georgeschen Ansicht (in seinem Werke: über die älteren jüdischen Feste) dahin, daß die Juden mit Annahme der seleucidischen Aere auch deren Jahresanfang annahmen. Dies geschah ungefähr um 130 v. Chr. Indem die Vff. weiterhin, um einige Schwierigkeiten weg zu räumen, die Bedeutung des Wortes סדר erwägen, stellen sie eine Menge Beispiele zusammen, woraus hervor geht, daß die gebildeten Völker sogar ursprünglich selten ein Wort haben, welches den Begriff Jahr ausdrückt, sondern zur Bezeichnung desselben den Namen irgend einer Epoche-machenden Zeit des Jahres wählen, und vermuthen darnach, daß es mit der Bedeutung von סדר ein ähnliches Verwandniß gehabt haben möge, und dieses vielleicht nur die warme Zeit bedeutet habe. —

So weit suchten sich die Vff. im Ganzen innerhalb des biblischen oder jüdischen Standpunktes zu erhalten. Aber so sehr sie die Untersuchung zu concentrirten und von entlegeneren Gegenständen fern zu halten suchten, so war es doch nicht möglich, sie ganz innerhalb dieses Gesichtspunctes, wenn gleich er der hauptsäch-

lichste blieb, zu beschränken, sondern es konnte nicht fehlen, daß sie, da sie bisweilen zur Erläuterung ziemlich weit greifen mußten, auch manche dem ersten Anblick nach sehr entlegene Gebiete berührten. Hier war es jedoch den Vff. vergönnt je nach dem näheren oder entfernteren Zusammenhang mit der Hauptfrage solche einzelne Incidenzfragen mit mehr oder weniger Ausführlichkeit zu behandeln. Ueberaus bedeutsam war eine genauere Bestimmung des altpersischen Jahres, über welches bis jetzt die größten Zweifel herrschten. Dieses wird daher in §. XV behandelt und erwiesen, daß es ein festes von 365 Tagen war \*), welches dadurch corrigiert ward, daß alle 120 Jahr ein Monat von 30 Tagen eingeschoben ward, und zwar am Ende des Asfendarmed. Dieser Schaltmonat führte zuerst den Namen des 1sten Monats Ferverdin, dann den des 2ten Ardbehesch u. s. w., wurde aber immer an derselben Stelle eingeschoben. Die Ergänzungstage wurden in gewöhnlichen Jahren ebenfalls dem Asfendarmed angehängt, in Schaltjahren dem auf diesen folgenden Schaltmonat. Der Anfang des Jahres fiel ungefähr um die Zeit des Sommersolstitiums und ward vom Ferverdin an gerechnet. Als das persische Reich unterging, war grade eine Schaltperiode und der einzuschaltende Monat führte den Namen Aban; so daß die Ergänzungstage auf den Schaltmonat Aban folgten, daher einige Perser diesen Ergänzungstagen auch im Gemeinjahre diese Stelle geben. Nach Untergang des persi-

\*) Nämlich 360 in 12 Monate vertheilt und 5 Ergänzungstagen.

ſchen Reiches mußte eine ſo große Schaltperiode von 120 Jahren in Vergessenheit gerathen, wodurch das perſiſche Jahr ein vages von 365 Tagen ward. Hierdurch rückte der Ferwerdin immer weiter im Jahr vor, ſo daß er in Dſchelaſleddins Zeit in den Frühling fiel, wo er dann durch die neuperſiſche Zeitrechnung fixirt ward. Bey der Aehnlichkeit, welche ſich den Vff. zwiſchen dieſer Einrichtung und der des altaegyptiſchen Jahres aufdrängte, glaubten ſie ſelbſt dieſem eine kurze Behandlung nicht verſagen zu dürfen (in Exc. IV.).

Die ſtarken Uebereinstimmungen zwiſchen Perſiſchen und Indiſchen Inſtituten dagegen wollten ſie nur andeutend berühren. Vielleicht würde, wenn ſie alle dieſe Uebereinstimmungen in Beziehung auf Cultus, Feſte, Monatsnamen, Einrichtungen u. a., welche an einzelnen Stellen dieſer Schrift vorkommen, an einem Orte zuſammen geordnet hätten, jeder einzelne Punct eine größere Wahrſcheinlichkeit, erhalten haben; dennoch unterließen es die Vff., weil eine ſolche Vergleichung zwar ſchon weitläufig, aber keinesweges auch nur einigermaßen erſchöpfend ausfallen kann. Das wichtigſte Werk in dieſer Beziehung, die Beden, iſt noch viel zu unzulänglich bekannt. Wünſchenswerth wären, um dieß beyläufig zu bemerken, genauere Mittheilungen über die Indiſche Zeitrechnung. Manche Puncte, welche noch ſehr im Dunkeln liegen, würden dadurch Licht erhalten.

Daß manches für die Erklärung altperſiſcher Inſtitute, Begriffe und Wörter geſchehen mußte,

versteht sich von selbst. In §. X sind die göttlichen Wesen, von welchen die persischen Monate ihre Benennung erhalten haben, mit einiger Ausführlichkeit behandelt; jedoch noch nicht so ausführlich, als sie verdient hätten. In Excurs II. ist ein schlagendes Beispiel von der sonderbaren Art gegeben, wie sich der persische Volkscultus seine Gottheiten schuf. Bey solchen Gelegenheiten versuchten die Vff. auch ein und die andere Stelle des Bendidasade zu erläutern, und sowohl Zendwörter als aus den Classikern bekannte persische Namen, wo es sich fügte, zu erklären. Bisweilen streuten sie auch ein oder die andere Etymologie ein. Ueber die Zeit, in welcher das zoroastrische Religionsystem sich bildete, zu handeln, boten sich den Verfassern mancherley Aufforderungen dar; sie ließen sie unbenutzt, weniger aus dem Grunde, weil ihnen, was sie jedoch nicht verkennen, die Acten noch nicht zum Spruch reif schienen, als weil grade jetzt mit jedem Tage neue Momente hervortreten, welche bey Entscheidung dieser Frage von höchstem Einfluß seyn werden. Das aber geht schon mit Entschiedenheit aus dem Hauptresultat dieser Schrift hervor, daß man die Entstehung des zoroastrischen Religionsystems nicht so spät setzen darf, als man bisweilen gesonnen war zu thun. Denn da die Juden ungefähr um die Zeit des Cyrus von den Persern die Monatsnamen annahmen, diese aber allsamt aus dem zoroastrischen Religionsystem entlehnt sind und dieses als völlig ausgebildet voraus setzen, so darf man auf keinen Fall die Entstehung desselben nach Cyrus setzen. Bey Cappadocien sprechen eine Menge Umstände dafür, daß die pers-

rische Zeitrechnung mitsammt den Monatsnamen schon zur Zeit der medischen Oberherrschaft eingeführt sey, wonach das zoroastrische Religionssystem schon um zwey Jahrhunderte vielleicht höher hinauf gerückt wird. Entscheidendere Schlüsse werden die zoroastrischen Schriften durch ihre Sprache darbieten, und bieten sie theilweis auch schon jetzt dar; doch würde es hier zu weit führen, das schon jetzt in die Augen Fallende zu verfolgen.

### H a n n o v e r.

Bei Hahn: Die suspendierten Gefälle in der Provinz Ostfriesland. Bemerkungen, veranlaßt durch eine neuere Schrift, die Aufhebung jener Gefälle durch französische Gesetze betreffend. Von einem Ostfriesen. 1836. 26 Seiten in 8.

Des Ref. Wunsch in N<sup>o</sup> 161. Jahrg. 1836. der G. gel. Anz., die etwa sonst noch vorhandenen Acten über die so genannten suspendierten Gefälle Ostfrieslands kennen zu lernen, scheint zum Theil durch die vorliegende kleine, allerdings lezenswerthe Schrift der Erfüllung näher gebracht zu seyn. Sie ist sehr bestimmt, den Ansichten des in jener Nummer angezeigten 'Versuchs' entgegen gesetzt, und soll zeigen, daß die suspendierten Gefälle während der holländischen und französischen Herrschaft in Ostfriesland vollkommen rechtsgültig abgeschafft seyen. Doch muß man bedauern, daß der Verf. dieser Bemerkungen sich gar zu kurz gefaßt und eigentlich bloß angedeutet, nicht ausgeführt hat. Was er

im ersten Abschnitte der kurzen Geschichte der suspendirten Gefälle (zuvörderst bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, dann vom osterbuser Accorde, ferner bis zur holländischen Besiznahme des Landes und endlich seit diesem Zeitpunkte) beygebracht hat, geht so wenig ins Einzelne, daß der Leser, wenn er nicht obnehin mit der ostfriesischen Geschichte gerade in dieser Beziehung höchst vertraut ist, schwerlich eine andere Belehrung daraus schöpfen kann, als daß die Geschichte der Abgaben in der erwähnten Provinz ungefähr für eben so dunkel gehalten werden müsse, wie der Ursprung einzelner Abgaben in mancher anderen Provinz unseres Landes ist. Die Beziehung auf Beninga, Brenneyfen, Wiardea und andere, dem Publicum zum Theil unzugängliche Quellen konnten den Werth einer klaren Darstellung der Begebenheiten nicht ersetzen; und es bleibt zu wünschen, daß der Vf. der ihm sehr am Herzen zu liegen scheinenden Sache wegen diese historische Skizze noch völlig ausgeführt dem Publicum vorlege. — Der zweite Abschnitt 'Rechtliches' überschrieben, kann dann freylich kurz seyn, wenn der Verf. das Geschichtliche gehörig begründet haben wird. Durch die Schlußweise, wie die Rechtsverhältnisse, welche jetzt angeblich eintreten müssen, hier haben gefolgert werden sollen, ist Ref. keineswegs überzeugt; man wird vielmehr diesen Bemerkungen in der Unvollständigkeit, in der sie jetzt vorliegen, gegen den 'Versuch', den wir in N<sup>o</sup> 161. v. J. angezeigt haben, noch kein Gewicht beylegen können. Auch ist wohl der Gesichtspunct nicht derselbe. Der 'Versuch' wollte die Rechtmäßigkeit der Forderung auch der Privats-

Herrlichkeits-Besitzer nachweisen; die angezeigten 'Bemerkungen' scheinen dieß ganz aus den Augen zu verlieren, indem sie die Unrechtmäßigkeit der Wiedererhebung der domanialen Gefälle seit 1. May 1818, als sey sie durch einen rechtsungültigen Nachspruch befohlen, darzustellen geneigt sind. Die Anhänge, als aus Originalurkunden mitgetheilt, würden Werth haben, wenn der Verf. sich genannt, das Daseyn dieser Urkunden nachgewiesen und verbürgt hätte. Originalurkunden in einer anonymen Schrift bleiben immer ein Glaubensartikel. — Das unverkennbare Interesse des Verfs für die Sache läßt uns hoffen, er werde sie bald, so weit seine Quellen es erlauben, ausführlich und erschöpfend vortragen; wodurch dann zu gänzlicher Aufklärung dieses, namentlich für Ostfriesland sehr wichtigen Gegenstandes allerdings sehr mitgewirkt seyn wird.

B. M.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

25. Stück.

Den 13. Februar 1837.

---

St u t t g a r t.

Bey Schweizerbart: 1836. Geologie oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein faßliche Weise abgehandelt von K. G. v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Mit Stahlstichen. Erster Band. Erste, zweyte und dritte Abtheilung. In Octav.

Es gehört zu den erfreulichen Erscheinungen der jetzigen Zeit, daß die Wissenschaften auch bey denen, die sich ihnen nicht zunächst widmen, allgemeinere Theilnahme finden, und weit mehr als sonst in das Leben eingreifen. Besonders gilt dieses von den Naturwissenschaften, welche frenzlich neben den großen geistigen Genüssen die sie ihren Freunden gewähren, vorzüglich auch zur Förderung der materiellen Interessen beitragen. Kein Wunder, daß hierdurch der Kreis derer,

[19]

die sich mit Naturkunde beschäftigen, sehr erweitert worden, und daß man gerade in den Ländern, wo materielle Interessen das menschliche Streben besonders stark beherrschen, ihren Nutzen zuerst allgemeiner anerkannt hat. Wir Deutschen sind hierin, wie in vielem Anderen, den Engländern und Franzosen nachgefolgt. Nachdem auch bey uns die Ueberzeugung Wurzel gefaßt hat, daß die Verbreitung physikalischer und chemischer Kenntnisse große und mannigfaltige Vortheile gewährt, wird man hoffentlich nun auch der Geologie allmählich größere Aufmerksamkeit zuwenden. So wird es denn hiermit gehen, wie es mit manchen anderen Sprösslingen deutscher Wissenschaft gegangen ist, daß der zum tüchtigen Jüngling gereifte Sohn erst in das Ausland wandern muß, um später, wenn er die Muttersprache beynahe verlernt, und fremde Tracht und Sitten angenommen hat, im deutschen Vaterlande Anerkennung und Unterstützung zu finden.

Herr Geheimrath von Leonhard hat seinen mannigfaltigen Verdiensten um die Förderung des Studiums der Mineralogie und Geologie das neue hinzu gefügt, durch eine populäre, für das größere Publicum berechnete Schrift in Deutschland die Aufmerksamkeit auf die Geologie mehr zu lenken, und für diese eben so anziehende als nützliche Wissenschaft auch bey denen Liebe zu erwecken, welche kein tieferes Studium daraus zu machen sich berufen fühlen. England und Frankreich besaßen schon längst Schriften dieser Art, und zumahl in ersterem Lande gehört es sogar zum guten Tone der gebildeten Gesellschaft, von der Geologie Notiz zu nehmen. In Deutschland dagegen, wo dieses Feld der Naturkunde durch die wissenschaftliche Bearbeitung der

Geognosie zuerst eigentlich urbar gemacht worden, hat man bisher nicht allein eine allgemein verständliche Schrift darüber entbehrt, sondern auch das Anziehende und die vielseitige practische Wichtigkeit der Geologie viel zu wenig anerkannt. Wir erwarten mit Zuversicht, daß das vorliegende Werk seinen Zweck nicht verfehlen wird; und indem wir dazu beizutragen wünschen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, so erlauben wir uns eine Ausnahme von der Regel zu machen, und obiger Schrift, ehe sie noch vollendet ist, eine kurze Anzeige in diesen Blättern zu widmen.

Da der Verfasser für ein Publicum geschrieben hat, bey welchem auch die Hülfskenntnisse für das Studium der Geologie nicht voraus gesetzt werden durften, so ist von ihm in zweckmäßiger Kürze, mit rühmlicher Klarheit, und in einem durch treffende Beispiele erläuterten und gewürzten Vortrage, das Wissenswürdigste vom Bergbau, so wie das Nöthigste von den Lehren der Physik, Chemie und Mineralogie in den ersten Abtheilungen mitgetheilt. Um den Mangel der Anschauung möglichst zu ersetzen, und von manchen merkwürdigen, durch bloße Beschreibung schwer deutlich zu machenden Gegenständen Vorstellungen zu geben, ist das Werk mit vielen, größtentheils in Stahlstich trefflich ausgeführten Abbildungen geziert; welche Ausstattung der Verlagsbandlung sehr zur Ehre gereicht. Da diese Schrift aus Vorträgen hervor gegangen, welche ihr Verfasser vor dem geselligen und befreundeten Kreise der Bewohner Heidelbergs gehalten, so ist sie auch in Vorlesungen abgetheilt. Die erste derselben handelt vom Bergbaue, in sofern man ihn mit Recht als die Wiege der

Geognosie betrachten kann. Unter den darauf sich beziehenden Bildern stellen Mehrere die verschiedene Art und Weise vor, wie man in die Gruben fährt. Bey des Faches Unkundigen dürfte dadurch kein großes Verlangen erweckt werden, in die Tiefen der Schächte sich zu wagen. Einladender würde eine Darstellung der neuerlich am Harze erfundenen, so genannten Fahrkünste seyn, durch deren Benutzung man ohne Anstrengung und besondere Gefahr in die Gruben gelangen kann, und deren Vorrichtung sogar den Schacht der Grube Samson zu Andreasberg, der jetzt wahrscheinlich auf die Ehre Anspruch machen darf, für den tiefsten Schacht unserer Erde zu gelten, bald in den Stand setzen wird, selbst Frauenzimmer in seinem Besenke zu empfangen. Eine der niedlichsten Abbildungen ist ein Durchschnitt der Andreasberger Gruben, womit eine Darstellung des dortigen Gebirges sinnreich verbunden ist, nach einer Zeichnung des Hn Marksheiders Strauch; nur schade, daß bey dem Stahlstiche die Uebertragung des Originals versäumt worden, daher auf der Tafel die Gegenstände auf verkehrten Seiten erscheinen. Die zweite Vorlesung gibt Andeutungen über Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus. Die dritte Vorlesung handelt von den geologisch wichtigen einfachen Stoffen, dem Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Chlor, Fluor, Phosphor. In der vierten Vorlesung wird das Wissenswürdige von den Metallen, in der fünften das Wichtigste über Luft und Wasser mitgetheilt. Die sechste Vorlesung redet von den Verbindungen von Gasen unter sich und mit anderen Elementen; die siebente von Säuren, Alkalien und Salzen; die achte von Erden und

Erzen. Die neunte Vorlesung beantwortet die Frage: wachsen heutiges Tages noch Steine?

Hoffentlich wird diese Schrift einer nicht geringen Anzahl von Lesern und Leserinnen Unterhaltung und Belehrung gewähren, die dann mit uns ihrer raschen Fortsetzung und baldigen Vollendung freudig entgegen sehen.

### B o n n.

Ben Habicht. Beobachtungen über die Heilung der Rhachitis von Dr Franz Carvela, aus Jante. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr Fr. Hab. Melcher. Herausgegeben von Friedr. Nasse, Geheimen Medicinalrathe und Proffessor zu Bonn. II und 39 S. 1835. Octav.

Eine wenig bedeutende, zu Padua im J. 1817 erschienene, wohl kaum der Uebersetzung werthe Schrift. Nach Entwicklung der Ansicht, daß Rhachitis in einer absoluten Schwäche und abnormen Thätigkeit aller Lymphgefäße begründet sey, folgert der Verf.: sie verhalte sich als eine Krankheit des ganzen Organismus; jedwedes Gewebe, nicht bloß das der Knochen, leide hierbey seiner Natur und seinen Verrichtungen nach; die Knochen verlieren ihre natürliche Festigkeit; die Muskeln ihr Zusammenziehungs-Vermögen; das Zellgewebe die Ausdehnbarkeit; die Nerven ihre Empfindungs-Fähigkeit. Die Curmethode müsse deshalb eine stärkende seyn, um die Verrichtungen sowohl der inneren als der äußeren einsaugenden Gefäße zu beleben und zu ordnen. So kommt denn der Verf. zu seinem Hauptziele, das in seinem Vaterlande übliche empirische Heilverfahren, welches in den Händen einiger Frauen

ist, anzugeben. Es besteht in Einreibungen, welche längs der Wirbelsäule, auf dem Brustbeine und an der inneren Seite der Arm- und Fußgelenke mit venezianischem Theriak gemacht und dann mit fein gepulverter Aloe succotr. bestreuet werden. Die eingeriebenen Theile werden in Binden gewickelt, und die Einsalbung nach 3 — 4 Tagen wiederholt. Dabey wird strenge Diät gehalten, und eine Abkochung gegeben von den Blüthen und Blättern von *Centaurea min.* und *bened.*, *Lonicera caprif.*, *Verbena off.*, *Teucrium chamaedrys*, *Prunella vulg.*, *Plantago psyll.* und von den Wurzeln der *Aristolochia rotunda*. Nach 40tägigem Gebrauche werde in der Regel das Uebel beseitigt. Der Verf. führt mehrere Beyspiele aus seiner eignen Erfahrung und namentlich sich selbst an, der erst im vierten Lebensjahre davon befallen wurde. Doch sagt er (S. 36): 'die mich behandelten, waren nicht genug mit der Art meiner Krankheit vertraut, als die Verkrümmung der Rückensäule sich einstellte, und ich konnte die ursprüngliche Gestalt meines Körpers nicht wieder bekommen, obschon alsbald nach angewandten Einreibungen und gleichzeitigem Gebrauche der Abkochung der Krankheitsverlauf völlig abgeschnitten ward, und ich seit der Zeit bis heute mich stets eines guten Bestehens erfreut habe.'

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede, daß er diese Methode vielfach bewährt gefunden habe, und daß es in dem unter seiner Direction stehenden Clinico Nedegebrauch geworden sey, den Carvela, wie sonst den Bittmann, trinken zu lassen.

## C e l l e.

Hülfsbuch der griechischen Sprache für Anfänger, von Dr. J. C. C. Berger, Collaborator am Gymnasium zu Celle. 1836. VI u. 206 S. — Seitdem das Studium der griechischen Sprache und Literatur in unsern Schulen einen allgemeinen Eingang gefunden hat, entstand bey dem Unterrichte auch die Sitte Uebersetzungen in das Griechische einzuführen, was früher nicht gewöhnlich war. Wir billigen dieses auch, nur mit der Beschränkung, daß die Uebersetzungen in das Lateinische nicht darüber versäumt werden, die doch ein größeres Bedürfniß sind. Der Vf. des vorliegenden Hülfsbuchs bestimmt dasselbe für die beiden letzten griechischen Classen, die vierte und fünfte, und beginnt also schon in diesen mit den dazu bestimmten Uebungen. Er vermied es dadurch, die Schüler bloß mit der trocknen Grammatik zu beschäftigen, indem er ihnen kurze Sätze deutsch dictierte, die sie zu Hause ins Griechische übertragen mußten. Er mußte also mit den einfachsten und leichtesten Sätzen anfangen, und allmählich zu den mehr zusammen gesetzten fortgehen. Er ordnet seine Beyspiele nach den Redetheilen, so daß er mit den Declinationen anfängt, auf diese die Adjectiva und dann die Verba folgen läßt. Indesß sind es nicht allein Aufgaben aus dem Deutschen in das Griechische, sondern auch aus dem Griechischen in das Deutsche zu übersetzen, um dadurch die Schüler dahin zu bringen, leichte Schriftsteller lesen zu können. Der Vf. versichert diese Zwecke auf diesem Wege erreicht zu haben. Man wird in diesem Allen den denkenden Lehrer erkennen, Beygefügt ist am Ende ein kurzes griechisches und deutsches Wortregister.

L o n d o n.

Printed for Longman. Lectures on the Diseases of the Lungs and Heart. By Thomas Davies, assistant physician to the London Hospital. XVI u. 512 Seiten. 1835. 8.

Diese von dem Verf. wirklich gehaltenen Vorlesungen bildeten einen Theil eines Courses der Theorie und Praxis der Medicin am Londner Hospitale. Sie geben eine klare, kurze und den Hauptsachen nach vollständige Uebersicht der neueren Ansichten und Erfahrungen über die Krankheiten des Herzens und der Lungen, woben die Schriften von Laennec, nach der Uebersetzung von Forbes, und Hope vorzüglich benützt sind. Der Inhalt der einzelnen Vorlesungen ist folgender: Dyspnoe; Mechanismus der Brust; Percussion; Untersuchung der Verhältnisse wie der Bewegung derselben; Auscultation; Schleimcattarrh; Group; Lungenentzündung; Emphysem; Dedem; Engbrüstigkeit; Phthisis; Brustfellentzündung; Brustwassersucht; Symptomatologie der Herzkrankheiten; Krankheiten des Herzens, des Herzbeutels und der großen Blutgefäße; Nervenaffectionen des Herzens und der Gefäße.

### V e r b e s s e r u n g e n .

S. 209. 3. 12. v. u. lies Gewichte st. Gleichgewichte.

— 241. — 11. v. o. — wird. Dies st. wird, diese

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 16. Februar 1837.

Göttingen.

Unsere Anzeigen haben im Jahrg. von 1829. St. 42. gewissermaßen die Pflicht auf sich genommen, über den Fortgang der Bearbeitung von Griechischen Specialgeschichten Rechenschaft zu geben, aber jenes Versprechen nur an einigen wenigen Monographien der Art erfüllen können (wie an den Schriften über Milet von Soldan und Schröder Jahrg. 1830. St. 144. und den Sicioniacis von Gompff Jahrg. 1833. St. 9.). Der Unterz. will daher, was ihm von neuen Arbeiten der Art genauer bekannt geworden ist, auf diesem Bogen in einer Uebersicht zusammen fassen, wenn er es auch dabey nicht vermeiden kann, von einigen bedeutenderen Werken kürzer zu berichten als es ihr wissenschaftlicher Werth verdient hätte.

Wir befolgen in der Anordnung dieser Schriften ein geographisches Princip, woben es auch

[20]

einigermassen zur Anschauung kommt, welche Felder der Einzelgeschichte der Griechischen Stämme, Landschaften, Staaten und Städte noch am meisten wüßt liegen. Dazu gehört ohne Zweifel Thessalien, welche Landschaft noch immer der genaueren Beleuchtung durch geographisch-historische Forschung entbehrt. Auch ist gegenwärtig kaum Hoffnung vorhanden, neue bedeutende Aufklärungen über diese Gegenden zu erhalten, da Thessalien größtentheils außerhalb des neuen Königreichs Griechenland liegt, und gerade unter den jetzigen Umständen für Reisende wenig zugänglich scheint. Daher immer noch nur wenige Routen in dieser Landschaft durch Neuere ausgezeichnet sind, so daß besonders die mittleren und westlichen Striche Thessaliens, auch auf den besseren Karten nur nach einigen Notizen der Alten und darauf gegründeten Combinationen entworfen werden. Und doch hängt von der genaueren Kenntniß der Gegenden und Städteruinen die Ethnographie der zahlreichen Stämme ab, welche Thessalien in der mythischen und früheren historischen Zeit besessen haben — worin wohl das Wissenswürdige von Thessalien überhaupt besteht. Wie mangelhaft und noch im Werden unsere Kenntniß dieser Dinge ist, kann man aus dem Beispiele abnehmen, daß es erst in neuester Zeit möglich geworden, durch Auffindung der Ueberreste von Hierion, die Lage der Aeolis, die Landschaft, von der die Αἰολεὶς Βοιωτοὶ ausgezogen sind, zu bestimmen, worüber der Unterz. auf seine Verlage zu den Doriern 'Zur Karte des nördl. Griechenlands. Breslau 1831.' S. 18 verweist. — Ueber die Geschichte dieses Landes nun ist uns (seit den bekannten speciellen Untersuchungen über das Aeuaden-Geschlecht)

nur eine Abhandlung von Hrn Rector Bömel, de incolis Thessaliae antiquissimis in der Form eines Schulprogramms des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. für Ostern 1829 (28 S. in 4.) zugetommen. Doch auch diese geht nicht in ein solches Detail der Untersuchung, wie es hier allein förderlich ist, und ist auch von dem Verf. wohl nur als eine Orientierung in der älteren Geschichte Thessaliens gemeint, um daran eine Erörterung der Thessalischen Verhältnisse in der Zeit des Philipp zu knüpfen, die für das vom Verf. eifrig gepflegte Studium des Demosthenes von Wichtigkeit sind. Darauf bezieht sich auch eine zweite Abhandlung des Verfs über die Tetrarchien Thessaliens (das Osterprogramm von 1830), die dem Unterz. indeß nur durch K. Fr. Hermanns Lehrbuch der Gr. Staatsalterthümer, 2te Aufl. S. 178. Anm. 18., bekannt ist.

Unter den Landschaften, die zunächst an Thessalien gränzen, ist ein Theil von Phokis von Hrn Dr J. F. G. Zetsche in einem Programme des Stralsunder Gymnasiums für Michael. 1834. (20 S. 4.) behandelt worden, in einer *particula commentationis de Crisa et Cirrha*. Sie beginnt mit Untersuchungen über die mythischen Fürstengeschlechter und Niederlassungen in Phokis, die mit Sorgfalt, aber nicht immer vom richtigen Standpuncte der mythologischen Critik ausgeführt sind, und geht dann bald zur viel besprochenen Frage über, wie sich Crisa und Cirrha zu einander verhalten. Der Verf. beantwortet sie nach Erwägung aller Zeugnisse so: 1) *Eadem aetate una tantummodo urbs Crisa sive Cirrha antiquitus exstitit.* 2) *Antiquissimum urbis nomen erat Crisa, quare haec potissimum ejus forma apud*

poëtas mythographosque invenitur; sequentibus vero temporibus nomine Κρίσα in Κίρρα mutato campus, qui urbi adiacebat, vetus nomen Κρισαῖον πεδῖον, mareque vel sinus nomen Κρισαῖον πέλαγος sive Κρισαῖος κόλπος retinuit. 3) Vetere tamen Crisa bello primo sacro diruta, recens oppidum Cirrhā sensim ortum est, quod Delphorum navale Romanorum imperatorum etiam temporibus fuisse jam intelleximus.

Indem wir zu Böotien übergehen, und zunächst der alten Macht und Cultur der Minyer gedenken: dürfen wir uns wohl erlauben, eine kleinere Abhandlung von Herrn Dr. W. Forchhammer zu erwähnen, wenn sie auch nur einen einzelnen topographischen Punct behandelt, und nicht besonders abgedruckt, sondern einem Journal, den Annalen der Physik und Chemie Bd. XXXVI. St. 6., einverleibt ist: um so mehr, da wenige unserer philologischen Leser sie da suchen werden. Sie führt die Ueberschrift: Der Kopaische See und seine unterirdischen Abzugskanäle; aus einem nächstens erscheinenden Werke: 'Griechenland, im neuen das alte.' Das Ergebniß der hier mitgetheilten Untersuchungen, die ganz auf Befichtigung der Localität und Erkundigungen an Ort und Stelle zu beruhen scheinen, ist dies, daß die Katabothra oder natürlichen Felspalten noch immer so viel Wasser aus dem Kopaischen See in den Euböischen Meerbusen leiten, als sie nach der engen Oeffnung ihrer äußeren Mündung (Kephalaria genannt) abführen können, daß aber die vollständigere Entwässerung der Seeebene von den Minyern der mythischen Zeit durch zwey künstliche Stollen oder Emissare bewirkt worden

ist, die neben den Katabothren, der eine nach der Gegend von Tarymna, der andere nach dem See von Hyla durch den Felsen gebauen sind. Diesen gehören, nach Hrn Forchhammer's Untersuchungen, die senkrechten Schächte an, die in beiden angegebenen Richtungen, und zwar nicht auf der Höhe des Gebirges, unter der die Katabothra liegen, sondern in der Richtung des Thals sich finden, und mit den Oeffnungen der Emissare von Albano und Fucino große Aehnlichkeit, und demnach auch denselben Zweck haben. Hier nach wäre also die Meinung aufzugeben, die unter Anderen auch der Unterz. nach früheren Reiseberichten sich gebildet hatte, daß diese Schächte zu einer Reinigung der von Natur geschaffenen aber durch Kunst erweiterten Katabothren gedient hätten, und es ist den Minyern mehr als eine solche Erweiterung, eine Anlegung ganz neuer Felsenstollen, zuzuschreiben. Auf jeden Fall wird uns die Folgezeit darüber nicht im Unklaren lassen; da es keine große Schwierigkeit machen kann, einen der kürzeren Schächte, die an den tiefsten Stellen des Thals gesucht werden müssen, zu reinigen, und dadurch auf den Boden des Emissars zu gelangen. Diese Untersuchung ist aber um so mehr zu wünschen, da in der interessanten Entwicklung des Berfs sich nicht immer genau unterscheiden läßt, wie viel ihm Augenschein gelehrt hat, und wie viel nur auf gewissen geognostischen Hypothesen und Voraussetzungen beruht, die nicht alle Kenner des Faches ohne weiteres anerkennen möchten.

Einer ganz anderen Region der Bdötischen Geschichte gehört die in Breslau im Verlage von J. Nar erschienene Schrift an: Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie

von E. B. Bauck. 84 S. 1834. in 8. Sie schildert das Leben des edeln Thebaners, dessen Größe sich nicht ohne Behmuth betrachten läßt; weil er bey den besten Intentionen doch seine Vaterstadt nicht dauernd zu heben vermochte, und Griechenland unwissend der Makedonischen Herrschaft entgegen führte, indem er die einzige Form von Symmachie und Hegemonie zerstörte, unter der die Griechischen Staaten des Mutterlandes je zusammen gehalten haben. Denn die Athenische Hegemonie ist niemals, und die Thebanische nur ganz momentan von anderen Staaten des alten Griechenlands anerkannt worden. Die Darstellung des Verfs ist auf Studium der Quellen begründet, und bey aller Liebe zu seinem Helden im Herzen von der jetzt gewöhnlichen Parteylichkeit frey; wiewohl die politischen Verhältnisse wohl noch schärfer aufgefaßt und mancher topographische und antiquarische Punkt genauer erörtert seyn könnte. Daß vor der Schlacht von Mantinea 'selbst die Arkader mit ihren Keulen sich Thebanische Kennzeichen gaben' (S. 81) ist ein Mißverständniß; die Arkader, sagt Xenophon, ließen sich Keulen auf ihre Schilde malen, als wären sie Thebaner (*ἐπεγράφοιτο δὲ καὶ τῶν Ἀρκάδων ὀπλῖται ῥόπαλα, ὡς Θηβαῖοι ὄντες*) — wie die Thebaner ja auch auf ihren Münzen dies Attribut ihres Stammheros Herakles zur Schau stellen. Ein anderer bedeutender Irrthum, den der Verf. S. 33 aus Niebuhr's R. G. III, S. 183 herüber genommen hat, ist der, daß der Spartaner Kleandridas, der nach Diodor XV, 45. bey Leuktra auf Seiten der Thebaner focht, derselbe sey, wie der verbannte Spartaner Kleandridas, der für Thurioi kämpfte (Strabo VI, 284.): wir wissen ja durch eine

**Combination der sichersten Beugnisse**, daß dieser Thurische Kleandridas der Vater des Gylippos war (Thukyd. VI, 104. Diodor XIII, 106.), und sich als Rathgeber des Königs Pleistonar, *DI.* 83, 3., hatte bestechen lassen (Diod. a. a. D. Plutarch Perikl. 22 u. sonst), worauf er nach dem in demselben Jahre, *DI.* 83, 3. (nach Anderen 84, 1.) gegründeten Thurioi ging, und an der Spitze der Thurischen Armee gegen Tarent kämpfte, auch *DI.* 86, 4. an der Gründung von Herakleia Antheil nahm. Es ist also nicht wohl möglich, daß derselbe Kleandridas 75 Jahre später an der Schlacht von Leuktra (*DI.* 102, 2.) Antheil nehmen konnte. — Wir erfahren aus der Vorrede der vorliegenden Schrift, daß der Verf. mit ausgedehnteren Forschungen über die Geschichte dieses Griechischen Stammes beschäftigt ist, deren Früchten wir mit Erwartung entgegen sehen.

Von den Peloponnesischen Staaten ist Sisyon's Topographie von Hu Dr Gompff in dem früher angezeigten Specimen *primum Sicyoniacorum* behandelt worden, aber die Hoffnung einer weiteren Fortsetzung dieser gründlichen Arbeit ist nur durch ein Specimen *secundum* erfüllt worden, welches der Verf. als Subrector des Torgauer Gymnasiums in einem Programme dieser Schule zu Ostern 1834 auf 14 S. 4. mitgetheilt hat. Die mythischen Ereignisse sind nur kurz berührt — auch gehört deren Erörterung mehr in den Zusammenhang der Götterculte als der Geschichte — dagegen ist die Geschichte von Sisyon bis zur Schlacht von Neospotamoi genau erzählt und besonders die des Tyrannenhaus der Orthagoriden in möglichst helles Licht gesetzt. In der Annahme der Einheit des Orthagoriden

goras und Andrews und der Erklärung des Schmahwortes λεωσθήρ, womit die Pythia den Kleisthenes benannte, stimmt der Verf. unbewußt mit dem Unterz. (History of the Doric race I, p. 184. 186.) überein.

Wir erlauben uns, in diese Uebersicht meist feinerer Schriften ein Werk von größerem Umfange aufzunehmen, daß zu Breslau (in Commission bey Graß, Barth u. Comp.) unter dem Titel: Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfall von Dr. F. H. Zachmann erschienen ist (VIII u. 324 S. in 8.), welcher Gelehrte sich früher schon durch seine scharfsinnige und besonnene Vertheidigung der Uebersieferungen über den Kimonischen Frieden — so viel sich nämlich davon halten läßt — (De pace Cimonis dissertatio. Vratisl. 1835. 47 S. in 8.) ausgezeichnet hat. Das vorliegende Werk zeigt eben so viel Scharfsinn und Combinationsgabe, wie Kühnheit und rasche Entschiedenheit in seinen Forschungen. Die Einleitung behandelt in zwey Kapiteln die ältesten Kultverbindungen Griechenlands, insbesondere eine Göttergruppe, die sich der Verf. als Dodonäische Religion denkt, und worin die Kabir Kadmos eine Hauptperson ist, sucht dann die Einheit oder nahe Verwandtschaft der Jovier und Minyer aus dem Gegensatz derselben mit den Achäern darzuthun, und die Sage von der Herkunft der Pelopiden aus Sipylene von der Aeolischen Wanderung in diese Gegenden zu erklären. Wir würden den vielfachen Behauptungen und Andeutungen, welche diese Kapitel enthalten, die allseitig erwägende und überzeugende Einleitung eines einzelnen bestimmten Mythenkreises vorgezogen haben. Nämlich un-

abhängig von dieser Einleitung steht der Haupttheil des Werkes da, dessen Tendenz wir mit wenigen Worten so bezeichnen können, daß darin die Dorische Staatsordnung in Sparta nicht als ein gegebenes Ganzes betrachtet und in ihrem inneren Zusammenhange aufgezeigt, sondern aus ihren Elementen allmählich aufgebaut und zusammen gesetzt werden soll. Der Unterz. begnügte sich bey seiner Behandlung des Gegenstandes, sich die erstere Aufgabe zu stellen, da es ihm fürs erste darauf anzukommen schien, die sog. Lykurgische Gesetzgebung als eine Fixierung und consequente Durchführung Dorischer Grundsätze und Gebräuche zu begreifen; er stellt dabey nicht in Abrede, daß dies geschlossene Ganze Dorischer Institutionen sich in Lakonika aus unvollkommenen Rudimenten und noch nicht zur völligen Einheit verschmolzenen Massen allmählich gestaltet habe: aber er hält die Schwierigkeit, welche der Mangel an solchen Ueberlieferungen aus der Zeit vor den Olympiaden herbeiführt, für fast unüberwindlich. Der Verf. weiß alle Spuren, die in Zahlenverhältnissen, Etymologien, streitenden Ueberlieferungen aufzufinden sind, geschickt für seine Entwicklungsgeschichte zu benutzen. Die Dorier haben zuerst nur zwey Stämme, die Pamphylen kommen erst durch die Wanderung als ein Gemisch verschiedener hinzu; die Heloten sollen zuerst in einer milderen Lage, als die ihrer späteren Leibeigenschaft war, gewesen seyn; die Spartiaten der Altstadt werden von den Lakédämonizern der Vorstadt unterschieden; die Doppelherrschaft der Spartanischen Könige von der Repräsentation der beiden ersten Stämme ausgelegt, und so überhaupt der geschlossene Organismus des Spartanischen Staats aus lockeren Bundes-

verhältnissen verschiedener Bevölkerungen abgeleitet. Wie großen Einfluß das große Vorbild, das Niebuhr bey der Entwicklung des Römischen Staatswesens aufgestellt hat, auf das Verfahren des Verf. ausgeübt, leuchtet ein: der Unterz., der in vielen der vom Verf. behandelten Puncten seinen Ueberzeugungen treu bleibt, wünscht um so mehr eine unparteyische und sorgfältige Prüfung der neuen Sätze des Verf. von einer anderen Feder, wobei zugleich die von dem Vf. bestrittenen Forschungen des Hn Prof. Hermann in den, mit der gewohnten Umsicht und Sorgfalt dieses Gelehrten ausgearbeiteten, Abhandlungen *de conditione et origine eorum qui Homoei apud Lacedaemonios appellati sunt*. Marburg 1832. 4., und *de causis turbatae apud Lacedaemonios agrorum aequalitatis*. Das. 1834. 4. zu vergleichen seyn werden. Die letztere Abhandlung tritt der Vorstellung entgegen, daß die untheilbaren und unveräußerlichen *κλήροι* der Spartiaten eigentliche Majorate gewesen seyen; wofür Hr. Sachmann indeß S. 171 ff. beachtenswerthe Gründe entwickelt. Ein Anhang 'über die Epochen des Eratosthenes und Apollodoros von der Zerstörung Trojas bis zu der ersten Olympiade' sucht darzuthun, daß die scheinbar genauen Bestimmungen der Alexandrinischen Chronologen aus dieser Zeit auf runde Zahlen, also ganz ungefähre Schätzungen der Zeiträume, zurück zu führen, und die Jahrezahlen der einzelnen Regierungen der Spartanischen Könige und Athenischen Archonten durchaus erdichtet seyen: eine schwere Beschuldigung jener Gelehrten oder ihrer ältern Gewährsmänner, die der Unterz. auf gewaltsame Correcturen der überlieferten Zahlen nach gewissen chronologischen Systemen einschränken zu müssen glaubt.

Unter den Griechischen Inseln hat Kor-  
 pyra durch die hiesige Preisschrift von Hn W.  
 C. H. Müller (S. gel. Anz. 1835. S. 1021),  
 die unter dem Titel: *De Corcyraeorum  
 republica* scr. Guil. Conr. Arm. Muel-  
 lor, hieselbst in der Wandenhödt'schen Buch-  
 handlung 1835 erschienen ist (VIII u. 68 S. in  
 4.), eine recht fleißige und gründliche Bearbei-  
 tung erhalten. Einen Anfang von Untersuchun-  
 gen über die Alterthümer von Naxos enthält  
 eine hier erschienene typis Dieterichianis ge-  
 druckte Abhandlung: *Quaestiones Naxiae.*  
 Scr. Dr. Guil. Engel, Megapolitanus. 1835.  
 (63 S. 8.), die hauptsächlich den Dionysoscult  
 der Insel, mit einigen neuen und treffenden  
 Wahrnehmungen, ins Licht zu setzen sucht. Eine  
 schon ältere, aber wohl nicht sehr bekannt gewor-  
 dene Abhandlung über Lemnos, die zu Bres-  
 lau bey Leuckart erschienen ist: *Res Lemniae,*  
*scripsit Car. Rhode. Adiecta est Lemni*  
*tabula, descripta secundum Choiseulium.* 72  
 S. in 8., enthält zwar wenig eigenthümliche  
 Forschung, aber eine nützliche Zusammenstellung  
 und meist richtige Critik der bisherigen Behand-  
 lungen Lemnischer Alterthümer, der wir nur eine  
 leichtere und geschmackvollere Form wünschten.  
 Den Inseln an der Westküste Kleinasiens hat Hr  
 C. F. C. Zander, Prorector der Domschule bey  
 Rastenburg, eine besondere Aufmerksamkeit zuge-  
 wendet, und nach seiner früheren, in einem Pro-  
 gramme von 1827 bekannt gemachten Arbeit über  
 Lesbos, welche das rühmlich bekannt gewordene  
 Buch von Herrn Dr Plehn noch durch einige  
 mythologische und topographische Erörterungen  
 vervollständigt, später in einem anderen Pro-  
 gramme von Ostern 1831. (Hamburg gedruckt

ben H. Reffler) 'Beiträge zur Kunde der Insel Kos' (27 S. in 4.) herausgegeben, welche außer der Topographie die mythologischen und historischen Namen der Insel (besonders den der Meropis), alsdann die Bruchstücke der politischen Geschichte, so wie auch die literarischen Denkwürdigkeiten von Kos behandeln. Wir wollen hier nur einen Punct ausheben, der zugleich in die politische und literarische Geschichte einschlägt, um, wo möglich, die Meinung des Verfs darin zu berichtigen. Der Verf. nimmt an, daß der Tyrann von Kos, Kadmos, Sohn und Nachfolger des Skythes, zur Zeit des Aufstandes der Jonier gegen das Persische Reich (Ol. 71, 3/4 nach seiner Ansetzung) seine Herrschaft niederlegte, sich an die Samier angeschlossen, welche die Persische Knechtschaft flohen, und mit ihnen die Stadt Zankle in Sicilien einnahmen, wodurch der Tyrann von Zankle, Skythes, seines Besizes beraubt wurde, der nun nach Persien zum Dareios ging. Der Dichter Epicharm, den die Alten bald einen Koer, bald einen Samier, bald einen Sikelioten nennen, sey wahrscheinlich damals mit von Kos nach Sicilien gegangen. Hierbei ist angenommen, daß Kadmos Zankle mit den Samiern zugleich eingenommen habe; indeß besagen Herodot's Worte (K. οἴχeto ἐς Συρακὴν, ἔνθα μετὰ Σαρίων ἔσχε τε καὶ κατοίκησε πόλιν Ζάγκλην τὴν ἐς Μεσσηνίαν μεταβαλοῦσαν τὸ οὐνομα) nur dies, daß er einen Besiz in Zankle mit den Samiern zugleich erlangte, und wenn dies, wie es nach Herodot's Worten scheint, in die Zeit fällt, wo Zankle schon Messene hieß: so folgt schon von selbst, daß Kadmos nicht mit den Samiern Zankle besetzt haben kann, sondern erst, nachdem einige Jahre später Anaxilas die

Samier seiner Oberherrschaft unterworfen und den Namen der Stadt nach seinem Geschlechte in Messene verwandelt hatte. Auch dehnt die angebliche Rede des Theopilos unter den Hippokratrischen Briefen p. 1294. ed. Foes., die wenigstens keinen ungelehrten Verfasser hat, die Herrschaft des Kadmos in Kos über die Zeit des ersten Perserkrieges (Ol. 72, 3.) aus, und läßt ihn erst während Gelons Regierung (von Ol. 72, 2. an) nach Sicilien wandern. Da nun doch der Skythes, welcher Herrscher von Zankle war, und der Skythes, welcher als Vater des Zankländer Kadmos genannt wird, bey der Seltenheit des Namens kaum getrennt werden können: so bleibt immer die Ansicht des Perizonius die wahrscheinlichste, daß Skythes, der Herrscher von Zankle, als ihn die Samier von da vertrieben hatten, vom Großkönig Kos erhielt, obgleich er beym Könige am Hofe lebte, und daß sein Sohn Kadmos ihm in der Herrschaft von Kos succedirte (Herod. VII, 164.), aber sie nach einigen Jahren niederlegte, da er nach einem Vertrage mit den gegenwärtigen Besitzern von Zankle (unter Anaxilas Herrschaft) um Ol. 73. zwar nicht die Herrschaft, aber doch sein Erbgut in der Heimath wieder erlangen konnte, bey welcher Wanderung nach Sicilien Epicharm den Kadmos begleitet haben muß. Uebrigens setzt der Verf. bey dieser Untersuchung nicht den richtigen Zeitpunkt für die Wanderung der Samier, die nur kurze Zeit auf die Eroberung von Milet nach Herodot gefolgt seyn kann; für diese aber steht durch Thucyd. IV, 102., vgl. mit Herod. V, 126., fest, daß sie nicht später als Ol. 70, 3. v. Chr. 498 gesetzt werden darf. Umgekehrt setzt Hr. Grynar de Doriensium comoedia quaestt. p. 183. die

Kunft der Samier in Zankle und Vertreibung des Skythes zu zeitig Ol. 70, 1., und glaubt, daß Kadmos, Skythes Sohn, sehr bald hernach nach Zankle zurückgekommen sey, und diese Stadt schon 71, 3., als Anaxilas sich ihrer bemächtigte, verlassen habe — wo er nach genauerer Berechnung kaum in Zankle angelangt seyn kann. Diese Meinung beruht auf einer zu streng genommenen Stelle des Thukydides, welche zu besagen scheint, daß Anaxilas die Samier ganz aus Zankle vertrieb, während man doch durch andere Gründe, namentlich auch numismatische, genöthigt wird anzunehmen, daß Zankle auch als Messene seine Samische Bevölkerung behielt, worüber wir der Kürze wegen auf diese gel. Anz. 1830, S. 380 f. verweisen.

Unter allen Inseln an dieser Küste hat keine eine reichere Mythologie und Geschichte als Rhodos, daher wir uns freuen müssen, daß ein so kenntnißreicher und umsichtiger Gelehrter, wie Hr M. W. Hefster, Prorector am Gymnasium zu Brandenburg, sie zum Gegenstande gründlicher Untersuchungen gemacht hat. Bis jetzt sind es die Geographie und die Götterdienste der Insel, welche Hr Hefster bearbeitet hat; die erstere in zwey Programmen von Ostern 1827 u. 1831, von denen das eine die allgemeine, das andere die specielle Geographie der Insel behandelt, die anderen in einem aus drey Heften bestehenden Werke, welches zu Herbst bey G. A. Kummer unter dem Titel: Die Götterdienste auf Rhodos im Alterthume, dargestellt von M. W. Hefster, erschienen (H. I. 1827. XVI und 30 S. H. II: 1829. XII u. 196 S. H. III. 1833. XII u. 88 S. in 8.). Das erste Heft über den Heraklesdienst zu Lindos ist in diesen

Blättern 1829. St. 42. angezeigt worden; jedoch bitten wir unsere Leser, zur Ergänzung der Forschungen des Verfs noch die sehr kundige und gedankenreiche Recension in der Hallischen Allg. Lit. Zeit. von 1834. Erg. St. 111 ff. über das ganze Werk zu vergleichen, wo insbesondere nachgewiesen wird, daß die eigenthümlichen Fluchgebräuche des Eindischen Heraklesdienstes aus Doris am Delta und der Nachbarlandschaft Dryopis herkommen. Das zweite Heft behandelt sehr ausführlich den Dienst der Eindischen Athena, den er — ungeachtet er die Ueberlieferung von der Aegyptischen Abkunft des Danaos vertheidigt — doch nicht für den Neith-Dienst von Saïs, sondern für einen Zweig des echt Hellenischen Dienstes der Pallas erkennt, in der er eine Verkörperung des Begriffs der σοφία sieht. Hierbei muß aber, was die Bedeutung des Danaos anlangt, die wesentliche Modification der Ansicht des Verfs im Vorworte zum dritten Hefte verglichen werden. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß auch in Rhodos, wie in Athen, die Pallas Vorsteherin des Olivenbaus war, wie ein von der Akropolis von Lindos herstammendes Epigramm (Anthol. Pal. XV, 11.) bezeugt, in dem indeß auch nach Jacobs und unsers Verfs Bemühungen noch Manches zu erklären und zu verbessern bleibt. Was insbesondere das Distichon anlangt: *Ἀνδρῶν γὰρ τόδ' ἐστι λαὸν Ἀθηναίων πόρε Νηρεὺς Ἀγλαόχαρτος, ἑὼν νειμάμενος κτεάνων*: so kann doch der Meergott Nereus schwerlich der Athena diesen Olivengarten bey ihrem Heiligtume (denn ein solcher ist nach dem Zusammenhange der Stelle gemeint) von seiner Habe zugetheilt und geweiht haben: sondern es ist offenbar für Νηρεὺς Νηρεὺς zu setzen und der my-

thische König des benachbarten Inselchen Syme zu verstehen, den sich auch wohl die Rhodier eignen konnten, der Sohn des Charops und der Charis Aglaia, wohin das auffallende Epitheton ἀγλαόχαρτος zielt. Die Sammlung der Notizen über die übrigen Götterdienste ist sehr sorgfältig gemacht, wir vermissen darin nur die den Dionysos betreffende Nachricht des Hesychius, daß die Rhodier ein Fest Pankladia (παγκλάδια, nach Balesius Verbesserung für παγλάδια, von κλάδος, κλαδένω) feyerten, wenn der Weinstock geschnitten wurde. Für den Dionysos, den Helios und den Panstdienst auf Rhodos, wird dem Bf. die große Urkunde ein sehr erfreulicher Beytrag seyn, welche im archäol. Intelligenzblatte der Hallischen Allg. Lit. Z. 1834. № 32. (3.) von Hn Dr Kellermann, und im Bulletino dell' Instituto di corr. arch. 1834. p. 215 ff. von Hn Dr Franz herausgegeben und commentiert ist, in der von den Ehrenbezeugungen Meldung geschieht, die einem Alexandriner Dionysios von drey gottesdienstlichen Collegien in Rhodos, den Dionysiasen, den Paniasen und den Haliasen und Haliaden (Berehrern des Helios und angeblichen Nachkommen der alten Sonnensöhne von Rhodos) erwiesen werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1837.

Göttingen.

Beschluß der Anzeige der Bearbeitung von  
Griechischen Specialgeschichten.

Außer anderen Dingen lernt man daraus,  
daß auch in Rhodos, wie auf dem Parnas und  
in Lesbos, ein trieterischer Dionysosdienst bestand,  
und daß der Kranz der Weißpappel, λευκαίας  
στεφάνος, auch bey den Haliaften und Pania-  
sten gebräuchlich war, was mit dazu beiträgt,  
den Scherz des Komikers Eysippos (nicht Leukipa-  
pos) über den ἀλιανός στεφάνος der Rhodier  
(s. Nöke im Rhein. Mus. für Philol. I. S.  
57. 158.) zu erläutern.

Die Städte an der Thrakischen Küste  
anlangend, ist die Gründungsgeschichte von By-  
zanz nebst den sich daran knüpfenden Mythen  
mit Einsicht und Sorgfalt erläutert worden in  
einer zu Breslau herausgekommenen Doctor-  
Dissertation de origine Byzantii, quam

[21]

— publ. defendet auctor Alex. Falk. 1829. 8. 38 S. 8., nebst einer Karte des alten Byzanz und des Keratinischen Meerbusens in dem Zustande vor Septim Sever. Eine weit umfassendere Arbeit über das alte Thessalonich hat Hr Prof. Tafel in der Form eines academischen Programms unter dem Titel: *Historia Thessalonicae res gestas usque ad annum Christi DCCCCIV complectens* scr. Theoph. Luc. Fr. Tafel. Tubingae typys Hopferi de l'Orme. 1835. 72 S. 4. bekannt gemacht. Die Hauptabsicht dieses Werks ist, Licht in die dunkeln Zeiten der Slavischen Herrschaft in Makedonien zu verbreiten; daher der Verf. bey den alten Zeiten von Thessa- ma oder (seit Kassander) Thessalonika kürzer ver- weilt, aber die Verhältnisse der Stadt als ci- vitas libera unter den Römern ausführlicher er- örtert, und von dem Zustande der christlichen Kirche daselbst seit dem Martyrium des S. De- metrius (nach 306 v. Chr.), mit welchem erst die genaueren Nachrichten über das Christenthum in Thessalonich anfangen, möglichst zuverlässige Kunde gibt, besonders aber die Zustände nach der Völkerwanderung und die durch das Vor- bringen der Slaven (von 551 an) herbey geführ- ten Bedrängnisse der Stadt ausführlich erörtert. Herr Prof. Tafel beschreibt sechs verschiedene An- griffe dieser Slavinen auf Thessalonike, vom Ende des sechsten Jahrhunderts an bis um die Mitte des achten, von denen der letzte indeß mehr von den Bulgaren ausging — und zwar nach einer Quelle, die man kaum für so reich an genauen historischen Notizen gehalten hätte, dem Leben des S. Demetrius in den *Actis San- ctor.* Octobr. VIII., indem nämlich die Thessa-

lonischer alle Hülfe und Rettung in Kriegsdrangsalen durchgängig an wunderbare Thaten des H. Demetrios anknüpfen. So zeigen sich also auch hier (wie bey Antiochia) die älteren und gelehrteren Lebensbeschreibungen von Heiligen der Griechischen Kirche als eine noch sehr wenig ausgeschöpfte Fundgrube für Specialgeschichte und Topographie des oströmischen Mittelalters. Die Byzantinische Hof- und Reichsgeschichte meldet von diesen Dingen nichts, und überläßt es der kirchlichen Ueberlieferung, das Andenken jener traurigen Zeiten zu erhalten, wie auch damals allein die christliche Kirche dem äußerlich fast ganz aus einander gesprengten, zerbröckelten Reiche von Byzanz Zusammenhalt und neue Kraft geben konnte — durch diese bössische Historiographie erfahren wir dagegen, daß Konstantins V., Kopronymos, im J. 788, die Sklavinien-Cantons (Σκλαβινίαι) in Macedonien — d. h. in den unteren ebeneren Gegenden, denn die im oberen, gebirgigen Lande blieben noch lange frey — dem Byzantinischen Reiche unterthänig machte, und Konstantin VII., PorphYROgennetos, 782 u. 783 auch die Sklavinien in Thessalien und weiter südwärts zu unterjochen begann. — Wir freuen uns aus einer brieflichen Mittheilung des Verfs beyfügen zu können, daß die am Ende der vorliegenden Abhandlung versprochene geographische Erörterung, eine descriptio urbis agrique Thessalonicensis, auch beynahe vollendet, und darin den Bauresten aus alter und mittlerer Zeit, namentlich den Gebäuden des christlichen Cultus, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und deren Geschichte aus allen irgend zugänglichen Quellen hervor gezogen ist. Nur auf diese Weise kann die noch immer mannigfaltiger Untersu-

Mung bedürftige Geschichte der Architektur in dem sinkenden Alterthume und früheren Mittelalter in ein vollständigeres Licht gerückt werden.

Unter den Griechischen Colonien an der Nordküste Kleinasien's sind zwey der bedeutendsten in verdienstlichen Monographien behandelt worden. Die eine Schrift, welche zu Brandenburg in officina J. J. Wiesikii gedruckt ist, führt den Titel: *De rebus Heraclaeae Ponti libri VI. Specimen primum.* Scr. H. L. Polsberw, Phil. Dr. 89 S. 8. Die Sagen und Geschichten dieses Heraclaea's haben bekanntlich im Alterthume so viele Bearbeiter gefunden, wie Herodorus, Nymphis, Protharchidas, Demetrius Callistratus, Memnon, Timagenes, und es ist so Manches davon durch mittelbare Quellen auf unsere Zeit gekommen, daß nach der schätzbaren Fragmentsammlung der Heraclaeotischen Historiker von J. Conr. Drelli der Versuch, ein Ganzes daraus zu bilden, wohl an seiner Stelle war. Dies hat Hr Polsberw mit gründlichem Studium der Quellen und vorsichtiger Benützung der neueren Hülfsmittel in bündiger Darstellung gethan, und in diesem ersten Specimen zunächst die äußere Geschichte bis zum Tode des Königs Eysimachos in Verbindung mit dem Staatswesen ins Auge gefaßt, mit der Absicht, in einer Fortsetzung dieser Untersuchungen — die indeß unsers Wissens noch nicht erschienen ist — das Topographische, die Götter, Dienste und Mythen, den Handel und die Colonien, Sitte, Kunst und Literatur gleichmäßig zu berücksichtigen. Der Unterz. hebt nur einen Punkt zur näheren Erwägung hervor, nämlich die Eintheilung des Volks in die Hunderte oder *Hebatesis*, wovon wir durch eine Stelle des

Taktikres. Aelianos, Poliork. 11., unterrichtet sind. In Heraklea, liest man dort, waren drey Phylen und vier Hekatoistys; die Volksführer aber beredeten die Versammlung, sechzig Hekatoistys zu machen, um die Reichen, die der Demokratie abgeneigt waren, aus einander zu reißen und zu vereinzeln. Der Verf. ist hierbey im Ganzen der Meinung, für die sich auch der Unterz. früher ausgesprochen, daß anstatt vier eine durch drey theilbare Zahl, etwa 24 oder 30, durch Ergänzung oder Aenderung einer Ziffer zu setzen sey: allein genauer betrachtet genügt die bloße Vermehrung der Zahl der Hekatoistys doch nicht, um die Reichen, wie Aelian sagt, in der Masse des Volks zu zerstreuen, da dadurch immer nur die Zahl der Reichen in jeder Hekatoistys etwa auf die Hälfte herab gesetzt worden wäre; sondern die neue Hekatoistys-Eintheilung muß gar nicht auf einer Subdivision der früheren, sondern auf einem ganz andern Principe beruhen. Dies erreicht man, wenn man nach einem Vorschlage von Hn Prof. Göttling bey der Angabe der älteren Eintheilung τεσσαράων ἐν ἑκάστῃ ἑκατοστῶν schreibt; dann werden offenbar die vier Hekatoistys als Theile der Phylen den sechzig Hekatoistys, in die das ganze Volk, ohne Rücksicht auf die früheren Phylen, getheilt wurde, entgegen gesetzt. Zugleich aber folgt aus dieser Entwicklung, daß die drey Phylen nicht die ganz gleich berechtigten Dorischen Stämme, wie der Verf. annimmt, gewesen seyn können, indem in diesen die Reichen schon gleichmäßig vertheilt gewesen wären, sondern daß es Phylen waren, wie wir sie in manchen Colonien, namentlich in Kyrene, finden, worin die ersten Colonisten und großen Grundbesitzer von den

späteren Zuwanderern und Neubürgern geschieden waren.

Die andere hierher gehörende Monographie ist zu Berlin bey Lp. Chr. Fr. Enslin erschienen, und führt den Titel: *Cyzicus und sein Gebiet*. Drey Bücher von J. Marquardt, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Mit einer Charte. 1836. VIII u. 183 S. Diese Schrift gehört zu den sorgfältigsten, vollendetsten, befriedigendsten Arbeiten, die wir in diesem Fache besitzen. Sie zerfällt in drey Bücher, von denen das erste die physische Geographie des Gebiets von Kyzikos, das zweyte die Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Alterthums, nebst einigen Notizen aus dem Mittelalter, das dritte den sehr merkwürdigen Götterdienst der Kyziker, ihre Kunstübung und die Literatur in und über Kyzikos umfaßt. Die Topographie der Halbinsel von Kyzikos und der Stadt selbst verlangt noch genauere Nachforschungen an Ort und Stelle; von neueren Reisenden hätte der Verf. außer den benutzten noch Renouard des Buffières *Lettres sur l'Orient*. I, p. 165. pl. 11. zu Hülfe nehmen können. Die älteste Geschichte von Kyzikos wird ohne Sucht nach neuen Entdeckungen, aber, wie es dem Unterz. scheint, mit Critik und Umsicht erörtert; die Geschichte von Kyzikos wird durch die verschiedenen Perioden mit genauer Kenntniß der gleichzeitigen Zustände Kleinasien's durchgeführt und von dem Puncte der einzelnen Stadt auf die noch wenig durchforschte Geschichte des ganzen Landes mancher eindringende Blick geworfen. So beleuchtet der Verf. S. 51 f. die sonst wenig bemerkte Erweiterung des Lydischen Reiches gegen den Hellespont hin, als die Lyder unter

Syges über Abydos disponierten, das nördliche Mysien einnahmen, Daskyleion, die nachmalige Satrapen-Residenz, gründeten, die offenbar Syges nach seinem Vater Daskyles benannt hat. An die Gegend des Adramyttinischen Meerbusens, wo ein Bruder des Krösos eine eigene Herrschaft gehabt hatte, knüpfte sich der Name Lydien ganz besonders, daher Skylax und Xenophon hier ein eigenes, von dem übrigen getrenntes Lydien kennen. Das Aufblühen von Kyzikos datiert der Verf. von der Zeit des Antalkidischen Friedens, wodurch Jonien gesunken und der Ionische Handel auf Kyzikos übergegangen sey; der Unterz. glaubt aber vielmehr darthun zu können, daß Jonien durch jenen Frieden in materieller Hinsicht gewonnen; und daß der Handel von Kyzikos weit älter ist, sieht man daraus, daß seine Goldmünzen, die Kyzikener, in Attischen Inschriften vor Cutilides und, nach Sestini, in noch erhaltenen sehr alterthümlichen Exemplaren, vorkommen. Von dieser Handelsblüthe ist die Freiheit und Macht von Kyzikos in der letztern Zeit des Perserreichs nur eine Nachwirkung.

Wir versagen es uns, die sehr interessante Geschichte von Kyzikos, dieser Schwester von Rhodos in kluger Politik und herzhafter Freiheitsliebe, weiter zu verfolgen, um an dieser Stelle auch noch den Fortgang der Untersuchungen über Tarent zu erwähnen, welche Stadt in Großgriechenland ein anderer jüngerer Gelehrter, Hr Dr Lorenz (gegenwärtig Oberlehrer am Gymnasium zu Cleve) sich zu sorgfältiger Pflege erlesen hat. Bis jetzt sind drey Abtheilungen dieses Werkes heraus gekommen, zuerst in Berlin bey Bogler: *De origine veterum Tarentinorum. Disquisitio philolo-*

gica. Scr. Dr. Rudolphus Lorentz, Berolinensis. IV u. 52 S. in 8., worin die merkwürdigen Ueberlieferungen über Tarents Gründung mit eindringender Kenntniß der Griechischen Sagensgeschichte erklärt werden; dann als Programm bey der 290sten Jahresseyer der Einweihung der Schola Portensis, aber auch durch den Buchhandel von Bagel zu Leipzig verbreitet: *De civitate veterum Tarentinorum*, scr. R. Lorentz, Phil. Dr. 45 S. 4., eine sehr gelehrte Sammlung der Nachrichten über Ackerbau, Industrie und Handel, woben auch das Münzsystem Großgriechenlands behandelt wird (über das wir indeß bald neuen umfassenden Aufklärungen entgegen sehen), über Sitte und tägliche Lebensweise der üppigen Tarentiner, über die Verfassung in ihren Uebergängen von einer Monarchie und Aristocratie in alt-lakedämonischer Weise durch verschiedene Mittelstufen zu entschiedener Demokratie, so wie die auswärtigen Verhältnisse und die Heereseinrichtung der Tarentiner; endlich als Programm des Gymnasiums zu Cleve, zu Elberfeld bey H. Büschler: *De rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum*, scr. R. L., Ph. Dr. 31 S., eine gedrängte Zusammenstellung aller Götter- und Heroenculte, die in Tarent nachzuweisen sind, so wie aller Spuren eigenthümlicher Kunstübung, von der die Rhintonischen Possenspiele das hervorstechendste Erzeugniß sind. Wir begnügen uns hier mit dieser kurzen Uebersicht, da eine umständlichere Nachricht von diesen Abhandlungen schon in unsern gel. Anz. 1828. St. 149. und 1836. St. 194. gegeben ist, und drücken nur noch den Wunsch aus, daß der Verf. diese Arbeiten noch über die fehlenden Partieen

der Topographie und Geschichte Larents ausdehnen und als ein vollständiges Werk dem Publicum vorlegen möge. — Ueber den Abriß der Geschichte von Metapont in dem Prachtwerke des Herzog von Lannes, vgl. diese gel. Anz. 1836. St. 36.

Ueber die Griechischen Städte Siciliens liegt uns seit der Schrift von Reinganum über Selinus (gel. Anz. 1829. St. 42.) kein neues Werk vor. Die fleißigen und gründlichen, wiewohl etwas schwerfälligen Untersuchungen von Dr. F. Fr. Ebert zu Königsberg über die Alterthümer und Götterdienste Siciliens (Dissertationes Siculae. T. I. 1825. Σικελίων Vol. I. P. I. 1830.) sind leider durch den Tod dieses Gelehrten abgebrochen worden. Eine auf unserer Universität zur Erlangung der philos. Doctorwürde geschriebene Abhandlung: De Dionysio priori Siculorum tyranno — scr. Guil. Schweckendieck. Gott. 1832. 50 S. 8. beschränkt sich auf eine zwar kurze, aber fleißig gearbeitete Darstellung der Regierungsgeschichte dieses in mancher Art sehr ausgezeichneten und um die Selbständigkeit der Sicilischen Hellenen sehr verdienten Herrschers.

Wir können diese Uebersicht über die neuesten Leistungen in der Griechischen Specialgeschichte nicht schließen, ohne noch eines uns eben zugekommenen Werkes zu gedenken, wiewohl es nicht einen einzelnen Staat, sondern nur eine einzelne Begebenheit der mythischen Zeit behandelt. Wir meinen die in Stuttgart und Augsburg bey Cotta erschienene Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Ortechenlands und Trojas. Ein historischer Versuch von Joh. Ussold, Professor am königl.

Bayer. Gymnasium zu Straubing. XXX und 352 S. 8. Niemand darf befürchten, in diesem Buche eine pragmatifizierende Geschichte des Trojanischen Krieges nach Diktys und Dares Weise zu finden; der Verf. ist so weit entfernt, daß er die mythische Begebenheit des Trojanischen Krieges ganz aufhebt, und in den Zerstörern Trojas Schaaren aus Thessalien sieht, die durch die Thesprotischen Thessaler vertrieben, durch die so genannte Aeolische Colonie nach der Gegend von Troja gelangten, welchen Satz er durch verschiedene scharfsinnig ausgeführte Gründe zu erhärten sucht. Der Ref. verkennet gewiß nicht, daß diese Züge und Niederlassungen auf die Ausbildung der Sage von Troja großen Einfluß gehabt haben mögen, aber er kann dem Vf. nicht folgen, wenn dieser in den Anachronismen der Homerischen Gedichte, insbesondere in den Vermischungen verschiedener Zeiten, die der Katalog enthält, Beweise für das spätere Datum des Troerkrieges sucht, und insbesondere die Stelle des Pindar von den ersten und vierten Entfeln des Aeakos, welche Troja einzunehmen bestimmt seyen (Ol. VIII.), als einen Hauptbeweis für dieselbe Annahme hinstellt. Denn Pindar kann nach dem Zusammenhange der Stelle eben so wenig andere Helden meinen, als Telamon und Neoptolemos, als er in seinem Stammbaume der Aeakiden von der allgemein angenommenen Sage abweichen kann; er vermischt in der Stelle nur verschiedene Zählungsweisen, indem er das erste Glied der Genealogie, den Aeakos selbst, das einemahl mitzählt, das anderemahl nicht. Dieselbe Verbindung der verschiedenen Arten zu zählen, kommt auch sonst bey den Griechen, namentlich in den Vermessungen der Hera-

flischen Tafeln vor. Der Unterz. meint, daß der Verf., bey seinem unverkennbaren Scharfsinne und den tiefen Blicken, die er hin und wieder in das Wesen der Sage thut, sich der Ueberlieferung nicht gleich von Anfang an so polemisch gegenüber stellen, sondern die durchlaufenden Fäden, gleichviel ob historische oder ideelle, erst mit Sorgfalt verfolgen und festhalten sollte. Man wird seiner Ueberzeugung nach immer mehr darauf zurückkommen, gewisse Grundfäden der wirklich alten Sagengeschichte, die sich an feste locale Erinnerungen knüpfen, für echt gelten zu lassen, wie z. B. die Existenz eines alten, nicht unbedeutenden Reichs in der Siphylene und die Herkunft des Pelopiden-Geschlechts von da, welche der Verf. verwirft, an den colossalen Baustrümmern, namentlich den gewölbten Kammern oder Thesauren von derselben Art, wie die des Atreus und seiner Söhne zu Mykenä, welche Lezrier neuerlich am Siphylon entdeckt hat (*Journal Asiatique*. S. III. T. I. N<sup>o</sup> IV. p. 414.) eine sehr bedeutende Unterstützung gewonnen hat. Von den sechs Beylagen scheinen die über die Bedeutung der Helena als Göttin und die Uebersicht der Geschichte der Teukrer dem Unterz. besonders wohlgelungene Forschungen zu enthalten. Uns über die mythologischen Grundsätze mit dem Vf. zu verständigen, würde ein weiteres Ausholen nöthig machen, als an dieser Stelle angebracht wäre; von mancher Annahme, wie der weiten Verbreitung der Thraker an allen Orten, den Thrakern-Strußkern und m. d. A., meint der Ref., daß der weitere Verfolg des Studiums einen so unbefangenen forschenden Gelehrten von selbst zurück bringen werde.

Schließlich empfiehlt Unterz. denen, die eine

Grundlage für das genauere Studium der Griechischen Geschichte suchen, als eine sehr vollständige chronologische Uebersicht aller Zeiträume des Hellenischen Volks, mit sorgfältiger Angabe der Quellen, und kurzer, aber wohl durchdachter Zusammenfassung der Ergebnisse der neueren Studien, die 'Zeittafeln der Griechischen Geschichte als Grundlage des Vortrags in höheren Gymnasialklassen, mit beständiger Beziehung auf die Quellen. Von Carl Peter, Dr der Phil. und Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle' (gegenwärtig Director des Gymnasiums zu Weinungen), welche zu Halle im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses, 92 S. in 4. stark, erschienen sind.

K. D. M.

## B e r l i n.

Bey Dunder und Humblot: System der analytischen Geometrie, auf neue Betrachtungsweisen gegründet und insbesondere eine ausführliche Theorie der Curven dritter Ordnung enthaltend. Von Dr Julius Plücker, ordentl. Prof. der Mathematik u. 292 S. in 4. 1835.

Der Verf., dem die analytische Geometrie bereits die wichtigsten Bereicherungen verdankt, hat auch in diesem Werke wieder ganz neue Gesichtspuncte eröffnet, und eine große Menge neuer Wahrheiten entwickelt. Wir begnügen uns hier damit, nur im Allgemeinen den Inhalt dieses Werkes anzugeben, da jeder, den die Fortschritte der analytischen Geometrie interessieren, ein gründliches Studium desselben nicht unterlassen wird. Der Verf. beginnt mit der Untersuchung der

Punct-Coordinaten, und bestimmt zunächst alle möglichen Systeme solcher Coordinaten, bey welchen die Gleichung einer Geraden vom ersten Grade ist. Die leitende Idee besteht darin, daß man statt der zwey gewöhnlichen Coordinaten beliebige Functionen derselben als Coordinaten betrachtet und für sich construirt. Durch Hülfe von acht unbestimmten Coefficienten kann man alle Systeme linearer Punct-Coordinaten umfassen, so daß eine und dieselbe Gleichung zwischen den zwey als Coordinaten betrachteten Functionen nicht bloß einen einzigen Satz, sondern alle möglichen Sätze enthält, die sich aus einem derselben durch lineare Umformungen ergeben. Auf ähnliche Weise werden hierauf die Coordinaten der geraden Linien behandelt, und alle möglichen Systeme linearer Linien-Coordinaten bestimmt. Der Verf. zeigt alsdann, wie die verschiedenen Gesichtspuncte, aus welchen man in neuerer Zeit die analytische Geometrie betrachtet hat, mit den allgemeinen Coordinatenbestimmungen zusammenhängen und aus ihnen abgeleitet werden können. Er betrachtet in dieser Beziehung besonders Carnot's fruchtbare Theorie der Transversalen, die hier als ein Corollarium der allgemeinen Punct-Coordinatenbestimmung erscheint; dann das von Moebius eingeführte Princip der Collineation, und das Princip der Reciprocität. Der zweyte Abschnitt ist der Betrachtung der Curven zweyter Ordnung und zweyter Classe gewidmet. Die Grundlage der Untersuchung besteht darin, daß die allgemeine Gleichung des zweyten Grades zwischen zwey Veränderlichen auf die Form  $pq + a = 0$  zurück gebracht wird, wo  $a$  eine constante Größe ist,  $p$  und  $q$  aber lineare Functionen der beiden Veränderlichen sind. Je nachdem

man nämlich den beiden Functionen  $p$  und  $q$  eine andere Coordinatenbedeutung beylegt, so erhält die Gleichung  $pq + a = 0$  eine andere geometrische Bedeutung, so daß dieselbe jedesmahl die Aussage einer neuen characteristischen und allgemeinen Eigenschaft der Curven zweyter Ordnung enthält. Die ganze Discussion dieser Curven liegt, wie sich der Verf. ausdrückt, darin, daß man einer einzigen einfachen Gleichung eine verschiedenfache Deutung gibt, während man, nach der gewöhnlichen Art zu verfahren, die Form der Gleichung ändert, indem man entweder dieselben Coordinaten beybehält, oder dieselben, nach ganz speciellen Voraussetzungen, in andere verwandelt, und dann jede neue Form, zu welcher man auf dem Wege der Rechnung gelangt ist, geometrisch interpretiert. In das Einzelne können wir dem Verf. nicht folgen, und wollen nur noch auf die allgemeine Tangententheorie in §. 147. aufmerksam machen. Den größten und wichtigsten Theil des Werkes bildet der dritte Abschnitt, der eine Untersuchung über die Curven dritter Ordnung enthält. Der Vf. beginnt hier auf ähnliche Weise, wie bey den Curven zweyter Ordnung damit, daß er zeigt, wie die allgemeine Gleichung des dritten Grades zwischen zwey Veränderlichen immer, besondere Ausnahmefälle abgerechnet, auf die Form  $pqr + as = 0$  gebracht werden kann, wo  $p$ ,  $q$ ,  $r$  und  $a$  lineare Functionen der zwey Veränderlichen bedeuten und  $s$  eine unbestimmte Constante ist, so daß die linearen Factoren des ersten Gliedes alle drey reell oder zwey derselben imaginär sind, jedoch so, daß ihr Product reell bleibt. Außerdem gibt es noch fünf Ausnahmefälle, in welchen die Gleichung eine andere als die angegebene Form annehmen

muß. Aus der angegebenen Form folgt sogleich der zuerst von Poncelet angegebene Satz, daß eine Curve dritter Ordnung von ihren drey Asymptoten in drey Punkten geschnitten wird, die in gerader Linie liegen. Vermittelt der drey Asymptoten und der Linie, die durch die drey Durchschnittspunkte der Curve mit den Asymptoten geht, kann man, sobald noch irgend ein Punkt der krummen Linie gegeben ist, beliebig viele Punkte der Curve auf dieselbe einfache Weise finden, wie es bey der Hyperbel der Fall ist, wenn die zwey Asymptoten und ein beliebiger Punkt gegeben sind. Die weiteren Entwicklungen, unter denen besonders die Untersuchungen über Doppelpunkte und Rückkehrpunkte wichtig sind, müssen wir übergehen, und bemerken nur noch, daß der Verf. an diese Betrachtungen die Eintheilung der Curven dritter Ordnung in verschiedene Arten anknüpft, eine bekanntlich sehr schwierige Untersuchung, die bisher noch nicht vollständig ins Reine gebracht war, er zählt 219 Arten. So wie die allgemeine Gleichung des dritten Grades durch die Form  $pqr + as = 0$  ausgedrückt werden kann, so kann sie auch unter der Form  $pqr + as^2$ , oder  $pqr + as^3$  darge stellt werden. Diese neuen Formen führen aber wieder, wie der Verf. zeigt, sehr leicht zu einer Menge interessanter Sätze. Zuletzt erklärt der Verf. noch aus geometrischen Gründen die Thatsache, die bisher noch ganz unerklärbar geblieben war, daß, wenn man für eine Curve der  $n$ ten Ordnung die Polarcurve, und für diese wieder die Polarcurve bestimmt, der Grad der Gleichung der letzteren Curve von dem  $n(n-1)$  [ $n(n-1) - 1$ ] auf den  $n$ ten herabsinkt.

## H e l m s t ä d t.

Bev Zeugart: die religiös-sittliche Bildung auf Gymnasien. Vom Subconrector Dr Schütte in Helmstädt. 1836. 27 S. in Quart.

Während neuerdings von manchen Seiten auf völlige Trennung der Schule und Kirche angetragen wird, hören wir hier von einem erfahrenen und verdienten Schulmanne in einer Gelegenheitschrift gerade das Gegentheil fordern, und die religiöse Bildung der Gymnasialjugend als Grundlage der ganzen Bildung aufstellen. Es sind zeitgemäße, beherzigungswerthe Worte, womit er den Mangel unserer Jugendbildung in einer überwiegenden Verstandescultur, und vernachlässigten Anregung des religiösen Moments nachweist, und Vorschläge zur Abstellung solcher Mängel macht. Er verlangt nicht nur einen gediegenes Religionsunterricht, sondern auch Wiederherstellung der in früherer Zeit so segensvollen Andachtsübungen mit der versammelten Schule, innigeren Anschluß des Schülerlebens an die kirchlichen Formen, Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, Theilnahme am Abendmahle ic. Mit großem Vergnügen hört man die Sache des Christenthums hier warm und beredt vor jugendlichen Kreisen vertreten, von denen ja die Wiedergesundung unserer Zeit ausgehen muß. Des Hn Vfs Standpunct ist der der Fries'schen Speculation, womit, wenn auch in diesen Bogen kein Eingehen in die positiven Sätze des Evangeliums, doch eine sehr ansprechende religiöse Begeisterung, verbunden ist.

R—g.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1837.

St. Petersburg.

Von dort erhalten wir die folgenden Bände der Abhandlungen der Kaiserl. Academie der Wissenschaften; von denen jeder indeß nur Eine ausführliche Abhandlung enthält, die bey ihrem Umfange nicht sofort eines Auszugs fähig sind, weshalb wir uns vorläufig mit der Inhaltsanzeige begnügen müssen.

Mémoires de l'Académie Impériale de St. Petersbourg. VI. Série: Sciences mathématiques, physiques et naturelles T. IV. Seconde partie, Sciences naturelles T. VI. 4. 93 S. Essai sur les ossements fossiles du Bord du lac de Burtneck en Livonie par Monsieur Parrot.

Mémoires etc. Sciences naturelles Tome II. Livrason première. 91 S.

Graminum Supplementa in hisce

[22]

actis a se editorum addit, C. B. Trinius.

Mémoires etc. VI. Série, Tome troisième, Liv. 2. 1. 3. II

Expédition de Timur-Link contre Toktamäsch Khan an 1391 de notre Ere Chr. par M. Chamoy. 505 S. Der arabishe Text mit französischer Uebersetzung.

Mémoires etc. VI. Série, Sciences Politiques, Histoire, Philologie, 122 S.

Das Sanscritverbum im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Gesichtspuncte der classischen Philologie, dargestellt von Friedr. Graefe.

Mémoires etc. VI. Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome troisième.

Le Télégraphe, basé en tous points sur les principes de la physique; 240 — 340 Seiten.

### B e r l i n.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band 1835. XX u. 516 Seiten. Zweyter Band 1836. 575 S., Dritter Band 1836. 512 S. in 8. (bey Duncker und Humblot).

Obiges Werk bildet den zweyten Theil von Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert und beruht gleich dem vorangegangenen zum größeren Theile auf Forschungen und bisher wenig benutzten Handschriften. Die K. K. Hofbibliothek, so

wie das Archiv zu Wien, hien zu dem Reich ihre reiche Sammlung von Gesandtschaftsberichten, Chroniken und Tagebüchern; die Schätze von San Marco lieferten gehaltreiche Beiträge; nicht minder die Sammlung von Relationen, welche sich in denselben ängstlich bewachten Vatican und in den Bibliotheken großer römischer Geschlechter fanden. Die Menge der Quellen, welche der Scharfblick des Verfassers aufzufinden mußte, mußten allerdings den inneren Gehalt der Arbeit mehren; aber ihre Anordnung und Zusammenstellung, die rasche Critik und Auswahl in der Benutzung, welche sie erforderte, möchten Wenige mit einer ähnlichen Sicherheit und diesem klaren, ruhigen Bewußtseyn der Kräfte, über die man zu gebieten hat, zu treffen im Stande seyn. Man kennt die kurze, schlagende Beweisführung des Verfs., seine Gewandtheit, häufig mit wenigen kurzen Strichen die Signatur einer Zeit zu geben, welche uns ein ins Detail ausgeführtes Gemälde keinesweges immer bietet. Die vor einer Reihe von Jahren begonnenen Studien über Fürsten und Völker des südlichen Europas gaben eine treffliche Grundlage für das vorliegende Werk, welches 'den Zeitraum einer erneuerten kirchlich-weltlichen Macht, ihre Verjüngung und innere Ausbildung, ihren Fortschritt und Verfall in Umrissen darstellen soll.' Soll diese letztere Bezeichnung gültig seyn, so bleibe uns wenigstens der Zusatz vergönnt, daß diese Umrisse so zart und sauber und doch wieder so stark und bestimmt schattiert sind, daß es schwer halten möchte, durch Glanz und Farbe einen treueren Effect hervor zu rufen.

Das Werk zerfällt in Bücher, welche wiederum mitunter in Kapitel getheilt sind.

Das erste Buch des ersten Bandes ist von

Einsetzung bestimmt. Wir sehen die Lehre des Christenthums das römische Weltreich durchdringen, und in der sinkenden Capitale, wo die meisten Märtyrer geblutet, eine große patriarchale Autorität sich heben. Die Päpste verstehen frühzeitig ihre Stellung, indem sie sich vom Osten loslagern, um ihr Ansehen im Westen zu gründen. Es geschieht, indem Pipin die Schlüssel der eroberten Städte des Exarchats auf den Altar von St. Peter niederlegt und sein großer Sohn der Hierarchie den Weg zu den germanischen Stämmen bahnt. Als die Gewalt Karls des Großen auf die Inhaber des deutschen Reichs überging, konnte den Kräftigeren unter den Kaisern des 10. und 11. Jahrhunderts, namentlich dem zweiten Salier, die wachsende Macht der unter ihrem Schutze stehenden Päpste nur erwünscht seyn. 'Daß der Kaiser über das Papstthum verfügte, gehörte zu dem obersten Ansehen, das er in Europa in Anspruch nahm.' Dies mußte bey der politischen Gewalt des römischen Hofes anders werden, sobald ein schwacher Kaiser den Thron einnahm. So erfolgte die Emancipation von dem Reiche durch Gregor VII. In gleichem Grade, als sich die weltliche Macht zersplitterte, dehnte sich die des Papstes aus. 'Durch das Papstthum vollzog sich jene Vereinigung germanischer und romanischer Elemente.' Dann zeigt sich ernstler Widerstand gegen den Hochmuth von Rom; wie die Deutschen bey Hense, so handelten Franzosen und Engländer. In Folge des großen Schisma richteten die Völker zu Constanx und Basel; die christliche Ritterlichkeit erlosch und es erfolgte die Durchbildung der größeren Staaten. Von Jahrzehnd zu Jahrzehnd wurden die politischen Rechte des Papstes und die über die Alpen ihm zufließenden Summen

geschmälert. Die früheren großartigen Bestrebungen des apostolischen Stuhls hörten auf; er begnügte sich, die leiblichen Zwecke seines weltlichen Fürstenthums zu verfolgen. Von Sixtus IV. bis Julius II. wurde diese Richtung nicht ohne Glück verfolgt. Ersterem war kein Preis zu hoch, um seinem Nipote, Girolamo Riario, Imola und Forlì zu verschaffen; Alexander VI. griff in die großen Weltbegebenheiten nur ein, um seine als solche anerkannten Kinder fürstlich zu versorgen. Sein Plan schien zu gelingen; die Fürstenhäuser der Romagna waren vernichtet und statt ihrer gebot Cesare Borgia mit allen Künsten einer teuflischen Seele. 'Er ist ein Brutus des Verbrechens.' War übrigens Cesare wirklich der 'schönste Mann', wie ihn der Verf. nennt? völlig als das Gegentheil bezeichnet ihn R. Juvius, *elogia virar. bellica virtute illustrium*. Basil. 1575. fol. p. 201.

Wie früher, so ging auch jetzt mit dem Tode des Papstes die Macht der Nipoten zu Grunde. Julius II. wollte bauen, gewinnen, erobern, gleich seinen Vorgängern, aber nicht für sein Haus, nur für die Kirche. In diesem Sinne umgürtete sich der Greis mit dem Schwerte und entriß der Signorie die lange behaupteten Fürstenstädte des Kirchenstaats. Da, ähnlich wie die Päpste, die Bischöfe als weltliche Fürsten betrachtet seyn wollten, finden wir Stellvertreter, größtentheils Mitglieder der Bettelorden, mit der Verweisung der geistlichen Sorge beauftragt. In eben der Zeit brach ein ernstes Studium des Alterthums sich Bahn und erwarb die italienische Sprache ihre Ausbildung; die Kunst verlor den streng christlichen Anstrich und wandte sich der Antike zu. Das waren die Tage von Leo X., für den Raphael schuf und Angelo baute, dessen

spendende Hand. Gelehrte und Künstler Italiens zu rühmen mußten. Ein gelistreicher, in Spott und Theater und weltlichen Pracht sich gefallender Hof erhob sich in Rom; neben dem Gräbern der Apostel: gefiel man sich in heitern Scherzen über die Geheimnisse des Glaubens. Hier verschieden von Italien gestaltete sich dieser Zeit in Deutschland! Hier nahmen die Studien eine rein geistliche Richtung; und die Opposition mit Rom entsprang aus der tieferen Theologie. Jenseits der Alpen gefiel man sich in Spott und beißender Satire gegen den Papst; in Deutschland trat man voll heiligen Ernst und Ehrfurcht in die Schranken; den Italiäner trieb Luther führte sich von Gott beufen. Wurde auf dieselbe Weise im Norden und Süden das geistliche Ansehen des Papstes untergraben, so mußte seine politische Macht schwanken; weil sie nicht aus eigener Kraft entsprossen war; und Frankreich mit Oesterreich, Spanien um die Halbinsel rang. Zu bedeutend, um theilnahmlas diesen Kämpfen zusehen zu können, war der Papst doch zu schwach, um durch seine Stimme die Entscheidung abzugeben. Furcht vor Luther entschied Leo X. zu Gunsten des Kaisers. Wenige Tage nach der Unterwerfung Mailands verschied er, und stärker als je zeigte sich Karls Einfluss im Conclave, als Adrian VI. für den päpstlichen Stuhl gewählt wurde. Der fromme, ernste Niederländer versuchte die heidnische Richtung Roms und suchte sie durch apostolische Strenge und Reinheit zu stürzen. Aber Adrian war ein lebensmüder Greis und ganz Italien war sein Gegner; der Einzelne war zu schwach, es sollte die Zeit die derbe Bücktigung vollziehen. Clemens VII. (Giulio Medici) konnte, trotz seines Scharffinnes und seiner Geschäftskunde, seine

Stellung als italienischer Fürst nicht würdig behaupten. Die Herrschaft der Spanier, denen fast ganz Italien gehorchte, empörte ihn; weil er versucht, den Pescara zu gewinnen, um sich seiner gegen die eingebrungenen Franzosen zu bedienen, mußte seine Spaltung mit dem Kaiserhofe unheilbar werden, und man begreift aus diesem Grunde, wie Karl V. die in Deutschland sich regende kirchliche Opposition gern gewähren ließ. Da flog der Grundsberg mit protestantischen Landsknechten über die Alpen, den Kaiser zu rächen; und mit dem Sturme auf Rom (6. May 1527) war der bisherige Glanz dieser Stadt unwiderbringlich verloren. Im Frieden zu Barcelona suchte Clemens VII. mindestens die Vernichtung der Protestanten in Deutschland zu erreichen; er rieth zur blutigsten Strenge; eine muthige Execution, sprach er, ist nothwendig. Aber dazu fehlten dem Kaiser Willen und Kraft; er bedurfte der Feinde des Papstes für die Zukunft. Das war es, was Rom noch ein Mahl zum Bunde mit Frankreich bewog, vermöge dessen es indirect in eine Einigung mit den Häuptern des schmalkaldischen Bundes trat.

Das zweite Buch führt die Anfänge einer Regeneration des Katholicismus an uns vorüber. Während Deutschland durch die protestantischen Bewegungen in nie gesehene Spannung aller Kräfte versetzt wurde, gestalteten sich in Italien literarische Verbindungen, die sich bald im religiösen Streben begegneten. Seit den Tagen Leo's X. versammelte sich eine Anzahl gleichgesinnter, über den Verfall der Kirche und Sitte trauernder, Männer zu Predigten und geistlichen Uebungen in der Kirche S. Silvestro zu Trastevere. Die Plünderung Roms trieb viele Glieder dieser Gesellschaft nach Venedig, wo sie zahl-

neiche Freunde fanden, und sich um den tief gelehrtten, nach der Erkenntniß des Höchsten dürstenden Gaspar Contarini vereinigten. Alle stimmten in der Lehre von der Rechtfertigung durch die Gnade mit den Wittenbergern überein. In ihrem Sinne schrieb und lehrte der Spanier Juan Valdez in Neapel, den das Haus Colonna mit Stolz zu seinen Freunden zählte. Uebrigens wollten diese Männer die Einheit der Kirche so wenig zertrümmern, daß sie vielmehr mit Liebe an der päpstlichen Obergewalt hingen. Paul III. begriff die Verderbtheit der Clerikay und suchte ihr durch kräftige Mittel zu begegnen; Gaspar Contarini eiferte mit Stuth gegen Simonie und päpstliche Dispensationen, und der heilige Vater hörte gern auf des Mannes Worte. Aber mit welchen Schwierigkeiten war eine durchgreifende Verbesserung der eingeschlichenen Mißbräuche verknüpft! Gelang sie indessen, so schien eine Ausöhnung mit dem Protestantismus nicht unmöglich. In der That: schien diese bey dem Regensburger Gespräche von 1541 nahe zu liegen, als Ver-nachgiebige Melancthon mit dem gemäßigten Pfug disputierte, und der zum Cardinal ernannte Contarini die Vermittlung zwischen beiden Parteyen übernahm. Die Ansichten Philipps von Hessen über den Noßdienst und die weltliche Macht der Bischöfe war ausgleichend und über die wichtigsten Dogmen, Erbsünde, Erlösung, Rechtfertigung, fand die Vereinigung statt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 23. Februar 1837.

B e r l i n .

**Fortsetzung der Anzeige: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat etc.**

Damals hätte die Einheit der Kirche und die Einheit Deutschlands gerettet werden können. Aber Luther glaubte in der Nachgiebigkeit der Gegner ein Teufelsspiel zu erblicken, und der Papst verkannte nicht, daß für sein Hauptbestreben, das Primat zu behaupten, wenig geschehen sey. Ueberdies regte sich in Rom Eifersucht gegen den Kaiser, der auf eigene Hand ein Concil zu berufen gewilligt war. Demnach beschränkte Paul III. die Vollmacht seines Legaten; hatte man sich früher mit Offenheit ins Auge geschaut, so hütete man jetzt in Regensburg einander mit Argwohn, und Contarini sah sich nach seiner Rückkehr in Italien dem beißendsten Tadel ausgesetzt.

Im Gegensatz mit Luther suchte man in Italien durch Verjüngung des Mönchthums die

[23]

Kirche zu fügen. Schon 1522 hatte Paolo Sinfiniani die Congregation des Monte Corona gestiftet und ihr, außer den bräuchlichen Gelübden die strengste Einsamkeit vorgeschrieben. Aber weder diese neue Genossenschaft, noch die Reformation der Bettelorden konnte gewichtige Folgen haben, so lange die Weltgeistlichkeit ihrem Berufe völlig entfremdet war. Da unternahm der stille, sanftmüthige Gaetano da Thiene im Vereine mit dem heftig eifernden Gian Pietro Gerassa 1524 die Stiftung der Theatiner. Abgeschlossen von der Welt, lebten sie, ohne zu betteln, nur von frommen Spenden; sie waren Priester mit Mönchsgelübden, nicht durch Kleidung ausgezeichnet. Seitdem sah man die Theatiner, fast alle adligen Häusern angehörend, auf der Kanzel, am Krankenbette, in Spitalern; sie gaben ein Seminar für Bischöfe ab.

Aus Italien führt uns sodann der Vf. nach Spanien. Don Inigo Lopez de Recalde, aus dem Hause Loyola in Guipuscoa, rang als Jüngling in Abenteuern nach dem Rode der Ritterschaft. Während er von einer in der Vertheidigung von Pamplona (1521) empfangenen Wunde genas, vertauschte er das Hasden nach weltlicher Auszeichnung mit dem phantastisch ausgemalten Gebilde geistlichen Ruhmes. Eine Ritterschaft zu üben, deren Ideal durchaus die Thaten und Entbehrungen der Heiligen ausmachen, schwebte seinem Geiste vor. Deshalb hing er vor einem Gnadenbilde im Monserrat sein Schwert auf, vertauschte die Ritterrüstung mit dem Gewande des Einsiedlers, und schlug den Weg nach Barcelona ein. Durch fortgesetztes Gebet und Kasteiungen jeder Art suchte er sich Gott zu nähern; er flehte, daß ihm ein Heiliger erscheinen möge, während Luther im treuen For-

schen aus dem Worte Gottes Trost und Bernichtung der Seele fand. Dem tief Erkrankten konnten Wunder nicht fehlen. Entzückt über das Verständniß der Geheimnisse des Staubens, pilgerte er nach Jerusalem und begann nach der Rückkehr die Verbreitung seiner Lehre in Spanien. Als Bedingung der Absolution galt ihm die Generalsbeichte. Hiernach begab er sich auf die Hochschule zu Paris, woselbst die ernstesten Studien seine geistliche Richtung nicht störten. In der Celler von St. Barbara schlossen sich Peter Faber aus Savoyen und der stolze Navarrese Francisco ihm an; mit ihnen schwuren einige neugewonnene Freunde, in Keuschheit und Armuth der Pflege der Christen, oder der Bekehrung der Wästim in Jerusalem sich zu widmen, oder aber ohne Lohn und Bedingung den Befehlen des heiligen Vaters nachzuleben. Im Jahre 1537 begaben sich die Freunde zum Behufe ihrer Wallfahrt nach Venedig, wo sie um so lieber bey den Theatinern weilten, als der Krieg zwischen Venedig und der Pforte die Abreise nach der Levante hinderte. Hier wurde Loyola zum Priester geweiht und begann zertumult und abgehärmt seine Bußpredigten. Mit seinen Genossen nannte er sich die vom Hauptmanne in Rom befehligte Compagnie Jesu, die gegen den Satan den Kampf eröffne. Daß er in Rom sein Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen die Befehle des Papstes wiederholte, bewog letzteren, der überall nur Widerstand und Abfall erfuhr, 1543 zur Bestätigung des neuen Ordens. An die Spitze der Gesellschaft stellte sich Loyola; keine Mönchliche Tracht, keine gemeinschaftliche Andachtsübungen machten sie kenntlich; in Predigt, Beichte und dem Unterrichte der Jugend vereinte sich ihr ganzes Streben.

Nach dieser interessanten Schilderung geleitet uns der Verf. in die ersten Sitzungen des tridentinischen Concils. Die Hindernisse, welche sich der Berufung dieser Kirchenversammlung von den verschiedensten Seiten entgegen stellten, sind trefflich beleuchtet; nicht minder die Erörterung der Streitfrage über den Werth der Tradition. In Betreff der Rechtfertigung stimmten viele Väter mit der protestantischen Lehre überein; bis sie vor den Einreden der Jesuiten, namentlich des jugendlich feurigen Bainez, verstummen mußten. Dadurch wurde jede Vermittelung zwischen beiden großen Religionsparteyen abgebrochen; seit dem Siege Karls bey Mühlberg glaubte man ihrer überdies nicht mehr zu bedürfen; es kam nur noch darauf an, den Glauben der mit den Waffen bezwungenen Gegner zu unterdrücken. Zu diesem Zwecke schien man der Inquisition zu bedürfen. Sonach wurde in Rom ein ähnliches geistliches Gericht angeordnet, wie Spanien es seit längerer Zeit gekannt hatte; ein Gericht, dessen Grundsatz lautete, 'daß man Keger, und besonders Calvinisten, gegenüber sich mit keinerley Toleranz herabwürdigen müsse.' Als bald entwickelte das furchtbare Gericht eine rastlose Thätigkeit; die gesammte Literatur wurde der strengsten Aufsicht unterworfen, jährlich mehrte sich die Zahl der verbotenen Bücher, und in Rom pubelte der Pöbel um die Autodafes. Jetzt trat der Orden der Jesuiten in seiner ganzen Bedeutung hervor; überall entstanden seine Collegien und lobten die Väter im innigsten Verlehr mit den Großen. Spanien und Portugal hörten bald nur auf die Befehle der Genossen Loyolas, die in Schweden, dann in Deutschland zahlreiche Anhänger fanden, deren Verlehr und Zusammen-

hang, inneres und äußeres Leben und von S. 216 — 231 mit Klarheit auseinander gesetzt wird. Von den 13 Provinzen, welche die Gesellschaft bey dem Tode ihres Stifters zählte, fielen sieben auf die pyrenäische Halbinsel, von wo die Priester nach Ostindien, Japan und der neuen Welt ausgingen. — Im dritten Buche nimmt der Verf. die Geschichte der Päpste wieder auf. Wir werden in eine Zeit geführt, in welcher, den unter sich getrennten Lutheranern und Calvinisten gegenüber, der Katholicismus seine moderne Gestalt annimmt. Paul III. (Alexander Farnese), unter welchem dieser Uebergang begann, war der großen Bewegung fremd. Ihn fesselten Wissenschaften und Künste; sein liebster Verkehr war mit Gelehrten. Er konnte Widerspruch vertragen, aber nicht, wenn es die Vergrößerung seines Hauses betraf; diesem Streben opferte er unbedenklich seine päpstlichen Interessen; er wußte es mit der feinsten Berechnung zu verfolgen. Während er bey der durch ihn veranstalteten Zusammenkunft von Karl und Franz zu Rizza nur auf Vermittelung des Friedens zu finnen schien, wußte er Camerino und Novara für sein Haus zu gewinnen, und arbeitete er an der Erwerbung von Mailand für seinen Enkel. Mit Geld und Waffen unterstützte er den Kaiser gegen den schmalkaldischen Bund; aber als im ganzen oberen Deutschland die Lutheraner bezwungen waren, berief er seine Soldner zurück und versetzte das Concil von Trident nach Bologna, weil er befürchtete, daß Karls Uebermacht auch auf die weltliche Stellung Roms zurückwirken werde. So geschah es, daß zu eben der Zeit, in welcher das nördliche Deutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, Paul III. auf

einen Sieg der Protestanten hoffte. Das war es, was letztere rettete, da man die Mittel befaß, sie zum Gehorsam gegen das Concil zu nöthigen. Seitdem war die Spaltung zwischen Karl und Paul unheilbar und letzterer schien entschlossen, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Doch hielt ihn das Bewußtseyn von dem Uebergewichte seines Gegners von diesem Schritte zurück; von einem Karl, der im Interim eine Glaubensnorm vorzuschreiben wagte, ließ sich besorgen, daß er, gereizt, ein Concil zur Absetzung des Papstes berufen werde. Als Paul III. 1549 in Folge des tiefsten Schmerzes über den Verath seiner Enkel gestorben war, wurde Julius III. (Cardinal Monte) gewählt, ein Freund des Kaiserhofes und der Fortsetzung des zu Trident begonnenen Concils nicht abgeneigt. Auch als, gerufen von Ottavio Farnese, französische Heere in Italien eindrangen, blieb er dem Hause Habsburg getreu, wiewohl er dem Zuge des Kurfürsten Moriz auf Inspruch nicht zürnte, weil dadurch ein der päpstlichen Autorität täglich schroffer sich gegenüber stellendes Concil gesprengt wurde. Seitdem lebte Julius III. harmlosen Vergnügungen auf seinen prächtigen Villen, ohne politischen Ehrgeiz, ohne Eifer für die Kirche. Nach seinem Tode behauptete die streng religiöse Parthei das Uebergewicht im Conclave und wählte Marcellus II., und als dieser nach 22 Tagen endete, Paul IV. (Pietro Caraffa). Er, der mit Gaetano die Theatiner gestiftet, für die Inquisition gesprochen, in Trident mit Starrheit jeder Neuerung widerstrebt hatte, zählte jetzt 79 Jahre, ohne die Gluth des Jünglings verloren zu haben. Die Wiederherstellung der früheren Herrschaft des alten Glaubens war seine ganze

**Aufgabe.** Von Zeit zu Zeit bilden sich solche Naturen wieder aus, und wir begegnen ihnen auch heut zu Tage zuweilen. Leben und Welt haben sie von einem einzigen Punkte aus begriffen; ihre persönliche Richtung ist so gewaltig, daß ihre Ansicht völlig davon beherrscht wird; unaufhödlich strömen sie die Gesinnung aus, welche sich in ihnen mit einer Art von Nothwendigkeit entwickelt. Mit der ganzen Kraft seines Lebens wollte Paul IV. die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes durchsetzen. Im Kaiser haßte er den Unterdrücker Italiens, den Feind seines Hauses; er glaubte, daß jener aus Eifersucht gegen den Papst die Protestanten begünstige. Deshalb schloß er sich enge an Heinrich II. In Folge dessen mußte der neu gewählten politischen Stellung jedes Streben für die Reform der Kirche bis zu dem Grade nachstehen, daß Paul durch protestantische Landknechte Rom gegen den Herzog von Alba vertheidigen ließ und Soliman zur Einnahme Siciliens zu bewegen suchte. Umsonst erschien Guse mit einem französischen Heere in Rom; gleich den Schweizern brach sich sein Ungestüm an der ruhigen Besonnenheit Albas, der endlich den Papst zum Frieden zwang. Alba kam nach Rom; in tiefer Ehrfurcht küßte er seinem Ueberwundenen, dem geschworenen Feinde seiner Nation und seines Königs, den Fuß. Er hat gesagt, nie habe er eines Menschen Angesicht, wie das des Papstes, gefürchtet. Seitdem war das spanische Uebergewicht in Italien dauernd begründet und Paul IV. wandte sich seinem früheren Standpunkte wieder zu. Alle Ripoten, welche er zu ungewöhnlicher Höhe erhoben, entsetzte er in einem Tage ihrer Stellen, als er ihre

Schlechtigkeit erfahren; auch in Ausübung der Gerechtigkeit verließ ihn die leidenschaftlichste Hefigkeit nicht. Er war seit undenklicher Zeit der erste Papst, welcher ohne Nipoten regierte. Streng hielt er auf Fasten, strafte das Almosen sammeln der Geistlichkeit, verdamnte jeden Dispens und predigte oft. Nur Würdige ernannte er zu Kirchenstellen; kein Vorwurf der Simonie traf ihn, und auf das schärfste wollte er, ohne Ansehen der Person, die Inquisition gehandhabt wissen. Trenn dieser Richtung starb er 1559. Im Gegensatz von Paul zeigte der aus geringem Stande entsprossene Pius IV. fröhliche Weltlust, Güte und Liebe für Oesterreich. Ohne die mönchische Härte seines Vorgängers zu lieben, ließ er die Inquisition gewähren. Er war ein Feind des Nipotentwesens; aber gern überließ er seinem frommen Karl Borromeo — nachmalig canonisirt — einen Theil der Geschäfte. Die von Paul begonnene Reformation wurde fortgesetzt. Mit wie treffenden Zügen uns der Verf. die Persönlichkeiten zu mahlen versteht, mag (S. 318) folgende Stelle über Pius beweisen: 'Man wird sich ihn lebhaft vergegenwärtigen können, einen wohlbeleibten alten Mann, der indeß noch rührig genug ist, um vor Sonnenuntergang auf seinem Landhause anzukommen, mit heiterem Gesicht und munterem Auge; Gespräch, Tafel und Scherz vergnügen ihn; von der Krankheit wieder hergestellt, die man für gefährlich gehalten hat, setzt er sich sogleich aufs Pferd, reitet nach der Behausung, die er als Cardinal bewohnte, schreitet rüstig Treppe auf und ab: nein, nein! ruft er, wir wollen noch nicht sterben!' Pius liebte den Frieden; er selbst beschleunigte — eine seltene Erscheinung — 1562 die Fortsetzung des triden-

tinischen Conells, das nicht mehr an die Wiedervereinigung mit dem in die Staatsgewalt übergegangenen Protestantismus, sondern nur an Beylegung von Zwistigkeiten in der katholischen Welt denken durfte. Hieran schließen sich die Darstellungen über den Gang der Verhandlungen in Trident, die Forderungen Ferdinands I., des Cardinals von Lothringen, der spanischen Prälaten, denen die Italiäner entgegen standen, die Zusammenkunft des Cardinals Morona mit dem Kaiser zu Innsbruck, die endliche Ausgleichung der verschiedensten Interessen. In Pius V. schien Paul IV. wieder aufgestanden zu seyn. In mönchischer Armuth hatte er die Jugend verlehrt, dann mit Hartnäckigkeit und Muth seinem Amte als Inquisitor im Valtellin vorgestanden. Auch als Papst opferte er die Strenge des Mönchthums nicht; barfuß, glühend in Andacht, wohnte er den Processionen bey, demüthig, kindlich, freigiebig. Kein Arzt durfte seinen Kranken länger als 3 Tage besuchen, falls letzterer nicht bescheinigte, in dieser Frist geküret zu haben. Mit derselben Härte stellte er sich den Fürsten gegenüber. Die von seinen Vorgängern verkündete geistliche Tendenz wurde von ihm ins Leben eingeführt. Er verwarf jede Dispensation, hielt die Prälaten zur Residenz an, gebot für Klöster die strengste Clausur und saß öffentlich zu Gericht. Weil Cosimo allen Forderungen des römischen Stuhls entsprach, erhob in Pius V. zum Großherzoge. Ein gleicher Geist schien sich über ganz Italien zu verbreiten; selbst Venedig wetteiferte in Nachgiebigkeit gegen Rom. In Mailand wirkte Karl Borromeo nicht ohne die Gluth der Leidenschaft; Spanien ward im Sinne der kirchlichen Restauration regiert, und sogar der

Primas des Reichs, der Erzbischof von Toledo, konnte der Inquisition nicht entgehen. Die Fürsten glaubten dem Worte des Papstes, daß ohne eine Vereinigung mit der Kirche das Verderben sie ereilen müsse. So geschah, daß die katholischen Machthaber verbunden dem Gehote der Römischen Kurie gegen die Osmanen nachkamen, und der Ruhm des Tages von Lepanto gebührt zum größten Theile Pius V.

Das vierte Buch beleuchtet die Zeiten von Gregor XIII. und Sixtus V. und giebt uns einen Ueberblick der Verwaltung des Kirchenstaats. Gregor XIII. war ein heiterer, lebensfroher Mann, aber er konnte sich der strengen kirchlichen Richtung nicht mehr entziehen, weil Jesuiten und Theatiner die mächtigste Parthey an seinem Hofe bildeten. Sein Vorbild blieb Pius V. Mit der höchsten Gewissenhaftigkeit besetzte er die Kirchenstellen; das Professhaus der Jesuiten zu Rom wurde durch ihn erweitert, das Collegium germanicum vor Mangel gesichert. Die ganze katholische Welt empfing seine Sorgfalt. In den Niederlanden, in Deutschland, in Irland zeigte sich seine Wirksamkeit. Weil seine Ausgaben die Mittel des Kirchschazes überstiegen — für die alleinige Unterstützung junger Leute in ihren Studien verwandte er 2 Millionen Scudi — vermehrte er die Einnahme durch Herbenziehung des Adels zu Abgaben und verjährten Lebenszinsen und belegte den Handel mit Impost. Als sich Partheyen aus den Mißvergnügten, und Schwärme von Banditen durchzogen das Land. Noch war die Ruhe nicht hergestellt, als die Wahl von Sixtus V. erfolgte, der seit dem zwölften Jahre das Gewand des Franziscaners getragen hatte. Mit unnachlässiger Strenge straffte

er die Banditen; wer kurze Waffen trug, verfiel dem Tode; Schloßherren und Gemeinden mußten für die von Banditen in ihrem Gebiete verübte Gewalt büßen; der Preis, welcher auf den Kopf des Räubers gesetzt war, mußte von dessen Sippschaft gezahlt werden. Nach Jahresfrist war der Friede in Städten und auf dem Lande zurückgekehrt. Die Finanzen wurden geregelt; 4½ Millionen Scudi legte Sixtus V. in der Engelsburg nieder, um für Fälle der Noth zu dienen; während er selbst seine tägliche Tafel mit 6 Paoli bestritt, wandte er ungewöhnliche Summen auf prächtige Bauten. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts waren zahllose Palläste und Kirchen in Rom entstanden. Jetzt begann Sixtus den Bau seiner colossalen Aquaducte; unter ihm erfolgte 1586 durch Domenico Fontana die Aufstellung des Obelisken vor St. Peter, 'weil er die Monumente des Unglaubens an dem nämlichen Orte dem Kreuze unterworfen zu sehen wünschte, wo einst die Christen den Kreuzestod erleiden müssen.' Das Studium der Alten hatte sich, im Verhältniß zur früheren Zeit, bedeutend verringert, weil die Stoffe des Wissens sich gemehrt, und die Forschung an Tiefe gewonnen hatte. Das alte republikanische Leben Italiens verschwand, die frühere Frische der Poesie machte einer steifen Moral Platz, aus der Kunst wich die Begeisterung, vor den religiösen Interessen war die Romantik erstorben.

Das sechste Buch, mit welchem der zweite Band beginnt, enthält den ersten Zeitraum der Gegenreformationen von 1563 — 1589. Gegen den Anfang dieser Periode stand das Lutherthum im skandinavischen Norden fest gegründet; es stand in Preußen und Liefland unbestritten und

zählte viele Befenner unter dem polnischen Adel. Selbst in den fränkischen Bisthümern gehörte ihm der größere Theil der Bevölkerung an. Ein ähnliches Verhältniß zeigte sich in Bayern, und in Oestreich rechnete sich nur  $\frac{1}{3}$  der Bevölkerung zur katholischen Confession; der rheinländische Adel, die Bewohner von Westphalen bekannten sich meistens zum evangelischen Glauben, dem überdies die Lehrer auf fast allen Universitäten zugethan waren. In England, Schottland, Frankreich und der Schweiz war der Calvinismus überwiegend; sogar den armen Waldensern hatte Savoyen Freyheiten bewilligen müssen. Seitdem nun, wie wir oben gesehen, die Reform der katholischen Kirche erfolgt war, fühlte diese ihre Kraft versüngt; ihr zur Seite stand Philipp II., der, als Herr der Niederlande, über ganz Europa einen überwiegenden Einfluß ausübte und das Vertrauen der Päpste durch rücksichtslose Hingebung lohnte. So begann die katholische Kirche, stark durch Einheit und mächtige Verbündete, den Kampf mit dem Protestantismus zunächst in Deutschland, aus welchem er hervor gegangen war. Hier waren es vornehmlich Jesuiten, welche den Angriff anfangen und durchführten. Durch Kaiser Ferdinand I. maten sie an die Spitze der Universität zu Wien gestellt; bald fußten sie auch in Eöln und Ingolstadt. Von diesen drey Städten aus unternahmen sie ihr großes Werk. Von Wien aus wirkten sie über ganz Oestreich, Ungarn und Böhmen; durch die Eölnen verbreitete sich die Gesellschaft durch das Rheinland; die Freunde Popolas in Ingolstadt errichteten ihre großen Schulen in München und Dillingen. Seitdem waren sie an Schulen und auf Universitäten thätig. Höchst bezeichnend gibt der Verf.

S. 34. Die Charakteristik dieses merkwürdigen Ordens. Die Jesuiten mochten gelehrt und auf ihre Art fromm seyn, aber niemand wird sagen, daß ihre Wissenschaft auf einem freyen Schwünge des Geistes beruhe, daß ihre Frömmigkeit von der Tiefe und Ingenuität eines einfachen Gemüthes ausgegangen sey. Sie sind gelehrt genug, um Ruf zu haben, Vertrauen zu erwecken, Schüler zu bilden und fest zu halten; weiter streben sie nicht. Ihre Frömmigkeit hält sie nicht allein vom sittlichen Tadel frey; sie ist positiv, auffallend und um so unzweifelhafter; dies ist ihnen genug. In freyen, unbeschränkten, unbetretenen Bahnen bewegt sich weder ihre Pietät, noch ihre Lehre. Doch hat sie etwas, was sie vorzugsweise unterscheidet: strenge Methode. Mehr als ein deutscher Fürst begriff mit Herzog Albrecht V. von Bayern, daß er durch Beseitigung der religiösen Opposition in seinem Lande seine politische Gewalt mehren werde. In Niederbayern mußte jeder Protestant das Land räumen; in München huldigte man bis in Baukunst und Musik nur dem römischen Wesen; die kleineren katholischen Fürsten Deutschlands erkannten in dem Herzoge von Bayern ihren Vorstreiter. Bald entstanden Seminare in allen bischöflichen Städten, und ohne die Professio fidei konnte auf katholischen Hochschulen kein Grad der Facultät erworben werden. Jacob von Elz schloß alle Protestanten von seinem Hofe in Triers aus; durch den Kurfürsten von Mainz wurde das Eichsfeld, durch Jesuiten das Stift Fulda zum alten Glauben zurückgeführt. Anders als in Deutschland, wo diese Aenderungen meist auf friedlichem Wege erfolgten, zeigten sich entsprechende Bewegungen in Frankreich und den Niederlanden; hier wu-

thete Alba's Blutrath, dort die unerschütterliche  
 Katharina Medici, ohne daß Hugenotten und  
 Ceusen an ihrem Glauben verzagt hätten. Das  
 durch wurde auch der Widerstand in Deutschland  
 geweckt. Gebhard von Eöln verdeckte seine Freund-  
 schaft für Wilhelm von Oranien nicht und in  
 Flandern und Bayern stellte sich der Adel dem Ban-  
 desherren trotzig entgegen. Hieran reißen sich die  
 Erzählungen von der Wirksamkeit der Jesuiten  
 in Polen, Schweden, England und der Schweiz.  
 Den Ausschlag des Siegels der restaurierten rö-  
 mischen Kirche erwartete man von der Entschei-  
 dung der Waffen in den Niederlanden. Nach-  
 dem die Wallonischen Provinzen eng an Spanien  
 geknüpft waren und Wilhelm von Oranien durch  
 Mordverhand gefallen, breiteten sich unter Alexan-  
 der Farnese die Jesuiten mächtig in den Nieder-  
 landen aus. Bald war das halb protestantische  
 Belgien völlig katholisch und immer mehr hul-  
 digten die Fürsten der Ueberzeugung, daß in ei-  
 nem Staate nur eine Religion geduldet werden  
 dürfe. Sonderbar! überall waren es romanische  
 Elemente, welche diese große Gegenreformation  
 zu Wege brachten; in Deutschland spanische Je-  
 suiten, in den Niederlanden spanische Söldner.  
 Als 1582 Gebhard von Eöln, unterstützt vom  
 Adel und den zahlreichen protestantischen Unter-  
 thanen seines Stifts, die reformirte Lehre an-  
 nehmen zu wollen erklärte, ohne sich gleichwohl  
 seiner kirchlichen Würde zu begeben, erlag er  
 dem katholischen Heere des Herzogs von Bayern,  
 und gründete die römische Kirche im Hachtstift  
 ihre alte Gewalt. Auch in Münster und Hildes-  
 heim erhob sie sich neu gestärkt, wenn schon nicht  
 mit der Sicherheit, mit welcher sie in den Stif-  
 tern Bamberg und Würzburg herrschte. Auf

dem Landtage zu Bruck hatten die evangelischen Stände Steiermarks das Zugeständniß ähnlicher Freiheiten für die Ausübung ihrer Religion erlangt, wie solche in Oestreich bewilligt waren, als Rudolph II. die Regierung antrat. Er, ein Freund der Jesuiten, mußte in Wien bey der Procession am Fronleichnamstage 1578 erfahren, bis zu welchem Grade die Liebe für Rom in den Herzen der Bürger verloschen war. Seitdem begann in Oestreich die katholische Restauration. Zunächst wandte man sich gegen die Städte; die evangelischen Geistlichen wurden aus ihnen verwiesen, die ihnen anhängenden Rathsherren entsezt, jedem der Eintritt in die Bürgerschaft versagt, welcher nicht die Professio fidei ablegte. Sorgsam durchsuchte man die Buchläden in Wien, um jedes protestantische Werk zu confiscieren. Fast ohne Widerstand fand diese Bewegung in den Städten unter der Enß Statt, während die Städte ob der Enß, im Bunde mit dem Adel, jedem ähnlichen Bestreben des Regenten muthig die Stirn boten. In Steiermark trat Erzherzog Karl mit Strenge auf, seit Albrecht von Bayern ihm die Wege vorgezeichnet hatte, den Widerstand zu beseitigen und Gregor XIII. durch bedeutende Darlehen ihn der Hilfe der Stände überhob. Die evangelischen Prediger wurden vertrieben, der Besuch katholischer Schulen geboten, der Widerstrebende durch Confiscation seiner Güter und schwere Strafe gezüchtigt. 1588 stellte Wolf Dieterich von Raittenau, Erzbischof von Salzburg, den Bürgern seiner Hauptstadt eine kurze Frist, innerhalb welcher sie ihr katholisches Glaubensbekenntniß ablegen, oder in die Fremde wandern mußten; wen Feigheit zum Abfalle trieb, unterwarf sich, eine brennende Kerze in

der Hand, der öffentlichen Kirchenbuße, die meisten Bürger verließen die Heimath. Als bald gebot der Erzbischof, deren Häuser nieder zu reißen und römische Palläste an ihrer Stelle zu bauen. Auf eine ähnliche Weise, wie in geistlichen und weltlichen Herrschaften, gestaltete sich die Restauration in den Städten; in Köln und Aachen, Augsburg und Regensburg wurde der Protestantismus zurück gedrängt; aus dem ganzen südlichen Deutschland sah man Flüchtlinge dem Norden zufliehen. Zu eben der Zeit entfalteten die Seminarien der Jesuiten ihre glänzende Thätigkeit, welche sich vornehmlich darauf richtete, sich der Bildung des Adels zu bemächtigen. Mit der höchsten Feinheit näherte man sich einzelnen protestantischen Fürsten, um sie für das Interesse der römischen Kirche zu gewinnen; selbst sich in den Besitz der verloren gegangenen Bisthümer wiederum zu setzen, schien nicht unmöglich. Es konnte nicht fehlen, daß diese Bewegung, welche Deutschland und die Niederlande durchdrang, sich bald auch nach Frankreich erstreckte. Es entstanden zahlreiche Jesuiten-Collegien, deren Missionäre das ganze Land durchzogen; Colonien von Capuzinern wanderten über die Alpen ein und wurden von Katharina von Medici auf jedwede Weise unterstützt; es erwachte der Orden der Herzienfer zu neuer Thätigkeit.

(Der Fortsetzung im nächsten Stücke).

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

32. Stück.

Den 25. Februar 1837.

B e r l i n .

**Fortsetzung der Anzeige: Die römischen Päpste,  
ihre Kirche und ihr Staat &c.**

Alle für die neue Richtung Roms streitenden Männer mußten nothwendig mit dem wollüstigen Hofe Heinrichs III. in die grellste Opposition gerathen. Schon die feindselige Stellung desselben zu dem der geistlichen Richtung verbündeten Philipp II. mußte diese hervor rufen. Die Guisen glaubten nur von Spanien Hülfe erwarten zu können, seit Heinrich von Navarra als rechtmäßiger Thronerbe angesehen wurde. Noch schwankten sie, die Waffen gegen ihren König zu ergreifen, als Gregors III. Aufmunterung sie über jede Bedencklichkeit hinweg setzte. Der König sah sich gezwungen, sich ihnen zum Kampfe gegen die Ketzer anzuschließen; aber seine laue Theilnahme erweckte das Mißtrauen des feurigen Guise — ihn nannte der heilige Vater seinen Judas

[24]

Maccabäus — und mit diesem schlossen Bürger zu Paris die Ligue. Ueber halb Frankreich gebot der Herzog von Guise; in seinen Händen befand sich Paris mit der Bastille; so schien er stark genug, den König zu einem Verbote der protestantischen Religion zu nöthigen. Wurde dadurch die Sache Philipps II. in Frankreich gefördert, so war dasselbe nicht minder in der Schweiz der Fall. Zug, Lucern, Freyburg und die 3 Waldstätte schlossen mit Spanien (1587) immer währende Freundschaft. Wie viel stärker, ruft der Verf. aus, war doch auch hier das religiöse Moment, als das nationale! Die Gemeinschaft im Glauben vereinigt jetzt die alten Schwyzer und das Haus Oestreich! die Eidgenossenschaft ward auf einen Augenblick hintan gesetzt.

Nach diesen Siegen in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz, beschloß man, in England den Mittelpunkt der protestantischen Macht anzugreifen. Vergeblich arbeitete Elisabeth durch die schärfsten Gesetze dem Aufenthalte ihrer Unterthanen auf Seminarien der Jesuiten und dem Einwandern dieser Ordensmänner in ihr Reich entgegen. Dem Scharfblicke einer so ausgezeichneten Frau konnte es nicht entgehen, daß dieser Orden geradezu den Sturz der protestantischen Regierung sich als Ziel vorgesetzt habe. Endlich griff sie zu Mitteln der Gewalt und übergab die Widerstrebenden dem Nachrichter. Dadurch wuchs nur die Zahl der Gegner, welche verlangend auf die vom Papste als rechtmäßige Herrscherin Englands bezeichnete Maria von Schottland blickten. So wenig kannte Eirtus die politische Stellung Elisabeths und ihr Verhältniß zum Volke, daß er ihr den Antrag machen konnte, zur römischen Kirche überzutreten.

Als seinem Begehren nach Gebühr begegnet wurde, wandte sich seine ganze Spannkraft darauf, in Verbindung mit Philipp II. die Tochter Heinrichs VIII. zu züchtigen. Philipp hatte keinen Grund, der Elisabeth gewogen zu seyn; ihr Drake hatte den spanischen Handel verkürzt, ihre Unterstützung die Niederlande zur Fortsetzung des Kampfes ermuntert, ja man hatte in London den bigotten, eitlen Spanier in öffentlichen Aufzügen verspottet. Unter diesen Umständen hätte es, um Sixtus und Philipp zu gemeinsamen Schritten zu verbinden, der Hinrichtung von Maria nicht bedurft. Ersterer versprach eine Million Scudi als Beyhülfe, letzterer rüstete die Armada. Man schien das Gelingen des großen Unternehmens kaum in Zweifel zu ziehen; oder sollte das Glück, welches bis zu diesem Augenblicke die Bestrebungen der katholischen Partey begünstigt hatte, an einem Ende scheitern, in welchem man zahlreiche Anhänger besaß? 'In Momenten', sagt der Verf. S. 167 bey dieser Gelegenheit sehr treffend, 'in Momenten, wo irgend ein Princip, welches es auch sey, nach der unbedingten Herrschaft in Europa trachtet, wird sich ihm alle Mähl ein starker Widerstand entgegen setzen, der aus den tiefften Quellen des Lebens hervor geht.' Um die männlich muthige Königin vereinigten sich die jugendlichen Kräfte der Protestanten, mit denen die Elemente gegen die Armada kämpften. Philipp II. blieb unermuthigt; er sann auf neue Rüstungen, als Frankreich plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Hier hatte Heinrich III. durch die Ermordung der Guisen den heftigsten Zorn von Sixtus auf sich geladen. Letzterer glaubte in dem Morde des Königs durch Clement die unmittel-

bare Einwirkung Gottes zu erkennen. Der Kurzsichtige vergaß auf einen Augenblick, daß jetzt der protestantische Heinrich von Navarra als König über Frankreich herrschen mußte. Als er zur Besinnung kam, trat er mit der Ligue und Philipp II. zusammen. Das war es, was letzteren England vergessen ließ.

Das sechste Buch verbreitet sich über die inneren Gegensätze der Lehre und der Macht. 1569 — 1607. Wie in der Zeit Hilbedrands stellten Jesuiten den Grundsatz der unbeschränkten Oberhoheit der Kirche über den Staat auf. Man verkündete als unzweifelhafte Wahrheit, daß die Hauptbedingung aller Macht eines Fürsten auf der Pflege des katholischen Glaubens beruhe, daß die fürstliche Macht dagegen nicht von Gott, sondern vom Volke herzuleiten sey. Selbst die Guisen, diese Grundsätze für die ihrigen. Dieser Idee der weltherrschenden priesterlichen Religion trat die Unabhängigkeit der Nationalität die eigene Bedeutung des weltlichen Elements mächtig entgegen. Die Protestanten zuerst übernahmen die Vertheidigung der durch Gott begründeten Rechte des Fürstenthums. Daß ihnen hierin ein Theil der französischen Katholiken beistimmte, mußte von der größten Bedeutung seyn. Der tief gewurzelte Haß Frankreichs gegen Spanien mußte wenigstens theilweise auf dessen Banden, den Papst, übertragen werden. Endlich schloß sich an Heinrich IV. an, weil das bisherige politische Gleichgewicht durch die Macht Spaniens zertrümmert zu sehen bestete. Eirtus, welcher an dem Einverständnis aller katholischen Staaten gegen den Protestantismus nie gezweifelt hatte, war tief betroffen.

als er die Stellung der Signorie vernahm. Er wollte fluchen auf die Abtrünnigen, als die gewandte Darstellung der politischen Verhältnisse Europas aus dem Munde des venetianischen Gesandten Leonardo Donato ihn das Benehmen Venedigs begreifen ließ. Mußte doch Sirtus in seinem Italien den spanischen Druck mehr als ein Mahl erprobt haben! Wie umgewandelt, näherte er sich Heinrich IV., ohne auf die Vorstellungen, ja Belehrungen Philipps zu achten. Als Sirtus V. am 27. August 1590 verschieden war, mußte, wegen der widerstreitenden Rich- tungen, der Wahlkampf im Conclave von beson- derer Bedeutung seyn. Gregor XIV., 'eine jungfräuliche, unschuldige Seele', erklärte sich ohne Schwanken zu Gunsten Philipps und der Digue. Mit den Schätzen, welche Sirtus ge- häuft hatte, unterstützte er die in Frankreich ein- fallenden Spanier. Aber schon nach 10 Mona- ten starb Gregor, 2 Monate darauf Innocenz XI. Jetzt wurde in Clemens VIII. (Aldobrandino) ein eifriges Mitglied der restaurierten Kir- che gewählt. Täglich beichtete er seinem Baro- nius, täglich las er die Messe selbst und speiste Mittags in einem Zimmer mit 12 Armen. Er, ein kräftiger, umsichtiger Mann, verkannte nicht, daß die weltliche Macht des Papstthums durch Spanien erdrückt werden könne; gleichwohl ge- hörte seine ganze Seele der streng orthodoxen Partey. Um so erwünschter mußte ihm seyn, daß Heinrich IV., der Nothwendigkeit nachge- bend, zur katholischen Kirche übertrat und da- durch der Absolution theilhaftig wurde. In der That konnte der Papst durch diese Ausöhnung mit Frankreich nur gewinnen. 'Zwey große, auf einander eifersüchtige, in unaufhörlichem Wider-

freie begriffene Mächte hielten einander wechselseitig in Schranken; beide waren katholisch und konnten doch in einem Sinne geleitet werden; zwischen beiden aber nahm der Papst eine weit unabhängigere Stellung ein, als es ihm und seinen Vorgängern lange Zeit möglich gewesen." Seitdem zeigte sich der Einfluß Frankreichs in Italien von neuem, besonders bey Gelegenheit des erledigten päpstlichen Lehens Ferrara. In einer anziehenden Schilderung verbreitet sich der Verf. über Alphonso II., den Hof zu Ferrara, die Nachfolger des jungen Cesare d'Este, die Besitzergreifung des Fürstenthums von Seiten Roms. Und eben damals, als Frankreich in einem täglich wachsenden Einverständnisse mit Rom lebte und voll Haß auf die nur für Spanien wirkenden Jesuiten hindrückte, verloren letztere in eben diesem Lande das Ansehen, dessen sie sich so lange gerühmt hatten. In früheren Zeiten war die Gesellschaft Jesu vorzugsweise von Spaniern regiert; so bald sich dieses unter Gregor änderte, regten sich Factionen in dem Orden. Wie nun der 1587 gewählte General Claudius Aquaviva, ein Neapolitaner, eine Anzahl junger, ihm ergebener Mitglieder, mit Hintansetzung älterer Väter, zu Oberen ernannte, mehrte sich in Spanien das Mißtrauen gegen die Fremden; ja, es geschah, daß mehrere Jesuiten von der Inquisition eingezogen wurden und Philipp II. die Gewalt des Ordens eingeschränkt zu sehen wünschte, während Clemens sich desselben thätig annahm, und Heinrich IV. sich mit den Verhafteten ausföhnte. Bereits bey dem nach dem Tode von Clemens VIII. (1605) gehaltenen Conclave zeigte sich der entschiedene Einfluß Frankreichs in Rom, als Leo XI. (Medici) ein Verwandter der Ge-

mablin Heinrichs IV. gewählt wurde. Als er nach wenigen Tagen starb, wurde Paul V. (Borghese) erkoren, ehe noch die Spanier erfahren hatten, daß er vorgeschlagen sey. Durchdrungen von der Göttlichkeit seines Amtes, verlangte Paul V. von allen Fürsten und Völkern demüthige Verehrung; die canonischen Bestimmungen galten ihm für Gesetze Gottes. Deshalb konnte nicht fehlen, daß er mit den weltlichen Machthabern Italiens in mehr als eine Zwistigkeit verflochten wurde. Bey Gelegenheit einzelner Irrungen, welche zwischen Rom und Venedig, vorzüglich wegen streitiger Gränzen im Ferraresischen, sich ergaben, macht der Verf. uns mit einer der interessantesten Erscheinungen jener Tage, mit Paul Carpi, näher bekannt. Von den ersten Knaben- und Jünglingsjahren, bis zu dem Zeitpunkte, daß sich sein unversöhnlicher Haß gegen den weltlichen Einfluß des Papstthums festsetzt, folgen wir dem Bildungsgange dieses seltenen Mannes.

Das siebente Buch umfaßt den zweyten Zeitraum der Gegenreformationen von 1590—1630. Es zerfällt in Kapitel, von denen das erste die Fortschritte der katholischen Restauration von 1590—1617 behandelt. Vielleicht wurde nicht ohne Absicht von den polnischen Protestanten für einen katholischen König gestimmt, weil dieser im Papste eine höhere Gewalt über sich anerkennen mußte. Mit der höchsten Sorgfalt wurde König Stephan vom päpstlichen Nuntius gehütet, eine Menge von Jesuiten-Collegien kamen in Polen zu Stande, die Protestanten wurden aus dem Besitze der Bisthümer verdrängt und dadurch dem Nuntius ein großer Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten dieses Reichs eröffnet. War nun Stephan in allen Neuerungen mit ei-

ner gewissen Vorsicht aufgetreten, so ließ sich von dem streng katholischen Sigismund III. ein um so entschiedeneres Handeln für die Kirche erwarten. Auch die weltlichen Aemter wurden von ihm nur mit Katholiken besetzt; Bischöfe und Jesuiten gaben die erfolgreichsten Fürsprecher ab. In den polnisch-preussischen Landschaften besuchten die Söhne des bislang protestantischen Adels bald ausschließlich die Schulen der Jesuiten; 400 adlige Böglinge zählte das Collegium zu Pultusk; fast alle Pfarrkirchen wurden den protestantischen Städten entzogen; es half keine Beschwerde dagegen, weil die Gerichte nur mit Katholiken besetzt waren. Als Sigismund 1592 den schwedischen Thron bestieg, begleiteten ihn die Hoffnungen der Katholiken auch nach diesem Lande, wie wohl sich der neue König zu verschiedenen Zeiten verpflichtet hatte, die Freyheiten und Rechte der Landeskirche auf keine Weise anzutasten. Deshalb konnte Sigismund nur mit der höchsten Umsicht verfahren. In Schweden verkannte man die dem Glauben drohende Gefahr nicht, und erklärte auf dem Concile zu Upsala (1593), keine Ketzerey, weder papistische, noch calvinistische, im Lande dulden zu wollen, und ernannte den eifrigsten Lutheraner zum Primas der Kirche. Bald nach dem Erscheinen des Königs erhitzten sich die Gemüther; selbst Duldung für die päpstlichen wollte man ihm nicht gestatten. An der Spitze dieses Widerstandes stand Herzog Karl. Dennoch und obgleich Sigismund die Beschlüsse von Upsala beschworen hatte, ertheilte er viele der früheren Reichsstellen an Katholiken und mehrte dadurch die feindselige Stellung Karls, welcher den nationalen Willen vertrat. Hierdurch ließ sich die große päpstliche Partey in Europa

jedoch nicht abschrecken. In Erwägung, daß Spanien, falls ihm ein Hafen in Westgothland eingeräumt werde, von hieraus mit Nachdruck England werde bekämpfen können, daß man von Finnland aus in das russische Reich und das Herzogthum Preußen einzudringen im Stande seyn werde, versuchte man mit erneuerter Kraftanstrengung in Schweden festen Fuß zu fassen. Aber vor den Dalkarlä erlag Sigismund und Herzog Karl bestieg den Thron. Diese Niederlage schien durch das Glück an einer anderen Seite ersetzt werden zu sollen, als in Rußland der mit den geistlichen Interessen einverständene Demetrius zum Schwerte griff; Jesuiten leiteten ihn; Sigismund erkannte ihn an; der römische Hof erhielt von ihm die feyerliche Zusage, mit vollster Kraft nach der Verbreitung des römischen Glaubens streben zu wollen. Von Mönchen umgeben, zog Demetrius in den Kreml ein, als er eben darin seinen Untergang finden mußte, wodurch er sich stark fühlte, — die Hinneigung zum römisch-katholischen Glauben. So wurden auch hier die Hoffnungen des Papstes getäuscht, während trotz der härtesten Bedrückungen (S. 395 f. finden wir interessante Belege hierüber) der Protestantismus in Polen nicht vernichtet werden konnte. Dagegen ging in Deutschland die katholische Restauration ihren gemessenen Gang. Man weiß, wie Erzbischof Schweikard auf dem Eichsfelde verfuhr, wie in Köln und Trier, in Bamberg und Paderborn die Protestanten mehr und mehr verdrängt wurden. Nun traten die großen Böglinge der Jesuiten, Ferdinand II. und Maximilian von Bayern, auf. Ersterer war 1596 der Einzige, welcher in seiner Hauptstadt Gräß nach römischer Weise an den Tisch des

Herrn. gütig. Seit er in Rom das Gelübde ge-  
 than hatte, auch mit Gefahr seines Lebens die  
 katholische Religion in seinen Erblanden wieder  
 herzustellen, begann das Werk der Bekehrung.  
 Schon 1599 wurde in Grätz der evangelische  
 Gottesdienst bey Leib- und Lebensstrafe verboten.  
 Die Kirchen wurden niedergerissen, die Prediger  
 verjagt oder gefangen gesetzt, die Einwohner ge-  
 zwungen, entweder des katholischen Glaubens zu  
 leben, oder das Land zu räumen. Vier Jahre  
 darauf zählte man bereits 40,000 Katholiken  
 mehr unter den Unterthanen des Erzherzogs. Als  
 Kaiser Rudolph solchen Erfolg sah, bediente er  
 sich ähnlicher Mittel in seinen Landen. Die ka-  
 tholischen Fürsten insgesammt befolgten dieselbe  
 Politik; so weit nur irgend ihre Macht reichte,  
 wühlte sich der Strom der katholischen Meinun-  
 gen weiter aus; Döcktr'n und Gewalt trieben  
 ihn vorwärts; in der Reichsverfassung gab es  
 kein Mittel hiergegen. Vielmehr fühlten sich die  
 katholischen Bestrebungen so stark, daß sie in die-  
 sen Momente auch die Reichsangelegenheiten zu  
 ergreifen, die bisher behaupteten Rechte des pro-  
 testantischen Theiles zu gefährden anfangen. Das  
 Reichskammergericht war in den Händen der Ka-  
 tholiken, der Reichshofrath vom Kaiser geleitet.  
 Mit welcher Rücksichtslosigkeit man verfuhr, be-  
 weist das Beispiel von Donauwörth. Die Je-  
 suiten leugneten öffentlich die Verbindlichkeit des  
 Religionsfriedens, und statt des Kaisers sprach  
 der energische Ferdinand in den wichtigsten An-  
 gelegenheiten des Reichs. So geschah 1608 die  
 Vereinigung protestantischer Fürsten, um, da die  
 Verhältnisse Deutschlands ihnen keine Sicherheit  
 gewährten, sich diese selbst zu verschaffen. Sorg-  
 sam wachte diese Union über jeden Angriff des

Katholicismus. Aber auch die gegnerische Partey setzte sich unter Maximilian von Bayern in kriegsgerische Verfassung. Daraus ergab sich, daß jede gemeinschaftliche Berathung der deutschen Stände unmöglich fiel; entschied Stimmenmehrheit für die Katholiken, so wollten sich die Protestanten diesem Joche nicht unterwerfen. In der katholischen Schweiz galt das Ansehen des Königs von Spanien, und Nuntien sammelten Schaaren von Convertirten um sich. Die hieraus sich entspinneuden Reibungen mußten besonders in Graubündten von Bedeutung seyn, wo die Regierung protestantisch war, die italiänischen Landschaften dagegen zu den begeisterten Anhängern des römischen Stuhls gehörten. Noch im Jahre 1600 zählte man in Frankreich 4000 Edelleute unter den Protestanten, welche 200 feste Plätze besaßen. Ihnen gegenüber wurde der katholische Clerus seiner Macht und seines Einflusses sich immer mehr bewußt. Heinrich IV. stand keinesweges völlig theilnahmslos zwischen diesen Parteyen; der Clerus schloß sich ihm an, die Hugenotten bildeten unter ihm einen republikanischen Staat, auf welchen des Königs Einwirkung gering war. Begreiflich mußte letzterer dadurch der katholischen Partey näher befreundet werden; wie er es wurde, zeigte er durch die Rückberufung der Jesuiten. Gleichzeitig wurde die französische = katholische Kirche auf eine eben so strenge Weise restauriert, wie Spanien und Italien mit diesem Beispiele voran gegangen waren; aber in Frankreich zeigte sich die Geistlichkeit mehr geneigt, ihren weltbürgerlichen Pflichten nachzukommen, statt sich der abgeschiedenen Bußübung hinzugeben.

Das zweyte Kapitel erzählt die Siege des

Katholicismus von 1617 — 1623. 'Europa ist in zwey Welten geschieden, die sich auf jedem Punct umfassen, beschränken, ausstoßen, bekämpfen.' Von diesen hatte die katholische Seite den Vorzug der Einheit; jeden leisen Zwist verstand Paul V. im Keime zu ersticken. Dagegen fehlte den Protestanten seit dem Tode der Elisabeth der Mittelpunkt, und sie zerfielen überdies in zwey große, scharf-gesonderte Theile. Offenbar herrschte damals im Katholicismus die monarchische Richtung vor, welchem zufolge sich das religiöse und dynastische Princip hier enger verbinden mußte. Vielleicht hatte eben damals die katholische Partey in Deutschland durch die Persönlichkeit seiner Fürsten ein gewisses Uebergewicht. Schweikard von Mainz war ein Mann von Talenten; die beiden anderen geistlichen Kurfürsten besaßen Entschlossenheit und Liebe zur Thätigkeit; Maximilian von Bayern zeichnete sich durch Schärfe des Verstandes, Erzherzog Ferdinand durch unerschütterliche Kraft des Willens unter allen Fürsten aus. 'Die katholische Welt war in diesem Augenblicke einmüthig, classisch, monarchisch; die protestantische entzweyt, romantisch(?), republikanisch.' Daß Erzherzog Ferdinand, dessen Gesinnung und Streben niemandem geheim geblieben war, als Thronfolger in Ungarn und Böhmen anerkannt wurde, ließ die Protestanten die bevorstehende Gefahr ahnen. In dem mit England, Dänemark, Branien und Bouillon, dem Haupte der Hugenotten, verwandten Friedrich von der Pfalz erblickten wir den Mittelpunkt des protestantischen Lebens. Als ihm die böhmische Königskrone angeboten wurde, hörte er auf den Rath der Glieder der Union, deren Vorsteher er war. Von dem Augenblicke an standen

Ferdinand und Maximilian mit Rom und Spanien für die Erhaltung ihres ganzen Seyns zusammen. Sachsen wurde für die Unthätigkeit gewonnen und mit der einzigen Schlacht am weißen Berge war die nächste, dem Hause Habsburg und dem Katholicismus drohende Gefahr beseitigt. Eben damals, als die Ligue im oberen Deutschland triumphierte, wurde die Herrschaft der katholischen Kirche in Bearn wieder hergestellt, Graubünden furchtbar verheert, der wieder ausgebrochene Kampf zwischen Spanien und den Niederlanden schien sich auf die Seite der ersteren Macht zu neigen. Statt des schwächlichen, vom Alter gebeugten Gregor XV., welcher 1621 auf Paul V. gefolgt war, herrschte sein geistreicher, Kühner Nipote, Ludovico Ludovisio. Im schweizerischen Genugleben verlor dieser niemals die großen Interessen der Kirche aus dem Auge. Nur im Katholicismus sah er das Heil der Welt; die Propaganda wurde gestiftet; Inigo de Loyola canonisirt. Gregor, welcher an Ferdinand bedeutende Subsidien zur Führung des Krieges zahlte, forderte dafür nur die Herstellung der katholischen Religion. In diesem Sinne verfuhr der Kaiser zunächst in Böhmen. Mönche und Jesuiten ersetzten die vertriebenen protestantischen Prediger, die Messe durfte nur nach römischem Ritus gehalten werden, die vom Concile zu Basel geschehenen Bewilligungen in Betreff der Feier des Abendmahls wurden abrogirt, fast alle großen Grundstücke kamen in Folge der Confiscation in die Hände der katholischen Bevölkerung. In der kürzesten Zeit verehrte ganz Böhmen in dem Papste den Stellvertreter Christi; ähnliche Umwandlungen fanden in Mähren statt, nachdem 15,000 Menschen das Land hatten

räumen müssen; sodann verbreitete sich die Gegenreformation über Oestreich und ganz Ungarn. Die Oberpfalz wurde von Maximilian von Bayern in Stationen getheilt, und diese einzelnen Jesuiten zur Bekehrung überwiesen. Die unschätzbaren Handschriften Heidelbergs nahm der päpstliche Doctor Leone Allacci in Beschlag. In Baden und an der Bergstraße, in Bamberg, Fulda und Münster ging die Bekehrung raschen Schrittes weiter. Durch die Uebertragung der Kur von Pfalz auf Bayern wurde endlich im kurfürstlichen Collegio die Stimmenmehrheit errungen. Diese raschen Verluste des Protestantismus im Jahre 1621, besonders in Frankreich, glaubt der Verf. zum großen Theile in dem Abfalle des Adels begründet zu finden, der, bey der republikanischen Richtung seiner Docirin, sich lieber an König und Hof angeschlossen. Die Hugonotten verloren einen großen Führer, eine feste Stadt nach der anderen. Selbst in einzelnen Theilen von England fing man damals wieder an, die Messe öffentlich zu halten. Jacob I. schien nicht ganz vergessen zu haben, daß er der Sohn der Maria sey, als die Pulververschwörung mit einem Schlage alle Hoffnungen des Papstes und seiner Freunde vereitelte. Hieran knüpft sich S. 483 f. die anziehende Erzählung von der Absicht des Königs, seinen Nachfolger mit einer spanischen Königstochter zu verbinden, und der romantischen Reise des Prinzen von Wales nach Madrid. Für das protestantische Leben, dessen Mittelpunkt auf diese Weise plötzlich mit seinen alten Feinden in freundschaftliche Berührung trat, mußte das Aeußerste besorgt werden.

Die neuen Siege des Katholicismus von 1623 — 1628 werden im dritten Kapitel verfolgt.

Der Verf. zeigt uns, wie in diesem Zeitpunkte der höchsten Gefahr für die Protestanten, die ältesten Antipathien zwischen den beiden habsburgischen Häusern in gleichem Grade sich wieder regen mußten, als beide Fürstenthümer, gewaltig, fest auftretend, sich in Italien und Graubünden vielfach berührten. Andererseits besorgte auch Rudewig XIII. mit Recht jeden Einfluß in Italien durch die Macht des österreichischen Gesamt-Hauses zu verlieren. Allerdings glich Gregor XV. für einen Augenblick die verschiedenen Interessen aus; aber die lauernde Eifersucht war damit nicht beseitigt. Als 1623 Urban VIII. den päpstlichen Thron bestieg, hatte Richelieu bereits den Plan gefaßt, den Kampf um die europäische Autorität mit dem österreichischen Doppelhause zu bestehen. Zu diesem Zwecke hintertrieb er zunächst die Verbindung des Prinzen von Wales mit der Infantin, und schloß sich enge an Jacob I. Im Bunde mit Savoyen, Venedig, England und den Niederlanden wollte er den Angriff eröffnen, als der Aufstand der Hugonotten und das entschiedene Verfahren Gregors XV. 1626 den Frieden Frankreichs mit Spanien herbeiführte. Das ganze nördliche Deutschland war von katholischen Heeren besetzt, und auch hier gingen die Reformen, wenn schon mit weniger Härte, als in den kaiserlichen Erblanden, ihren Gang. Kann man es Gregor verargen, wenn er nach diesem unglaublichen Gelingen seiner kühnsten Hoffnungen, dem Entwurfe Raum gab, England anzugreifen? Spanien und Frankreich (Olivarez und Richelieu) boten sich zu diesem Unternehmen die Hand; man bestimmte schon im voraus, daß auf den Fall des Gelingens, Irland an den päpstlichen Stuhl fallen solle, und daß

es durch einen von Rom ernannten Vizekönig regiert werden möge. Schon rüstete man in allen Häfen, als 1627 eine englische Flotte unter Buckingham die Hugenotten zur Ergreifung der Waffen aufrief. Die Folge davon war die Einnahme von La Rochelle, so daß selbst dieses Unternehmen Englands nur zu dem vollendetsten Siege des Katholicismus beitragen konnte. Wie dagegen durch den mantuanisch-schwedischen Krieg ein Umschwung der Dinge erfolgte, setzt das vierte Kapitel auseinander. Unleugbar beruhte damals das Gleichgewicht in Europa auf dem Gegensatz zwischen Frankreich und Oesterreich-Spanien. Wie aber, wenn vermöge der Unterjochung des nördlichen Deutschlands, die ganze Gewalt des Reiches in die Hände des Kaisers gegeben wurde? Hierfür konnte für Frankreich kein Ersatz geboten werden, und so bildete sich noch ein Mal die Frage, ob die rein kirchlichen Bestrebungen, oder die politischen Rücksichten verfolgt werden sollten. Der Tod von Vincenz II. (Gonzaga), Herzog von Mantua, brachte Frankreich in eine feindliche Stellung zu Oesterreich; gelang es dem Papste nicht, die frühere Einigkeit zu retten, so mußte das große Werk der Restauration bis ins Innerste erschüttert werden. Urban VIII. (Masser Barberini) betrachtete sich vornehmlich als einen weltlichen Fürsten. Eine Menge von Befestigungen im Kirchenstaate wurden durch ihn ins Leben gerufen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 27. Februar 1837.

B e r l i n .

Beschluß der Anzeige: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat etc.

Keiner seiner Vorgänger hatte ein solches Selbstgefühl besessen, wie er. Ein solcher Mann konnte bey den politischen Verhältnissen vor Italien zu Spanien = Oestreich sich nur für Frankreich entscheiden. Er selbst rief Ludwigs XIII. Heer über die Alpen. Fühlte sich Kaiser Ferdinand solchergestalt unerwartet von einem Bundesgenossen verlassen, so setzte er seine Restauration in Deutschland um so entschiedener fort. Aber selbst das Restitutionsedict von 1629 konnte den Papst nicht gewinnen. So stritt der Kaiser allein für die Kirche; in Polen und den Niederlanden kämpfte er gegen Protestantismus, in Italien für Mantua. Das Andenken an die weltlichen Rechte des Kaiserthums gegen das Papstthum wurden wach; mit einem Heere sollte

[25]

Waldstein nach Italien ziehen, um die alten Lehensrechte des Reiches über Urbino und Montefaltro in Anspruch zu nehmen. So war der Stand der politischen Verhältnisse, als Richelieu für das Erscheinen der Schweden auf deutschem Boden wirkte. Es waren nicht etwa bloß protestantische Stände, welche ihre Hoffnungen auf Gustav Adolph setzten; auf dem katholischen Deutschland lastete der Druck der kaiserlichen Heere nicht minder stark, und vor allen Dingen hegten fast alle Klostergeistliche gegen die allein gebietenden Jesuiten die bitterste Feindschaft. Unter diesen Umständen war der Kampf gegen die Schweden in Deutschland kein Religionskampf mehr. Das bedeutende, aus demselben sich ergebende Resultat war, daß die beiden großen christlichen Confessionen durch den Frieden von Osnabrück in ein gewisses Gleichgewicht gegen einander gesetzt wurden.

Das achte Buch, welches den dritten Band des Werkes umfaßt, schildert die Päpste um die Mitte des 17. Jahrhunderts und berührt zugleich die späteren Epochen. Unter Urban VIII. erfolgte mit dem Heimfalle des Herzogthums Urbino die Abründung des Kirchenstaates. 1631 starb der söhnelose Franz Maria, Herzog von Urbino, nachdem er vorher die feyerliche Erklärung gegeben, wie er alle seine Besizungen nur von Rom zu Lehen trage, und endlich kurz vor seinem Tode die Regierung einzelnen päpstlichen Bevollmächtigten übertragen hatte. Seit geraumer Zeit waren die Finanzen des Kirchenstaates zerrüttet; schon 1587 mußte man die Hälfte sämmtlicher Einkünfte für Abtragung der Zinsen verwenden; 5 Jahre später wurden  $\frac{2}{3}$ , und abermals 7 Jahre darauf  $\frac{2}{3}$  der Revenüen zu dem

nämlichen Zwecke erfordert. So geschah es, daß, als 1605 Paul V. den päpstlichen Stuhl bestieg, die Einnahme des Staats, bis auf 70,000 Scudi, den Gläubigern der Staatsschuld überwiesen werden mußte. Obwohl nun gerade unter diesem Papste Anleihen auf Anleihen unbedenklich gehäuft wurden, so war doch damals Rom vielleicht der bedeutendste Geldmarkt in Europa. 1635 waren die päpstlichen Schulden auf 30 Millionen Scudi gestiegen. Der Grund hiervon mag vornehmlich in den Anstrengungen für die Restauration der Kirche zu suchen seyn; außerdem aber verschlangen bedeutende Bauunternehmungen und vorzüglich die Familien der Päpste unberechenbare Summen. Konnten jetzt die Päpste ihre Nipoten nicht mehr mit Fürstenthümern belehnen, so sollte auf sie wenigstens der Uberschuß der geistlichen Einkünfte übergehen. Dadurch hob sich das Haus der Aldobrandini zu seltenem Glanze; die Pfründen des unter Paul V. so einflußreichen Cardinals Scipione Borghese werden auf einen jährlichen Ertrag von 150,000 Scudi veranschlagt. Bald wurden die Borghesen zum mächtigsten Geschlechte in Rom; 80 Güter zählten sie in der Campagna. Dennoch wurden sie von der Familie Ludovisio, welche unter Gregor XV. gebot, an Ansehen übertroffen. Mit ihnen wetteiferten die Barberini, von denen man behauptet, daß ihre Erwerbungen unter dem Pontificate Urbans VIII. sich auf 105 Millionen Scudi belaufen haben. Auf diese Weise bildete sich durch die unter jedem Papste rasch sich erhebenden Geschlechter eine völlig neue Aristocratie in Rom, welche im Laufe der Zeit in vielfache Reibungen unter einander gerieth. Den ersten Rang unter diesem hohen Adel be-

haupteten die Farnesen; die mit den Barberini in Mißthelligkeiten geriethen, wie sie gegenseitiger Hochmuth und Ueberhebung seiner Stellung zu gebären pflegt. Unter dem 1644 gewählten Innocenz X. (Pamfili) gewannen die Spanier und Medici den lange verlorenen Einfluß wieder. Umsonst suchten sich jetzt die verhassten Barberini zu halten, indem sie sich in den Schutz Frankreichs begaben. Alexander VII. (Chigi) herrschte nicht mehr mit der Unbeschränktheit seiner Vorgänger. Die Congregatione di stato vernichtete sich der wichtigsten Staatsgeschäfte. 'Schon hörte man behaupten, dem Papste stehe eigentlich nur in geistlichen Sachen die absolute Selbstentscheidung zu; in allen weltlichen Geschäften dagegen, wenn er Krieg anfangen, Frieden schließen, ein Land veräußern, eine Auflage einfordern wolle, müsse er die Cardinäle um Rath fragen.' Noch entschiedener sprach sich dieser Grundsatz unter Clemens XI. (1667) aus, welcher nicht nach der Sitte seiner Vorgänger bey seiner Thronbesteigung die hohen Beamten vertauschte. Dadurch mußte der Hof eine von der früheren sehr veränderte Gestalt annehmen. Noch blüheten in Rom die alten Geschlechter der Colonna, Orsini &c., welche jetzt, nachdem nicht mehr die regierenden Familien die ganze Verwaltung in Händen hatten, zu den höheren Staatsbedienungen gezogen wurden. Nachdem der Verf. S. 69 f. die prachtvollen Bauwerke der letzten römischen Päpste erörtert hat, geht er zu einer Digression über Christine von Schweden über. Nach dem Tode von Gustav Adolph hatten die Schweden ernstlich daran gedacht, sich von der königlichen Gewalt frey zu machen, als Christine mit Eifer und Geschick sich den Staatsgeschäften unterzog,

Ohne deshalb ihre Leidenschaft für Studien zu unterbrechen. Freinsheim, Bossius, Salmasius, Cartesius glänzten in ihrer nächsten Umgebung. Mit ihnen las sie Tacitus und Plato. Die Schilderung der Persönlichkeit der jungen Königin S. 83 f. ist unübertrefflich. Als ihr unruhiger Geist sich auf religiöse Gegenstände warf, mußte ihr Leben von einer eigenthümlichen Richtung ergriffen werden. Der monotone Kirchendienst Schwedens sagte ihrer regen Phantasie nicht zu; der Umgang mit gelehrten Katholiken weckte die mannichfachen Zweifel in ihrer Brust. Schon daß man von ihr die Huldigung des Protestantismus forderte, widerstrebte ihrem eigenwilligen Geiste. 'Um sich dem römischen Hofe zu nähern, wandte Christine eine geheimnißvolle Verschlagenheit an, wie sie sonst nur in Angelegenheiten der Leidenschaft oder des Ehrgeizes vorkommt; sie spann gleichsam eine Intrigue an, um katholisch zu werden. Darin zeigte sie sich vollkommen als Frau.' Auf ihre Bitte sandte der Beichtvater des portugiesischen Gesandten einige Mitglieder des Ordens Jesu nach Stockholm (1652). Unter falschen Namen, mit der höchsten Discretion traten die Schlaunen auf. In der Königin, versicherten sie, habe der heil. Geist gewirkt. Bald umfaßte Christine nur noch mit innerlichem Widerwillen die Geschäfte der Regierung. So erfolgte 1654 ihre Abdankung. Nun begann ihr Zug durch Europa. Nachdem sie in Anspruch öffentlich zum Katholicismus übergetreten war, begab sie sich nach Italien, opferte Krone und Scepter der heiligen Jungfrau zu Loreto und hielt ihren triumphierenden Einzug in Rom. Nur gelehrte Beschäftigungen nehmen ihre spätere Lebenszeit ein. Wenn uns der Verf.

dann in die Verwaltung des römischen Staats und der Kirche führt, so sehen wir die Schöpfungen hochstrebender und für das Interesse ihrer Kirche glühender Päpste langsam in sich zerfallen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden alle von Rom vergabte Pfründen zu Gunsten eines Mitgliedes der Curie mit einer Pension belohnt. Wo, wie in Spanien, Landesgesetze einem solchen Mißbrauche entgegen standen, mußte man auch diese zu umgehen. Nur so können wir erklärbar finden, wie eine Zeitlang das reichthum Urbino nur 60 Scudi jährliche Einnahme gewährte. Dieselben Verpflichtungen lasteten auf den Pfarren, deren Accidenzien sogar nicht immer davon verschont wurden. Wer die auferlegte Pension nicht zahlte, wurde seines Amtes entbunden. Die Klöster verloren die Achtung, der sie sich früher erfreuten. Selten daß Mönche zu den höheren Kirchenstellen berufen wurden; am Hofe sahen sie sich durch Weltgeistliche verdrängt. Ja, Innocenz beschränkte sogar die Aufnahme in den Klöstern und Alexander VII. bot zuvorkommend der Signorie die Aufhebung einiger venetianischer Orden an, um durch deren Vermögen den Kampf gegen die Osmanen fortsetzen zu können. Selbst die Jesuiten vermodeten ihre frühere Richtung nicht mehr zu behaupten; die ernste Ascese wurde bey ihnen durch Haschen nach dem gemächlichen Genuße des Lebens verdrängt; die Strenge der Disziplin schwand. Statt des unbeugsamen Willens, welcher, zugleich mit Gelehrsamkeit, die früheren Generale auszeichnete, erkannte man bey diesen jetzt eine Milde und Demuth, welche Inigo nie geliebt hatte. Die aristocratische Tendenz der Kirche durchdrang auch diesen Orden, der in

Collision zwischen Frankreich und dem römischen Stuhle, mitunter kein Bedenken trug, seinem innigen Verhältnisse zu den Bourbons das Geheiß des unbedingten Gehorsams gegen den Papst zum Opfer zu bringen. Sann der Orden sonst ausschließlich auf die Ausbreitung des katholischen Glaubens, so nahmen ihn jetzt auch mercantile Speculationen in Anspruch. Es konnte die alte Ordnung sich gegen die neuen Tendenzen nicht mehr behaupten. Ueberhaupt, daß war nicht mehr ihr Sinn, sich die Welt zu unterwerfen, sie mit religiösem Geiste zu durchdringen; ihr eigener Geist war vielmehr selbst der Welt verfallen.' Nachdem der Verf. sodann das Verhältniß des Jansenismus zu den Dogmen der Kirche erörtert hat, wendet er sich noch ein Mal zu der Stellung Roms zur weltlichen Macht zurück und zeigt uns, wie der päpstliche Hof, weil er seine Rechte schärfer als zuvor gegen die Eingriffe der Fürsten zu wahren beflissen war, mit den letzteren, die nicht mehr von der Begeisterung für die Restauration getrieben wurden, in manchen bitteren Conflict gerieth. Man weiß, auf welche schlagende Weise Ludwig XIV. sich zu rächen mußte, wenn Rom seinen Stolz gekränkt hatte. Mit altrömischer Unerblichkeit stellte sich ihm Innocenz XI. (Odescalchi), derselbe, welcher durch Genauigkeit in der Verwaltung dem Bankrutt des Kirchenstaates vorbeugte, entgegen. Aber für Ludwig war die gesammte französische Geistlichkeit; er konnte es wagen, Avignon besetzen zu lassen und ernstlich an die Ernennung eines Patriarchen für Frankreich zu denken. Dennoch gab der von weltlichen Feinden bedrängte König nach und Inno-

cenx XII. nahm den Widerruf desselben entgegen. Um so mehr schwächte die folgende Zeit den Päpsten die lange behauptete Autorität. Im Frieden zu Utrecht wurde über Sicilien und Sardinien, Länder, welche als Lehen des römischen Stuhls betrachtet zu werden pflegten, verfügt, ohne daß der Papst befragt worden wäre; keiner achtete der Protestationen von Rom, als dessen Lehen, Parma und Piacenza, einem spanischen Infanten geschenkt wurden. Von jenem einigen Streben Roms mit den katholischen Mächtern war die letzte Spur verschwunden.

Eine Uebersicht der modernen Stellung des Papstthums beschließt den dritten Band, dessen überwiegende Hälfte durch Verzeichniß der benutzten Handschriften, nachträgliche Auszüge und critische Bemerkungen in Anspruch genommen wird.

Hvn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Seine Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.

Den 2. März 1837.

Göttingen.

Seine Hoheit, der Kurprinz und Mitregent, haben geruhet, unserm Herrn Hofrath Professor Bauer das Ritterkreuz des Ordens vom goldenen Löwen zu ertheilen.

Paris.

J. B. Bailliére. *Traité clinique des Maladies du Cœur, précédé de recherches nouvelles sur l'anatomie et la physiologie de cet organe; par J. Bouillaud, professeur de clinique médicale à la faculté de médecine de Paris. Avec des planches gravées. Tome I. XXI u. 534. T. II. 632 Seiten. 1835. in Octav.*

Dieses Werk ist eine weitere Ausführung des im J. 1824 von demselben Verf. heraus gegebenen *Traité des maladies du cœur* von Berzini und bis jetzt die vollständigste Arbeit über

[26]

die Herzkrankheiten, welche in Frankreich erschienen ist. In der Vorrede setzt er die Principien auseinander, welche er hierbei von Augen gehabt. Er sey der *méthode expérimentale* gefolgt, welche auch in den übrigen Naturwissenschaften zu den sichersten Resultaten führe (S. IX.): *en fraternisant ainsi avec les sciences physiques, la médecine, répudiant désormais le titre d'art conjectural dont on l'a si longtemps flétrie, s'est enfin élevée au rang des sciences positives et exactes.* Er gibt hauptsächlich drey Puncte an, worin er die vorliegende Lehre weiter als seine Vorgänger gebracht habe: 1) indem er nachgewiesen, daß die Krankheiten, welche unter dem unbestimmten Namen Aneurysmen und organische Uebel des Herzens vorkämen, ihren gewöhnlichen Grund in Verletzungen der Herzklappen hätten, und daß sowohl Hypertrophie als Aneurysmen bloß Folgen davon seyen. 2) Er habe ein neues Licht über die acuten Entzündungen der äußeren Herzhüllen verbreitet und die Pericarditis eben so genau wie die Pleuritis geschildert. Hinsichtlich der Aetiologie fände er die Ursache der Hälfte dieser Krankheitsfälle im hitzigen Gelenkrheumatismus; wie denn überhaupt Rheumatismus als Entzündung des ganzen sero-fibrösen Gewebes betrachtet werden müsse. 3) Die Lehre von der Entzündung der inneren Hülle oder des sero-fibrösen Gewebes, die er *endocardite* nennt, und welche eine wesentliche Rolle bey den meisten Affectionen dieses Organs, bey den Umänderungen der Klappen wie des Muskelgewebes spiele, habe er erst geschaffen.

Wir gehen nun zur Inhaltsanzeige dieses Werks über, das in Wahrheit die Medicin be-

reichert hat, obgleich die ganze weitschweifige Art der Behandlung, das viele Vonsichreden, die eingestreuten emphatischen Declamationen unserem deutschen Gaumen nicht recht behagen mag.

Der Verf. läßt sich zuerst weitläufig über den Bau und die Einrichtungen des Herzens aus; Es liefert genaue Messungen und Gewichtsangaben über die einzelnen Theile. Auf die Bestimmung der Herzgeräusche wurde viele Sorgfalt verwandt. Der Schilderung der einzelnen Krankheitsformen geht eine allgemeine Auseinandersetzung ihrer Ursachen, ihres Sitzes, ihres Verlaufs, ihrer Prognose, ihrer Behandlung und Complicationen vorher. Dann zuerst die Entzündung des Herzbeutels in den verschiedenen Stadien. Die Diagnostik ist mit besonderer Vorliebe behandelt. Hierauf die Entzündung der inneren serösen Haut, so wie des fibrösen Gewebes der Klappen (Endocardite). Das wechselnde Verhalten der Verengerung und Verkücherung und die abgeleitete Symptomatologie finden eine genaue Erörterung. Die Entzündung des Herzens (Cardite) wird als Entzündung des Muskelgewebes und des Zwischenzellgewebes dargestellt. Der Frage, ob zur Erzeugung von Knorpeln, Knochen und kalkartigen Ablagerungen Entzündung nothwendig sey, ist eine eigene Untersuchung gewidmet. Umständlich werden die Aflergebilde des Herzens besprochen, und hieran die Betrachtungen über die Vermehrung oder Verminderung der Absonderungen und Ernährung, als Herzbeutelwassersucht, Hypertrophie und Atrophie des Herzens angereiht. Ueber den nachtheiligen Einfluß der Hypertrophie auf andere Organe, namentlich über die Beziehungen zum Lungen- und Gehirnblutfluß, finden sich interessante Bemerk-

lungen. Es folgen die Neurosen des Herzens: Herzklopfen, Neurasthie, Krampf, Ohnmacht; ferner Störungen durch mechanische Eingriffe; Bildungsfehler und endlich die polypösen Gerinnsel mit und ohne organisches Gefüge. Zur Erläuterung des Gesagten sind mehrere Abbildungen und gegen 200 zum Theil ausführlich erzählte Krankheitsgeschichten nebst den Sectionsbereichen mitgetheilt.

# L e i p z i g.

Apud C. H. F. Hartmannum: De Ionis Chii Vita, Moribus et Studiis Doctrinae, scripsit fragmentaque collegit Carolus Nieberding. MDCCCXXXVI. VI u. 108 S. in Octav.

Eine der seltsamsten und interessantesten Erscheinungen in der älteren Griechischen Literatur ist Ion von Chios, des Orthomenes Sohn. Von Geburt ein Ionier, aber früh nach Athen verpflanzt, allmählich dem Mittelpuncte Hellenischer Bildung, vereinigte er die angeborene Leichtigkeit der Auffassung und Flexibilität des Geistes mit feiner Attischer Bildung und Urbanität. Er wußte alle die Hauptbestrebungen der damaligen Literatur in sich aufzunehmen und in gefälliger, oft reizender Form wieder zu geben: unverkennbar gebrach es ihm an eigentlicher Tiefe der Anschauung, die er aber durch die Vielseitigkeit seiner literarischen Leistungen zu ersetzen beflissen war. Ion war Prosaiter und Dichter zugleich; er ist der Erste unter den Hellenen, der beide Wege mit Glück einschlug. Seine *Επιγράμματα*, aus denen uns ein kostbares Stück vom Athenaios aufbewahrt, und ähnliche Schriften, waren

in einem blühenden, bezaubernden Stile geschrieben und streifen an den leichten Ton der Memoiren. Seine *Xlov κτις* schließt sich den zahlreichen ähnlichen Schriften der Logographen an, die die Alterthümer ihrer Vaterstädte erzählten, und der eigentlichen Historiographie die Bahn wachen. Eben derselbe Ton eignete sich die Pythagorische Lehre an und verschmolz sie auf eine ihm eigenthümliche Weise mit der Ionischen Philosophie. Diese neue Lehre entwickelte er in den *Τριαγμοῖς*, welche Schrift, von der Dreyzahl *τῶν ὄντων* benannt, alle Erscheinungen der Dinge der *συνεσις καὶ κρᾶτος καὶ τύχη* unterordnete.

Nicht minder vielseitig war Ion der Dichter. Obenan stehen seine Tragödien, deren Anlage und Ausführung sich nach den geringen Ueberresten freylich nicht mehr erkennen, kaum ahnen lassen. Man hat versucht, ihm die dem Aeschylos eigenthümliche trilogische Kunstform zu vindiciren. Der Erfolg dieses Wunsches war vor aus zu sehen. So geht die Annahme *ἢν Ἀδρ. Πέδ.*, daß in dem Agamemnon des Ion der Höhepunct der Ilias, Agamemnons Gesandtschaft an den großenden Achilleus, enthalten gewesen, dadurch zu Grunde, daß die Worte des ersten Fragments: *Οἴσσι δὲ δῶρον ἄξιον δρᾶμῆμα-τος* gar nicht anders als an einen Boten gerichtet seyn konnten, dem etwa nach *ἢν Nieberding's* wahrscheinlicher Annahme Klytämnestra den Auftrag erteilt, Agamemnons Heimkunft zu erspähen. Damit fällt aber auch das ganze Gebäude von der Trilogie aus der Iliischen Dramatie, wie die von *ἢν Ἀδρ. Πέδ.* construierte Herakleis durch die Bemerkung, daß Alkmea wohl ohne Zweifel ein Satyrdrama war, wie aus

Δολαντινος fr. 3. zu schließen ist. Treffender ist die Bemerkung von Hn Ulrichs zum Achäos S. 7., Ion scheine fast sämtlicher Tragödien Stoff aus den Homerischen Poesieen geschöpft zu haben, in denen ihr Inhalt theils angedeutet, theils weiter ausgeführt ist. Wer erkennt darin nicht die Einwirkung des Ehlischen Patriotismus oder der Jugendbildung des Dichters, dessen Heimathinsel seit früher Zeit ein Hauptsitz der Homeriden gewesen war?

Ion war ferner melischer und elegischer Dichter: angeführt werden Dithyramben, Oden und Hymnen, Skolien und Entomien (letztere aus den Venetianischen Scholien zum Frieden 835 beizufügen); dann Elegieen, der Liebe und dem Weine geweiht, und Epigramme.

Die Nachricht, Ion habe auch Komödien verfaßt, verwirft Herr Nieberding S. 6. mit gutem Rechte, dem wir es überhaupt verdanken, daß ein vollständiges Urtheil über Ion's Wirksamkeit und die Stellung, die er in dem Entwicklungsgange der Hellenischen Literatur einnimmt, so weit die vorhandenen Nachrichten und Reste der Werke gestatten, möglich geworden ist. Die vorliegende Schrift zeichnet sich durch gesunde Auffassung antiken Lebens und Characters, durch fleißige Bearbeitung und Belebung der vereinzelter Nachrichten und durch eine leichte, klare Darstellung vortheilhaft aus: Abschweifungen von der Hauptsache sind im Ganzen selten. Das erste Kapitel stellt die Nachrichten von Ions Leben zusammen: er war etwa Olymp. 74. auf Chios geboren; Aristophanes Frieden verspottet den kürzlich geschiedenen Dichter. Da nun jenes Stück Dl. 89, 3. auf die Bühne gebracht wurde (nicht Dl. 90., wie S. 3. angenommen

wird), so erhalten wir eine ziemlich genaue Be-  
gränzung der Lebenszeit des Dichters. In Athen  
lebte er mit Aeschylos in freundlichem Verkehr,  
besuchte von dort öfter seine Heimath, wie na-  
mentlich *El. 84, 4.*, als Sophokles gen Samos  
zog; *El. 87, 4.* erhielt er den dritten Preis im  
Drama, während Euripides Hippolytos den er-  
sten, Sophon den zweyten davon trug. Seine  
Liebe zu der schönen Korinthierin Chryssilla, der  
Tochter des Teleas (nicht *Telei filiae*, wie *S.*  
*4.* steht), besang er selbst in den Elegieen, und  
dieses Verhältniß gab vielleicht die äußere Ver-  
anlassung zu dem Bewußnisse, das ihn mit Pe-  
rifles entzweyte, gegen den er in den *Τροῦν-  
ματα* (*S. 81 f.* Nieberding) vielfache Anschuldi-  
gungen erhebt und dagegen Simons Aeußeres  
und Inneres geltend zu machen sucht. Denn  
daß auch Perifles die Chryssilla geliebt, wird aus  
des Komikers Telekleides *Ἠοιδόσις* angeführt.  
Oder hatte etwa der Komiker die bekannte Feind-  
schaft beider Männer scherzend und spottend aus  
Eifersucht entstehen lassen?

Im zweyten Kapitel (*Ionis ingenium  
moresque describuntur*) wird eben so wohl der  
Jonische Nationalcharacter im Allgemeinen, als  
der des Jon gut entwickelt. Den Kern des Be-  
sens des Jon erschließt sein eigenes Wort, indem  
er den Dionysos ansieht, ihm zu verleihen: *πι-  
νεῖν καὶ παίζειν καὶ τὰ δίκαια φρονεῖν*. Daß  
ist der Klang, der in allen elegischen Resten des  
Jon wiedertönt. In seinen Tragödien war er  
nach Longinos Urtheile *ἀδιάπτωτος καὶ ἐν τῷ  
γλαφτρῷ πάντῃ κεκαλλιγραφημένος*: er stieg  
nicht zu hoch und fiel darum nicht zu tief. Glätte  
und Ebenheit der Darstellung war ihm eigen;  
die Jonische Weichheit war auch den Tragödien

nicht fern, da Ion sogar Ionische Formen häufiger und mit größerer Freyheit in den Dramen anwandte, als die übrigen Dramatiker (denn S. 13. quod nescio an apud neminem alium reperiatur ist zu viel gesagt). Daß Ion noch spät in hohem Ansehen stand, dafür sprechen die Namen der Grammatiker, die theils, wie Baskon von Sinope, über ihn schrieben, theils seine Gedichte erklärten. Unter Letzteren ist der große Aristarchos.

Im dritten Kapitel behandelt Herr N. die Dramen des Ion. Ueber die Behandlung der ziemlich vollständig gesammelten Bruchstücke, für deren Emendation Bentley und Zoup Treffliches geleistet hatten, muß bemerkt werden, daß es Herrn N. nicht vergönnt war, den bey Fragmenten doppelt nöthigen critischen Apparat zusammen zu bringen. Ueberhaupt aber sind der Ungenauigkeiten, Auslassungen und Irrthümer so viele, daß wir Niemandem ratheo möchten, sich auf die Angaben Herrn N.'s zu verlassen. Bey jedem Bruchstücke muß man die Texte der Schriftsteller selbst, aus denen sie gesammelt sind, zu Rathe ziehen, wodurch der Werth des Buches allerdings bedeutend verringert wird. So muß Alcmen. fr. 1. καταπαύτορος hergestellt werden, wie denn namentlich fast sämtliche Stellen aus dem Hesychios lückenhaft (wie Argiv. fr. 1. Eurytid. fr. 4. Omphal. fr. 12. u. s. w.) oder unzuverlässig angegeben sind. Die Schowische Vergleichung der Handschrift ist nirgend zu Rathe gezogen, eben so wenig die Dindorfischen Varianten in den Stellen aus Athenaeos angeführt. Einzelne Besserungen der Gelehrten sind Herrn N. ebenfalls entgangen: so mußte Omphal. fr. 7. mit fr. 6. verbunden werden

(Bergk. ad Anacr. p. 85.); Phoenic. fr. 3. mußte statt Ἀνδριον ὄμιλον Ἀχαιῶν die einleuchtende Emendation von Emperius ἀχέων hergestellt werden u. s. f. Hier und da vermißt man die nöthige Umsicht in grammatischen und metrischen Fragen; so dürfte fr. 6. in dem Verse:

εἰ δ' ἐγὼ ὁρῶδ' ἰδεῖν βίον ἀνέρος, ὃ πολὺνται,  
εἰ δὲ nicht utinam ne fallar wieder gegeben werden, sondern sin vero; Phrur. fr. 1. ist ein unerhörter Trimeter angenommen; fr. Inc. 6. wird αὖ mit Unrecht ausgestoßen, fr. 11. ist διαρρηξὶς fehlerhaft beybehalten, welches Fragment Unterzeichneter kürzlich einem bestimmten Drama zugewiesen, s. Etym. Gud. p. 216, 11.

Das vierte Kapitel handelt von den lyrischen Gedichten des Ion. Eleg. fr. 2, 3. mußte mit früheren Gelehrten geschrieben werden:

ὁ δὲ Χρυσός  
αἶνον ἔχων χειροῖν νιζέτω εἰς ἔδαφος,  
wie auch Herr Osann Beiträge u. s. w. S. 74. will; fr. 3. mußten zwey Mahl Ionische Formen hergestellt werden.

Das fünfte Kapitel betrifft die libri historici Ionis, das sechste die philosophischen Schriften.

Trotz der Mängel dieser Schrift, die zum Theil nur Herrn N.'s zu weiter Entfernung von einer reichen Büchersammlung (er ist Gymnasiallehrer zu Conitz in Preußen), nicht ihm selbst zur Last fallen, ist sie eine dankenswerthe Erscheinung der philologischen Literatur. Uebrigens wird S. 59 ff. gelehrt von den Hahnenkämpfen bey den Alten gehandelt.

Schneidewin.

## P a r t 8.

Abr. Cherbuliez et C. libraires. *Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles.* Par M. J. Matter, Inspecteur général des études, Correspondant de l'institut etc. Tom. I. 1836. VIII und 431 S. 8.

Ein interessantes Buch über einen mehr als interessanten Gegenstand! Eine Geschichte der moralischen und politischen Doctrinen (oder soll man deutscher, verständlicher sagen Theorien?) und ihres Einflusses in den letzten drei Jahrhunderten ist die innerste Seele der neueren Geschichte und der Hauptschlüssel der Gegenwart. Die Doctrinäre in Frankreich mögen ihr Theil Unrecht und Ungeschick haben, wie die Andern auch, aber sie bezeichnen in einem gewissen Sinne einen allgemeinen Character der Zeit, die Nothwendigkeit und Macht der Theorie. Gleichen die früheren Zeiten der Geschichte mehr der frischen Jugend, die mit kräftigem Gefühle das Rechte trifft, von der Theorie nur Anfänge, Fragmente hat, — so äußert, je älter und männlicher unser Geschlecht wird, desto mehr die Theorie ihre bedingende Kraft, und am Ende tritt, wenn nicht das thatlose Greisenalter das wahre Ende ist, als das eigentliche Lebensgetriebe der Geschichte eine unauslöbliche Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis hervor. Man kann die Reformation als die Epoche bezeichnen, seit der jenes Wechselverhältniß deutlicher als je den pragmatischen Hauptfaden der Geschichte bildet. Dies ist, je lebendiger die Wechselwirkung ist, desto mehr das gesunde Verhältniß, die rechte Mitte, wenn man will, zu der es frenlich auf der Oberfläche der Begebenheiten selten kommt.

Hr. Motter, unter den Theologen durch seine kirchenhistorischen Arbeiten rühmlich bekannt, unternimmt in dem vorliegenden Werke, den Einfluß der moralischen und politischen Theorie und Praxis in den drei letzten Jahrhunderten seit der Wiederauflebung der Wissenschaften (renaissance) darzustellen, und zwar in sieben Perioden, deren Epochen, gleichsam Entwicklungsknoten, folgende sind: die Wiedergeburt der Wissenschaften seit 1453, die Reformation, der Abfall der Niederlande, die erste Revolution in England, unter Karl I., die zweite, unter Wilhelm von Oranien, die Americanische Revolution, die erste Französische, und die zweite, die so genannte Juliusrevolution. So wird das Ganze vorzugsweise eine rasonnierende Geschichte der Reformen und Revolutionen. Der Verf. ist von Geburt ein Deutscher. Aber Standpunct, Beziehungen, Maximen, Darstellungsweise sind durchaus innerlichst Französisch. Ein Deutscher hätte anders darüber geschrieben, ich will nicht sagen besser. Dem Französischen Schriftsteller stehen politische Erfahrungen und Anschauungen zu Gebote, die dem Deutschen abgehen. Unsere Gegenwart ist weniger geeignet, als die Französische, die Revolutionen der früheren Zeit in ihrem Spiegel zu reflectieren. Wir sind vielleicht mehr geneigt und fähig, das stille Fortschreiten, das Reformatorisches, den Zusammenhang der Bildungen im Ganzen zu begreifen, die Franzosen dagegen mehr, die Sprünge und Risse in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es hat jede Art ihr Gutes. Um so weniger werden wir uns scheuen dürfen, die Critik über das Französische Werk gerade vom Deutschen Standpuncte aus zu üben.

Die Vorrede bezeichnet zunächst das Verhält-

niß dieses Werkes zu einem ähnlichen, nämlich des Schottischen Philosophen Dugald Stewart Geschichte der metaphysischen, moralischen und politischen Wissenschaften seit dem 15. Jahrhundert in der Britischen Encyclopädie. Während nämlich der Schottländer sich vorzugsweise mit dem beschäftigte, was man in Frankreich Philosophie nenne, und die Politik nur als untergeordnet behandle, wolle der Verf. überwiegend die politischen Doctrinen betrachten in ihrem Verhältnisse zur Moral, und es sey ihm dabey weniger um die Theorie der Schule, als die Theorien und Maximen der Welt, d. h. der unmittelbaren moralischen und politischen Praxis der Regierungen und Völker zu thun. Schule und Welt seyen in Wechselwirkung, ja Kampf mit einander, und er habe eben die Aufgabe, diesen Kampf in der Geschichte darzustellen und zu erklären. Ob es nicht wünschenswerth gewesen wäre, den Unterschied zwischen Schule und Welt genauer zu bestimmen, und zu zeigen, wie beide eine Theorie haben, aber in verschiedener Art? Der Verf., fürchte ich, hat sich das Verhältniß nicht deutlich gedacht. Der Schule gehört ihrer Natur nach die wissenschaftliche Theorie, der Welt nur die Reflexion über die Erfahrung zum unmittelbaren Behufe ihrer Praxis. So erklärt sich, daß, während jene nothwendig darauf dringt, alles je länger je mehr in der Einheit zu erkennen, im Zusammenhange, im Systeme, im Ideale zu begreifen, die so genannte Welt in den practischen Maximen, in der practischen Sonderung des Verschiedenen stehen bleiben kann und darf. — Der Mangel an genaueren Bestimmungen dieses Verhältnisses hängt dem ganzen Werke an.

In der Einleitung erörtert der Verf. den

Standpunct und die Maximen der Betrachtung genauer. Wir müssen dabey verweilen, da der Geist und die Methode des ganzen Buches sich darin abspiegeln. Der Verf. sagt, die drei ersten Jahrhunderte seyen für die Europäische Menschheit unstreitig die glänzendsten; sie seyen die Zeit der politischen und moralischen Emancipation; voll der glorreichsten geistigen Eroberungen, der bewunderungswürdigsten Fortschritte in der Wissenschaft und den gesellschaftlichen Institutionen. Gleichwohl biete die Gegenwart als Resultat so großer Entwicklungen scheinbar nichts als Umsturz, Streit, Unordnung, Verfall. Dies sey ein Räthsel, welches gelöst werden müsse zur Belehrung der Gegenwart und Tröstung für die Zukunft. Die Lösung aber liege in der Geschichte jener drei Jahrhunderte, woraus das charakteristische Princip dieser Periode erkannt werden müsse, wie es entstanden, wie es gekämpft, endlich weshalb es sich bisher weder vollständig noch rein entwickelt habe. Der Verf. bezeichnet als Princip der ganzen Periode, als die axiomatische Wahrheit, die unter allen Bewegungen hervortrete, daß kein politischer Fortschritt wünschenswerth, ja selbst möglich sey, wenn er nicht auf eine natürliche und nothwendige Weise durch einen moralischen herbey geführt werde. So lange dies Princip nicht überall durchgedrungen sey, so lange es noch Widerstand und Widerspruch finde, Mißverstand und Uebertreibung leide, könne die Gegenwart keine andere Gestalt haben. Diese aber habe doch neben der traurigen, auch eine erfreuliche und friedliche Seite. Das Princip der Periode habe in der Gegenwart wie in der Vergangenheit seine Siege; sein Hauptflieg aber sey die fortschreitende Anerkennung jener axio-

matifchen Wahrheit. Diese wird nun S. 13. genauer so bestimmt: De tout gouvernement, qui veut vivre — et les gouvernements moraux ne vivent que des pensées de la raison publique, que des battemens de la conscience nationale, — de tout gouvernement, qui veut vivre, le principe de vie est dans la puissance de ses doctrines morales. La puissance des doctrines morales est dans leur pureté, cette pureté est dans leur indépendance, l'indépendance des doctrines morales est l'ère moderne. So macht der Verf. die Politik von der Moral abhängig, aber diese durchaus unabhängig von der Philosophie und der Religion. Er bestrittet die entgegen gesetzten Ansichten, indem er nicht sowohl beweist als behauptet, die Moral sey eben so ursprünglich als die Philosophie und die Religion, aber ursprünglicher als die Politik. Er will zugeben, daß die Moral nur in der Verbindung mit jenen ihre volle Macht habe, er wisse nicht, ob sie ohne dieselben seyn könne, das aber wisse er gewiß, daß weder die Religion noch die Politik noch die Philosophie ohne die Moral etwas seyen. Ohne die Moral sey die Politik ein hassenswerthes Joch, die Religion eine schändliche Maske, die Philosophie eine Brandfackel. Die Moral sey der Prüfstein der drey anderen, fast immer ein und dieselbe, während die Systeme der Religion, der Politik, der Philosophie wechselnd und wandelbar seyen nach der Verschiedenheit der Zeit, des Klimas, der Sitten. Nachdem der Verf. nun denen, welche die Unabhängigkeit der Moral von der Religion nicht zugeben wollen, einräumt, daß jene ohne diese ein Haus ohne Giebel und Grund sey, denen aber,

welche die Unabhängigkeit der Politik von der Moral behaupten, zugestehet, daß eine Moral ohne Politik einer Stadt gleiche ohne Wachen und Wälle, führt er den erstern, die mehr wolslen, den traurigen Zustand des Mittelalters zu Gemüthe, den andern aber, daß ihr System um drey Jahrhunderte zu spät komme und selbst für den Machiavell zu schlecht sey. Und so bleibe es dabey, daß die Politik eben so abhängig von der Moral sey, als diese unabhängig von der Religion und sonach wahrhaft souverain.

Das Ende der Einleitung kommt darauf zurück, daß die Gegenwart unter dem Scheine des Verfalls dem aufmerksamen Beobachter eine wahre und wirkliche Wiedergeburt verberge, und diese bestehe in dem Bedürfnisse der Zeit nach immer reineren Doctrinen und mächtigeren Institutionen. *L'ère du progrès politique*, ruft er aus, *par le progrès moral est arrivée; l'ère du gouvernement moral, de celui, qui vit des lumières de la raison publique et des battements de la conscience populaire, est arrivée à son tour. C'est pour concourir à l'établissement du progrès pacifique qu'amènera cette ère, que nous présentons l'histoire de trois siècles du progrès orageux.*

Rec. gesteht seine Ungeschicklichkeit, sich in des Verfs Darstellungsweise leicht hinein und heraus zu finden. Eine einfache didactische Erörterung der wesentlichen Begriffe, womit die Einleitung zu thun hat, hätte mehr geleistet, als die glänzende, wichtige Rhetorik des Verfassers. Diese mögen die französischen Leser fordern, unser Geschmaack aber wäre gewesen, die Gegenwart mit ihrem Scheine und ihrer Wahrheit, ihrer traurigen und erfreulichen Seite, ihren Unruhen und

vom Frieden einfach nur zu bezeichnen, und  
 dem räthselhaften Probleme, was sie auf-  
 stellt, auf die Geschichte, worin die Lösung des-  
 selben liegt, zurück zu gehen. Will man dies  
 dialectische Schule nennen, immerhin. Dabey  
 wäre nöthig gewesen, nicht bloß die Franzö-  
 sische Gegenwart, sondern auch die Deutsche  
 zur Anschauung zu bringen. Je mehr das Werk  
 universalhistorisch seyn will, desto weniger durfte  
 es die Geschichte nicht bloß zur Erklärung der  
 Französischen Zustände machen. Da der Verf.  
 in der Einleitung die Hauptmomente seiner prag-  
 matischen Geschichtsbetrachtung zu entwickeln ge-  
 denkt, so war Schärfe und Bestimmtheit der  
 Begriffe, Sondernng des Verschiedenen, Verei-  
 nigung der zusammen gehörigen Momente vor-  
 allem nöthwendig. Aber der Verf. zieht vor,  
 geistreich zu discurriren, wo man bestimmte Be-  
 griffe, pikante Schlagworte, interessante Verglei-  
 chungen zu geben, wo man Ausführungen und  
 Beweise erwartet. Da er so den Leser nicht in  
 einen geordneten Gang nöthwendiger Gedanken  
 bringt, erschwert er das Verstehen mehr als billig.  
 Indesß ist dies eben nur eine hermeneutische  
 Schwierigkeit, die man überwindet. Ungleich  
 schwerer, ja unmöglich ist, dem Verf. in allem  
 beizustimmen. Selbst gegen einige Hauptpuncte  
 seiner Einleitung müssen wir Protest einlegen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

# Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stüd.

Den 4. März 1837

Paris.

**Beschluß der Anzeige:** Histoire des doctrines morales et politiques etc.

Der Verf. konnte ohne weiteren Beweis annehmen, daß die Zeit der wissenschaftlichen Wiedergeburt und der religiösen Reformation die Grundepoche der ganzen neueren Zeit, somit auch der Gegenwart sey. Aber wenn er als die axiomatische Wahrheit der ganzen Periode den Satz aufstellt, kein politischer Fortschritt ohne den moralischen, so ist dies eine so allgemeine Wahrheit und Lehre der Geschichte, daß man sie an jeder anderen Periode eben so anschaulich machen kann. Der Verf. will das charakteristische Princip der neueren Geschichte angeben. Meinte er nun, — was allein Sinn hat, — es liege dies in der allgemeineren Anerkennung und theoretischen Feststellung jener Wahrheit, — so mußte dies bestimmter gesagt und historisch durch kurze Ver-

[27]

gleichung mit früheren Perioden der Geschichte besser begründet werden. Verstehen wir den Verf. recht, so findet er das eigentliche Princip der neueren Geschichte eben so sehr in der Abhängigkeit der Politik von der Moral, oder richtiger, der lebendigen Verknüpfung jener mit dieser, — als in der Emancipation der Moral von der Religion und Philosophie. Das letztere drückt er so stark aus, daß er sagt, die Reinheit der Moral beruhe eben auf ihrer Unabhängigkeit oder Souverainität. Allein so gefaßt unterliegt die Behauptung des Verfs. den gerechtesten Bedenken, sowohl von der historischen als philosophischen Seite. Die Unzertrennlichkeit der Politik von der Moral, — wer wagt sie zu leugnen? Wie aber? Wurden Plato und Aristoteles dies nicht auch schon vor allen Revolutionen und Reformen der neueren Zeit? Sie wußten es so gut, daß ihnen die Politik eben nur als ein Theil der Ethik erschien. Der Griechische Staat, ja am Ende auch der Römische, beruhete er nicht mit allen seinen Institutionen auf der Moral? Freylich auf der Moral der Griechen und Römer. Aber der Verf. selbst will keinen besonderen Unterschied der Moral gelten lassen; sie sey, sagt er, wesentlich immer dieselbe. Allein eben dies ist nur in einem sehr beschränkten Sinne wahr. Der Fortschritt in der Moral, und wahrhaftig nicht bloß in der Theorie, ist doch das wenigste, was man dem Christenthume zugestehen sollte. Der Verf. selbst wird ihm diese Krone nicht rauben wollen. Seit aber das Christenthum in der Welt ist und eben als wahre Religion den Anspruch macht, alles zu durchdringen, Staat und Familie, Wissenschaft und Kunst, ist auch die Wahrheit kund, daß es keine wahre Politik, kein

wahres Staatsregiment gibt ohne den Grund der christlichen Moral. Wo man in der christlichen Welt je anders lehrte, war dies eben ein Abfall vom Christenthume, ein Abfall, der in der neueren Zeit mehr vorkommt, oder wenigstens bewußter und darum strafbarer als in der älteren. So verschwindet das Characteristische der neueren Geschichte, wie es der Verf. bestimmt, gänzlich. Meinte aber der Verf., jener Satz werde in der neueren Periode allgemeiner anerkannt, völliger begriffen, lebendiger in das Bewußtseyn der Völker aufgenommen werden, so hat er Recht, aber er hätte dann diesen gradweisen Unterschied genauer bestimmen, und durch vergleichende Geschichtsbetrachtung beweisen und erklären sollen. Politik und Moral werden als Theorien in der Schule, d. h. auf dem Gebiete der Wissenschaft, nothwendig getrennt, so wie man Aesthetik und Moral, Dogmatik und Moral in der Betrachtung trennt, um jede in ihrer Eigenthümlichkeit desto besser zu begreifen. Aber eben, weil sie im Leben in beständiger Beziehung zu einander stehen, muß die wahre Wissenschaft der Schule überall wieder die Berührungspunkte und Vereinigungspunkte nachweisen, und so die höhere Einheit des Verschiedenen zu gewinnen suchen. So erst entspricht sie dem Leben, worin jedes seinen Kreis, alle Kreise aber wieder in einander gehend einen gemeinsamen Mittelpunkt haben. Dies führt auf einen anderen Punct, worin wir dem Verf. unbedingt widersprechen müssen. Wenn der wahre Fortschritt des menschlichen Geschlechts, so im Leben wie im Denken, nicht bloß in der Sonderung, sondern auch in der Vereinigung, Zusammenhaltung liegt, weil jene ohne diese Zerreißung des Lebendigen, d. h. Tödtung ist,

und, das Christenthum und in der Geschichte desselben die Reformation ein wahrer Fortschritt des Lebens ist, so kann die axiomatische Wahrheit der Reformationsperiode nicht bloß in der Trennung der Moral von der Religion und Philosophie liegen, sondern muß gefunden werden in der gehörigen organischen Verknüpfung derselben ohne alle Vermischung und Verwirrung. Gehört die Religion so gut dem Leben an, wie die Moral, die Philosophie ebenfalls, und muß die Wissenschaft der Schule, wenn sie die Wahrheit will, mit dem Leben der Welt congruent seyn, so wäre es ein Rückschritt, wenn die neuere Zeit die Moral des öffentlichen Lebens von der Religion trennen und diese, sammt der Philosophie, ich weiß nicht in welchen Winkel des individuellen Herzens und Kopfes verweisen und ihr jeden Einfluß auf das moralische Gewissen verbieten wollte. Rechnet der Verf. zur moralischen Tüchtigkeit nicht die Weisheit? Gewiß thut er dies. Hängt aber diese nicht wesentlich zusammen mit der Erkenntniß vom Wesen der Dinge, und mit der richtigen Methode des Denkens? Da tritt aber die Philosophie ein, freylich immer nur von Wenigen gepflegt, aber als Gemeingut der menschlichen Gesellschaft, und als solche läßt sie sich ihren Einfluß auf die Moral nicht nehmen. Frankreich selbst hat es gelehrt und gelernt, was es damit auf sich hat. Schlechte Philosophie, — schlechte Moral. Man weiß kaum, was zuerst schlecht wird und was nachher. Und eben so, hat der Verf. aus der Moral noch nicht die Pflichten gegen Gott gestrichen, oder erkennt er an, daß in der Einrichtung und Einnahme des Kultus ein moralisches Moment liegt, nicht bloß als Grund, sondern auch als Wirkung,

wie kann er die Souveränität der Moral in dem Sinne behaupten, daß es fast scheint, als sey sie nur dann recht rein, wenn sie von Gott und göttlichen Dingen nichts weiß, ja nichts wissen will? Gott behüte uns vor solch einem moralisch-politischen Fortschritte! Er ist eben so entseßlich, als der zu einer Religion ohne und wider die Moral. Der Verf. behauptet, die Moral sey eben so primitiv, als die Religion. Aber ist der menschliche Geist ein in sich einiger, so muß das eine vom andern in ihm wirken von Anfang an; geschlossene verschiedene Kammern sind nicht in unserem Geiste. Ja, am Ende möchte eine tiefere psychologische Analyse zeigen, daß wiewohl das moralische und religiöse Bewußtseyn zugleich wie in Einem Schlage hervortreten, doch dieses über jenes in der Wechselwirkung, worin sie bleiben, ein beständiges Uebergewicht ausübt, weil der Gottesgedanke seiner Natur nach beherrschend ist. Es klingt sehr schlimm, eine unmoralische Religion. Aber wie nennt man den Ton, wenn von einer Moral ohne Religion, d. h. am Ende einer unfrohen, irreligiösen Moral gesprochen wird? — In der ganzen Einleitung des Verfs. fühlt man das Bedürfnis, den Begriff, besonders der Moral, näher bestimmt zu sehen. Unstreitig meint er die öffentliche. An zwey Stellen nennt er sie *les battemens de la conscience populaire* oder *nationale* und stellt sie zusammen mit den *lumières* oder *pensées de la raison publique*. Ich weiß nicht, ob diese Gedanken der öffentlichen Vernunft auch zur Moral gehören, oder die Philosophie bilden. Nach dem Zusammenhange ist das erstere wahrscheinlich. Aber was ist das für eine Moral? Ist das die, welche wesentlich

immer dieselbe bleibt, während Religion und Philosophie wechseln? Sehe ich recht, so meint der Verf. die Moral des allgemeinen, gesunden Menschenverstandes und der öffentlichen Meinung. Wenn aber diese beiden nicht wandeln und wechseln, so wandelt und wechselt nichts in der Welt. Was hat in Frankreich nicht schon alles als gesunder Menschenverstand gegolten, und was das Volksgewissen dort und überall schon zu verantworten gewußt? Oft gerade das, was bald darauf als Unsinn und unsittlich verworfen wurde. Auf diesem schwankenden Brete oder vielmehr diesen Zeitungsbögen, — denn diese sind am Ende die Urkunde dieser Moral, — soll sich die wahre Politik erbauen, nach diesem unwandelbaren Kanon von heute, kaum von gestern, sich richten? Nimmermehr! Diese Moral ist wie Wind und Wetter, — in einem und demselben Jahrzehnd frömmelnd und gottlos, gerecht und ungerecht zugleich. Rec. legt großes Gewicht auf das ursprüngliche und allgemeine Bewußtseyn der Menschen, auf die Wahrheit und Kraft des Denkens und Gewissens, aber es muß seinen Regulator haben. Die Macht der öffentlichen Meinung ist ein schätzbares Gut, aber sie ist eben so wenig unfehlbar als der Papst in Rom. Wer darf leugnen, daß in der Masse des Volks eben so gut Irrthum und Sünde ist, als in dem Einzelnen, in den Zeitungen und Ständeversammlungen so gut Wahn und Verlebrtheit, wie in den Büchern der Schule und in dem Rathe der Fürsten. Ganze Geschlechter und Völker sieht die Geschichte ihrem verkehrten Sinne dahin gegeben, und man hat eben so oft gesehen, daß ein verdorbenes Volk die Regierung verderbt hat, als umgekehrt. — Um es kurz zu sagen,

wir wissen in der jetzigen Zeit von keiner ande-  
 ren: festen und unwandelbaren Moral, als siche-  
 rem Grunde der Politik, als der christlichen, wie  
 sie in der heil. Schrift vorliegt, und von jedem  
 gesunden, nachdenkenden Geiste in allem Wesent-  
 lichen auf gleiche Weise verstanden und angeeig-  
 net werden kann. Nur nach dieser können wir  
 beurtheilen, ob die Schläge des Volksgewissens  
 und die Gedanken der Volksvernunft richtig sind  
 oder nicht, die öffentliche Meinung die Stimme  
 des Wahns oder der Wahrheit ist. Nun beruht  
 freylich das volle Verständniß derselben und ihre  
 richtige Anwendung auf der Wissenschaft, und  
 diese hat immer und überall der Philosophie in  
 sich als ihren wissenschaftlichen Grund und Halt.  
 Aber man sieht auch nicht ein, wie eine Politik  
 gesund seyn und im Staate bestehen könne, ohne  
 den natürlichen Zusammenhang, den lebendigen  
 Kreis des menschlichen Wissens und Handelns  
 anzuerkennen und zu erhalten. Darin liegt nichts  
 von jener falschen Abhängigkeit des Staates von  
 der äußeren Kirche, dem Priesterthume, der Pe-  
 danterey und den Utopien der Schule, — ein  
 Lieblingsausdruck des Verfs, — sondern nur  
 dies, daß keine Regierung und kein Volk unge-  
 kräft die Bande zerreißen darf, welche das Evan-  
 gelium zwischen Moral und Religion, wie zwi-  
 schen Politik und Moral geknüpft hat. Bey dem  
 allen liegt der Meinung des Verfs etwas Wah-  
 res zum Grunde. Es ist aber dies. Der Haupt-  
 character der neueren Periode seit der Reforma-  
 tion ist die Critik im weitesten Sinne des Wor-  
 tes, die scharfe Sonderung und deutliche Unter-  
 scheidung des Verschiedenen. Das ist formell  
 der protestantische Character überall, wo er er-  
 scheint, im Staate wie in der Kirche, in der

Kirche wie in der Schule. Er scheidet, was die frühere Zeit im unmittelbaren Gefühle noch ungetrennt hatte; anfangs in rechter Art, je mehr aber das Gefühl für sich seine Kraft verlor, immer gedankenlos vermischend und verwirrend, und so eins durch das andere verderbend. Allein die Reformation hat den Geist der Critik nicht geweckt und erzogen, um den inneren Zusammenhang, die höhere Einheit der Dinge zu leugnen oder zu zerreißen, sondern damit eine tiefere richtigere Einsicht in das Wesen der Dinge und das durch eine wahre bleibende Vereinigung aus den tiefsten Wurzeln des Lebens gewonnen würde. So in der Theologie, so im Staate und der Politik! Die freye, natürlich verschiedene und somit eigenthümliche Entfaltung aller Kräfte und Elemente des Lebens; — und in Folge davon die wahre harmonische Zusammenstellung und Wechselwirkung der gehörig aus einander gehaltenen Kreise der Kirche, des Staats, der Schule und der Welt, der Politik und Moral, der Philosophie und Religion, — das ist die Idee und der Wille der neueren Zeit seit der Reformation. So soll im Staate, in der Politik kein Fortschritt ohne die Moral seyn, d. h. ohne die Moral des Evangeliums in ihrem gehörigen Verständniß und ihrer verständigen Anwendung auf die verschiedenen Kreise des Lebens. Weil dieser wahrhaft critische aber immer wieder auch unierrende Geist immer noch Widerstand in der menschlichen Trägheit und Selbstsucht findet, und nicht allgemein ist, darum sind auf die wahre Reformation da, wo der Widerstand seine Spitze erreicht hat, Revolutionen auf Revolutionen erfolgt und werden nicht aufhören, so lange jener noch nicht völlig überwunden ist.

Leichter ist, den Verf. in der historischen Darstellung zu verstehen und zu loben. Wir können aber nur kurz darüber seyn.

Der vorliegende erste Theil enthält nur die Geschichte der drey ersten Perioden, der ersten von 1453, der wissenschaftlichen Wiebergeburt bis zur Reformation 1517, der zweyten, bis zum Abfalle der Niederlande 1565, der dritten, bis zur ersten Englischen Revolution 1641.

In der ersten Periode werden als Begründer neuer Doctrinen besonders zwey Männer an die Spitze gestellt, Pomponatius, 'der größte Philosoph der Zeit', der die moralischen Doctrinen (sollte wohl heißen die Philosophie überhaupt, denn auch die Naturbetrachtung suchte er zu befreien) von der Religion, und Machiavell, der die Politik sowohl von der Religion als der Moral losriß. — Was den Einfluß des letzteren betrifft, so ist er eben so unteugbar, als die Originalität seines Werkes vom Fürsten, worauf es hier besonders ankommt. Den ersteren aber thangen wir bey aller Außerordentlichkeit seines Geistes weder für so originell, noch für so einflußreich halten. Das Mittelalter hatte schon mehrere gesehen, die, wie Pomponatius, zwischen philosophischer Wahrheit und theologischer unterschieden und auf die Weise die Freyheit der Philosophie zu behaupten suchten. Viel charakteristischer ist in Pomponatius die antischolastische und skeptische Richtung, und diese der eigentliche Schlüssel seiner Schriften. Alle Skepsis aber macht die Philosophie frey und unabhängig, sie bricht den Acker nach Neuem auf. Allerdings vertheidigte er sein Werk *de animarum immortalitate* gegen den Vorwurf der Sittenverderblichkeit damit, daß er sagte, der Glaube an Un-

Herblichkeit hänge mit der Sittlichkeit nicht wesentlich zusammen. Aber weil er sich damit nur vertheidigen will, liegt darin noch keine Theorie der absoluten Trennung der sittlichen Idee von der religiösen. Im Uebrigen ist die Charakteristik des Pomponatius treffend, aber die Richtung, die er bezeichnet, nicht pragmatisch genug ausgeführt, so daß man auch nicht deutlich erkennt, wie sich diese auf jeden Fall falsche Trennung der Moral und Religion unterscheidet von der wahren Bestimmung des Verhältnisses beider zu einander, so in ihrem Unterschiede, wie in ihrer Einheit, die in der eigentlichen Reformation liegt.

Der Verf. läßt auch diese Reihe der Entwicklung, die in die ganze neuere Geschichte der Wissenschaften überhaupt einführen mußte, liegen, und beschäftigt sich vorzugsweise mit der Geschichte der Losreißung der Politik von der Moral und Religion, welche Machiavell durch sein berühmtes Werk begründete. Diese Losreißung ist bey Machiavell eben so unleugbar, als der absolutistische Character seiner Politik. Aber der oft sehr starke Schein des Gegentheils in den Werken des großen Florentiners ist von dem Vf. mehr nur kurz berührt, als erörtert und erklärt. Der Widerspruch mußte aufgelöst werden, um den Mann ganz zu begreifen. Er ist aber nur zu lösen unter der Voraussetzung der speciellen practischen Beziehungen seiner Doctrin auf den damaligen Zustand von Italien, des Mangels an Einsicht und Erfahrung von dem wahren Wesen des Christenthums, und des in jener Zeit auf allen Gebieten anfangenden Kampfes zwischen der antiken, classischen Welt und der neuen christlichen. Wird nun jene Einsicht und Erfahrung wahrhaft erst wieder gewonnen durch die

Reformation, auch dieser Kampf erst durch dieselbe auf seine wahren Entscheidungs- und Vermittlungspunkte geführt, so folgt von selbst, daß von der Reformation eine andere Richtung der Politik ausgehen mußte, als die des Macchiavell. Der Verf. bemüht sich, das Princip der Reformation in der Politik näher zu bestimmen. Allein er bleibt mehr bey den äußeren Erscheinungen und einigen formellen, abstracten Sätzen, die sich ihm daraus ergeben, stehen. Die Reformation, sagt er, habe nicht nur die äußere Macht der Kirche aufgehoben, sondern selbst das *gouvernement spirituel pour la religion*; sie habe freylich andererseits Fürst und Obrigkeit unter den Schuß der göttlichen Sanction (von Gottes Gnaden) gestellt, aber indem sie der individuellen Vernunft, dem individuellen Gewissen volle Freyheit gegeben, habe sie die zusammenhaltende Macht der Auctorität zerstört. So sey die Politik, wie die Moral der Reformation un *mélange d'avantages et d'inconvéniens bien propre à suspendre et à diviser les esprits*. Die äußere Erscheinung spricht für den Verf. Allein sobald man tiefer in die Lehren der Reformation und in den Gang der Begebenheiten, der mit ihr anfängt, eingeht, ist doch unverkennbar, daß in ihrer Idee lag, Staat und Kirche in das richtige Verhältniß zu einander zu bringen, und nicht einander zu opfern, und eben so die individuelle Freyheit des Denkens und Handelns mit dem Gemeinsamen und Positiven so zu verknüpfen, daß eins das andere trägt und vollendet. Die Reformation wollte einen wahren Staat, aber einen christlichen, und eine wahre christliche Kirche, aber voll lebendiger Religion im Staate, in der Familie, in der Wissenschaft

und Kunst. — Dies ist freylich eine ideale Aufgabe, aber die Reformatoren haben sie gefaßt, nur nicht immer klar und bestimmt genug ausgedrückt. Ihre unmittelbare völlige Ebsung in der Praxis war freylich eben so wenig in jener Zeit möglich, als die Vermeidung der unglücklichen Mißverständnisse und Mißbräuche in den Bauerkriegen und den Anabaptistischen Unruhen. Der Verf. kommt auf das Werk des Erasmus, institut princip. Christ.; das Gegenstück gegen den Fürsten des Machiavell, er lobt es im Allgemeinen, aber er findet es für die Zeit trop idéal, trop classique, es habe zu sehr nach der Lampe und Schule geschmeckt, sey zu allgemein und zu unpractisch gewesen, so daß sich erklären lasse, warum Karl V., für den es geschrieben sey, sich doch lieber an seinen Machiavell gehalten habe. Allein der Verf. unterscheidet zu wenig die technische Darstellung der Politik und die ideale, wodurch allgemeine Grundsätze gewonnen und festgestellt werden. Es ergibt sich, daß beide in der Zeit noch zu sehr aus einander lagen, und erst allmählich zusammen kommen konnten. Die Reformation von Grund aus kann aber immer nur vom Idealen ausgehen, und da liegen Religion und Moral, Moral und Politik in einander. Das aber hat er sehr lebendig und klar dargestellt, wie eben von Karl V. an sich ein beständiger Kampf entwickelt zwischen den machiavellistischen Maximen des Fürstenthums, und den reformatorischen Ideen und Idealen der Zeit. Dieser Kampf wird in seinen Hauptmomenten recht anschaulich geschildert, und man folgt dem Verf., — wenn man auch im Einzelnen widersprechen muß —, im Ganzen gern, wie er bald in den Sturm der Begebenheiten

eingeht, und die Reime und Anfänge, den Hergang und die Folgen der Revolutionen der Zeit schildert, bald zurückgeht auf die Maximen der Fürsten und Stände und deren Kampf, namentlich die politischen Instructionen Karls V. an seinen Sohn Philipp II., und dieses an seinen Sohn Philipp III., charakterisiert, den Zwiespalt der idealen Theorie und der Praxis, die Heucheleien und Heimlichkeiten darin hervor hebt und straft. In diesen Theilen des Buches ist viel Meisterhaftes, so daß wir im Allgemeinen urtheilen müssen, der Verf. ist desto glücklicher und befriedigender, je mehr er historische Thatsachen darstellt und entwickelt, je mehr er aber in allgemeine Reflexionen sich einläßt, desto unbefriedigender wenigstens für den Deutschen Leser. Rec. glaubt, daß Französische Leser anders urtheilen werden, vielleicht auch Nichttheologen unter uns Deutschen; aber einem Theologen wird es unmöglich, die Grundlagen des Buches so anzuerkennen, wie sie der Verf. dargestellt hat.

### Königsberg.

Wey Bornträger, 1835: Die Genesis historisch-kritisch erläutert von P. v. Bohlen, o. Professor zu Königsberg. — CXCIX u. 506 S. in 8.

Dieses Buch ist aus einer Richtung der Erklärung der Bibel geflossen, deren Unzulänglichkeit doch endlich ihren Liebhabern deutlich werden sollte, wäre es auch nur aus der Unfruchtbarkeit ihrer Bestrebungen. In den inneren, nothwendigen Sinn der Gedanken der Bibel scheint man sich einzubringen, aus welcher Ursache diese Scheu

auch entspringen mag: bey dem Alten L. zumahl glaubt man um so leichter der Mühe des ernstlichen Durchdenkens des Inhalts enthoben zu seyn, da ja doch diese 'Literaturüberreste der Hebräer' ihren 'Heiligenschein' nicht verdienen, und wenn irgend ein Verdienst an ihnen hänge, dies etwa nur ein poetisches sey, womit man leicht fertig werde. Verdienstlich, rühmlich sey es, solche Bücher ihres Heiligenschimmers zu entkleiden, ihre Wahrheiten aus Indien oder Persien abzuleiten, ihr Alter und ihre Urkraft so viel als möglich zu läugnen oder doch ungewiß zu lassen. So stellt man sich ganz außerhalb des Heiligthums, ohne auch nur entfernt die heiligen Sachen genau zu kennen die man doch zeigen und erklären will; man mag das Licht nicht sehen und klagt doch über seinen Mangel. So trägt man aus allerley Quellen, trüben und reinen, eine Menge von Stoff, zur Erklärung von Parallestellen und ähnlichen Nebendingen herbey, und kommt doch nicht weit im Erklären, gelangt doch nicht zu einer erschöpfenden, allseitig befriedigenden, frohen Exegese; man schleppt das Alterthum aller Völker sammt den Dingen der Neuzeit heran und verliert das nächste; man bemüht sich, das Biblische aus dem Fremden zu erklären und weiß doch nie das Eigenthümliche, das Einzige im Inhalte der Bibel zu erreichen. Wie unglücklich und ungenügend das eigene Bemühen sey, fühlt man auch dunkel selbst, indem man sich, wie das auch in diesem Buche geschieht, von Seiten erbitterter Segner nichts Gutes versieht, seine eigene Unschädlichkeit und Bortrefflichkeit zu preisen für nöthig findet, und vor nichts mehr erschrickt, als vor dem, was man in neuerer Redeweise 'die tödtliche Zugluft heimlich-

ther Verläumdung nennt. Als ob der redliche, treue Forscher irgend etwas von Menschen zu fürchten habe, und war es auch die heimlichste Verläumdung! Aber allerdings begreift sich, wie die Buchstähler und andere Verworrene, deren Arm wenigstens in Norddeutschland eben nicht all zu ängstlich zu fürchten ist, das empört von sich weisen müssen, was ihnen von solchen Sels ten her geboten wird: können doch auch die nicht befriedigt werden, welche nichts suchen und wollen als Wahrheit, diese aber ungeschmälert und unverletzt, und welche zwar niemals die mindeste Neigung verspüren sich irgend einer beschränkten und beschränkenden Ansicht anzuschließen, komme sie woher sie wolle, aber die freylich noch weniger Lust haben können, Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit zu befördern oder gut zu heißen. Ist die Bibel früher, oder wird sie jetzt streut noch jetzt überschätzt, so wird der Fehler dadurch nicht gut gemacht, daß man ihre Würde desto mehr verkennet. Wenn aber einer, der über die Bibel sein Auge ins weite Alterthum zu erheben nicht wagt, die Genesis und andere Bücher theilweise oder fast durchgängig schief versteht, so ist das eben kein Wunder, sein Auge ist nicht scharf genug an den Unterschied von Licht und Schatten gewöhnt: wer dagegen vieler Völker altes Leben erforscht haben will, also neben theilweiser Aehnlichkeit auch die großen Unterschiede in ihrem geistigen Leben erkannt haben muß, der sollte doch das eigenthümlich Israelitische nicht so gänzlich übersehen. Kurz, wir wünschen, daß der Verf., wenn er seinen Fleiß aufs neue einem biblischen Buche zuwenden sollte, dieses zuvor innerlich verstehen lerne, vor Allem aber so gänzlich willführliche, auch eben nicht schwer zu wi-

berlegende geschichtliche Ansichten vermeiden, wovon besonders die lange Einleitung sticht. Dann wird auch die Vergleichung des Heidnischen und anderer fremden Dinge vielleicht etwas fruchten. Auf die Bestätigung dieses Urtheils im Einzelnen geht Ref. absichtlich nicht ein, unendlich würde sonst die Erläuterung und Widerlegung werden: wo über die ganze Richtung Streit ist, reicht es hin, diese zu bezeichnen und zur Rechtfertigung aufzufordern.

N. S. Nachdem Obiges geschrieben war, ist aus Bonn ein hierher gehöriges, wichtiges Programm des Hn. Dr. Bleef zu uns gekommen, worauf wir mit Vergnügen aufmerksam machen: *de libri Geneseos origine atque indole historica observationes quaedam contra Behlenium.* 1836.

Verlag von Dals: Anfangsgründe der mathematischen Geographie, ein Lehrbuch für höhere Gymnasien und Realschulen von B. Studer, Doctor u. Professor. 1836. 178 S. in 8.

Dieses Werkchen ist mit sehr vielem Fleiße und vieler Gründlichkeit ausgearbeitet. Neues zu geben beabsichtigte der Verf. nicht, die Zusammenstellung aus größeren Werken ist aber mit Einsicht geschehen. Den astronomischen Lehren ist vielleicht zu viel Raum gegönnt worden.

# Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 6. März 1837.

Leipzig.

Bev. Ehr. Ernst Kollmann: Ueber die Verengerungen der Harnröhre und des Mastdarmes, nebst einer Beurtheilung der verschiedenen gegen diese Krankheiten angewendeten Behandlungsarten von S. Sanchon, Dr. der Medicin der Facultät zu Paris, Mitgliede der Ehrenlegion, der medicinischen Gesellschaft zu Paris u. Aus dem Französischen übersezt von Raimund Dietrich Brachmann, Dr. der Medicin und Chirurgie, ausübendem Arzte u. Mitgliede der medicin. Gesellschaft zu Leipzig. Nebst einer Vorrede von Dr. Karl August Kuhl, ordentl. Prof. der Chirurgie u. ebendaselbst. 1836. XX und 232 S. in 8. und 3 Tafeln Abbildungen.

Der in der vorliegenden Schrift verhandelte Gegenstand bietet den Ärzten noch viele dunkle Seiten, die theils in der Diagnose, theils in der Behandlung der Harnröhren- und Mastdarm-Verengerungen begründet sind. Wir haben daher

[28]

mit innigem Danke gegen den Verf. uns der Anzeige der Schrift unterzogen, die, in Folge seiner praktischen Erfahrungen, diejenigen Lehren vorträt, die geeignet sind, manches Irrige zu berichtigen, manchem Zweifelhafteu Gewißheit zu schaffen und dem Erkännten noch festeren Boden zu geben. Eben so lehrreich und interessant ist die Vorrede, die es hinreichend beweist, daß dem bekannten Verf. dabey eine hinlängliche Zahl von Krankheitsfällen zur Leitung diene. Mit dieser Einführung des Werkes glauben wir daher auch der Entschuldigung nicht zu bedürfen, wenn wir die gewöhnliche uns zugemessene Gränze einer Anzeige in diesem Falle zu überschreiten nicht Anstand nehmen. Daß einige Einwendungen selbst der besten Schrift gemacht werden können, wird Niemand, der das Gelesene auch critisch beleuchtet, in Abrede stellen, und ist daher der hin und wieder geführte Tadel in unserer Anzeige, nichts dem oben ausgesprochenen Lobe Widersprechendes.

1. Buerst gibt der Verf. eine gedrängte Uebersicht des Baues der Harnröhre bey beiden Geschlechtern, die aber ohne schon eine genaue anatomische Kenntniß zu besitzen, undeutlich und ungenügend ist. Unter der Ueberschrift: 'Beurtheilung der verschiedenen bey Behandlung der Verengerungen der Harnröhre angewendeten Mittel' erhalten wir nicht das was sie (die Ueberschrift) besagt, sondern eine Angabe von Gründen, warum die Geschlechtswerkzeuge, der Sitz einer so großen Anzahl von Krankheiten und so schweren Krankheiten seyen. Der Verf. sucht sie in den doppelten Zwecken dieser Organe: Zeugung und Fortschaffung unbrauchbarer Stoffe. Die Zeugung wird aber eben so wenig wie die Urinausscheidung, wenn nicht Uebermaß oder andere Krankheitsmomente hinzu treten, je diejenigen Krank-

breiten veranlassen, die das ganze Geschlechtssystem in Aufrühr versetzen; aber der zusammen gesetzte Bau dieser Theile, und der bedeutende Nervencomplex stempeln dieses System vorzugsweise vor allem anderen zu einem eigenen, fast selbstständigen Organismus, dem selbst der Mensch als höheres Wesen untergeordnet ist, und machen ihn häufiger und tiefer erkrankend als es bey einem einfacheren Organensysteme der Fall seyn kann. Was der Verf. mit dem bewundernswerthen Principe meint, welches, wenn der Mensch geboren ist, ihn belebt, und um das neue Wesen zu vollenden, sich von dem Centrum nach der Peripherie ausbreitet, auch mit dem Eintritte der Pubertät langsamer wird, indem sich dessen Kräfte von nun an mehr auf die wichtigsten Eingeweide fixieren wissen wir nicht, wenn wir unserer Vermuthung nicht Raum geben dürfen, daß der Verf. die eigentliche Lebenskraft darunter verstanden habe. Aber wozu diese umwölkten Redensarten, wo die neueren physiologischen Grundsätze so deutlich und klar sich daraus aussprechen? Und ist denn dieses 'bemerkenswerthe Princip' nur von der Geburt an da, oder ist es nicht schon mit der ersten Bildung gleichzeitig vorhanden, oder geht dieser gar voran, gleich einem Impulse zu dem Werden und entfaltet sich späterhin mit dem äußeren Leben nur mannigfaltiger? Ferner bemerkt der Vf., daß mit dem 40sten Jahre die Geschlechtsfunction abnehme, im 50sten brennabe aufhöre (!) bey alten Leuten die Krankheiten der Harnwege häufiger vorkommen, seltener bey Frauen, weil diese weniger Antheil am Zeugungsgeschäfte haben, und selbst im höheren Alter der Uterus der Sitz von Blutcongestionem sey, der die Erkrankung anderer Organe verhindere. Wenn wir auch, ohne

den Uterus als abweisendes Princip zu betrachten, zugeben wollen, daß das weibliche Geschlecht mehr den Krankheiten der Harnröhre ausgesetzt sey, so liegt die Ursache davon in dem von der männlichen Harnröhre so verschiedenen und gegen viele Krankheiten schützenden Baue (daher so selten Verengerung wegen Kürze des Kanals), der aber doch der syphilitischen Ansteckung keinen Damm setzt, und die Fortpflanzung von schmerzhaften Zuständen der Gebärmutter und deren Theile nicht zu hindern vermag.

Erste Abtheilung: Uebersicht der Ursachen, Kennzeichen, der Dauer und Ausgänge der Verengerungen.

Unter den Ursachen der Verengerungen, zu denen der Verf. nur einfache Entzündungen oder Gonorrhöen zählt, vermissen wir den Einfluß lange fortgesetzter Onanie; bey älteren Personen kann auch ein langes Blasensteingleiden Verengerung der Harnröhre bewirken; ebenfalls können varicöse Anschwellungen in der Harnröhre und Geschwülste in der Nähe derselben diese Folgen haben. In der Befreiung einer rein spasmodischen Verengerung, die für sich besteht, d. h. ohne durch allgemeine Krankheit oder Krankheit benachbarter Theile dazu veranlaßt zu seyn, müssen wir dem Vf. beypflichten, denn hat der krampfhafteste Zustand eine Zeit gedauert, so läßt er nach, oder geht in Entzündung über, die dann als solche die Verengerung herbey führt.

Zeichen der Verengerungen nach allen ihren Graden und Formen. Verlauf der Verengerungen. Hier wird vom Verf. weiter nichts gesagt, als wenn die Verengerung sich einmal zu bilden begonnen habe, die Entwicklung fortsetze, bis entweder geeignete Mittel sie hindern, oder Urinverhaltung einträte.

Gewöhnlich treten diese letztere nach Allem was den Kreislauf beschleunigt oder die Nervenkraft erschöpft, ein. Nach diesem letzteren Einge ist also eine vollkommene Verengerung nicht nothwendig um Urinverhaltung herbeizuführen; und doch wird es im Vordersatze als Ultimatum gestellt. Wenn nun endlich nach den hier gelegentlich vom Verf. erzählten Fällen verschiedene mit Verengerungen der Harnröhre behaftete Personen, theils durch Caffee, theils durch Branntwein oder guten Wein, ihre Urinverhaltung zu beseitigen wußten, so sind doch dies taufes Mittel, die den Blutumlauf beschleunigten, und demnach die Harnverhaltung hoben. Jedemfalls hatte, bei diesen Leidenden die Verengerung keinen sehr hohen Grad erreicht, und der kräftigere Andrang der Flüssigkeit dieselbe noch zu überwältigen vermocht.

**Dauer der Verengerungen.** Sie ist unbestimmt und davon abhängend, ob der Kranke sich früh oder spät der Behandlung übergibt.

**Folgen und Ausgang der Verengerungen.** Von den einfachsten Beschwerden beginnend, bis zu der Zerreißung der Blase, die den Tod zur Folge hat, gibt es nur Abstufungen. Nach dem Einge der Verengerungen sind die Wirkungen der Harnverhaltung verschieden; ist sie am Eingange der Harnröhre, in der fossa navicularis (ein seltener Fall; Ducamp beobachtete unter 6 Mähen nur 1 Mal dieselbe in der fossa navicularis), so bleibt die Blase lange Zeit hindurch gesund; in den geraden Theilen der Harnröhre; dann ist gewöhnlich die Stelle unmittelbar hinter dem Hindernisse am meisten leidend und der Erweiterung und Zerreißung ausgesetzt, am häufigsten zerreißt aber dabei der membranöse Theil der Harnröhre, als der schwächste, und der am wenigsten Widerstand zu leisten

vermag. Haben die Verengerungen ihren Sitz in der Portio membranacea urethrae, so ist es nicht selten, daß außer der Bildung von Harnsteinen und Harndepots, die Entzündung sich bis in die Ausführungsgänge der Prostata und die Ductus ejaculatorii erstreckt, und eine Anschwellung der Prostata und Orchitis veranlaßt. Auch kann, die durch Verengerungen bedingte Entzündung durch die Blase bis zu den Nieren hinauf steigen, und die Ursache zur Entstehung von Harnsteinen und Gries werden. Die Verengerungen der Portio prostatica urethrae sind sehr selten, Sommering hält sie sogar für unmöglich, wahrscheinlich wegen der innigen Verbindung, welche zwischen den Wandungen dieses Kanals und der Vorsteherdrüse statt hat; doch vermuthet der Vf. zwey Fälle der Art, ohne gerade es mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, erlaubt zu haben. Die Verengerungen an dem Halse der Harnblase sind schwer zu erkennen, weil es schwierig ist, so weit nach hinten im Kanale der Harnröhre den Abdruck der Verengerungen mit der Sonde aufzunehmen, und weil sich besonders bey manchen Individuen an der genannten Stelle eine Klappe oder Falte der Schleimhaut vorfindet, die, wenn sie anschwillt, auch vollständige Harnverhaltungen zu verursachen vermag. Von einigen Autoren ist diese Art von Harnverhaltung geleugnet; von Callemand hingegen ihr Vorkommen nachgewiesen worden. Bey dieser Gelegenheit, wo der Vf. von den Folgen und Nachkrankheiten der Verengerungen spricht, betrachtet er auch die Harnsteine und deren Behandlung. In Betreff letzterer hat ihn ein Fall, den er auch in der Kürze mittheilt, gelehrt, daß sie fast immer heilen, welches auch ihre Ursache, der Ort, an dem sie sich bilden und die Art und

Weise seyn möge, auf welche sie entstehen, ohne daß die Anwendung des Katheters nöthig wird. Der vom Vf. behandelte Kranke hatte zwei Monate an einer Blasen-Masldarmfistel im Hôtel-Dieu zugebracht, wo ihm Katheter applicirt worden waren; der Vf. ließ den Katheter wegwerfen und den Kranken oft urinieren, selbst ohne darauf zu warten bis sich das Bedürfniß kund geben würde, indem er hoffte, daß die wohnatürliche Oeffnung der Blase und des Mastdarms, da sie in keiner Verbindung mit den benachbarten Theilen stand, sich schließen und so die Heilung zu Stande kommen würde. Der Erfolg erwies es auch, der Kranke wurde geheilt. Daß die Katheter bey Behandlung von Fisteln mindestens nutzlos sind (was aber schon früher von Ducamp bewiesen worden ist. Rec.), glaubt der Vf. die Bemerkung hinreichend, daß selbst diejenigen Fisteln, die von einer vollständigen Verengerung abhängen und allem Urine zum Durchgange dienen, sich zu verengen streben, sobald die Verengerung gehoben ist; es bleibt dann fast nichts mehr zu thun, die Fistel heilt, durch das Bestreben der Natur den gesundheitsgemäßen Zustand wieder herzustellen, von selbst.

**Behandlung der Verengerungen.** Ehe der Verf. zur analytischen Untersuchung der zur Heilung der Verengerungen vorgeschlagenen Mittel schreitet, macht er auf einige eigene Beobachtungen aufmerksam und erinnert an gewisse allgemeine Regeln, deren Nichtbeachtung, wie er glaubt, Ursache gewesen ist, daß die Krankheiten der Geschlechts- und Urinwerkzeuge, so oft ohne Erfolg behandelt worden sind. Wir glauben aber, daß dies weniger als die Schwierigkeit der Diagnose an den Misgriffen Schuld ist, die noch heutiges Tages die schon Unglücklichen auf das

Grausamste mäkeln und nicht selten verstimmen. Denn jene allgemeinen Regeln sind wahrlich zu trivial, als daß sie nicht von jedem chirurgischen Handwerker berücksichtigt werden sollten, da sie sich hauptsächlich nur auf die Verminderung von Diätfehlern beziehen und die vorherige Beseitigung gleichzeitiger Nebenleiden, ehe das wirklich locale zur Behandlung kommt, zur Pflicht machen. Was übrigens der Vf. damit sagen will, daß man bey der Behandlung unaussprechlich daran denken solle: daß die Geschlechts- und Urinwerkzeuge, vorzüglich wenn sie krank sind, in jedem Alter der Zielpunct der thierischen Oeconomie und die Gränze aller Empfindungen sind, wissen wir eben so wenig als der Uebersetzer gewußt, der, um sich wenigstens zu schützen, die Originalworte: *le point de mire de l'économie et l'aboutissant de toutes les Sensations*, mit abdrucken ließ. Daß man einen Kranken nicht schon für geheilt halten dürfe, so bald er wieder leidlich gut und mit einem ununterbrochenen Strahle Urin läßt, sondern daß man, um seine Heilung für vollständig zu erklären, damit so lange anstehen müsse, bis der Kanal der Harnröhre seinen früheren Durchmesser wieder erhalten hat, ferner von jeder Hervorragung die er bisher darbot, befreit worden und in seiner ganzen Ausdehnung weder eine Härte, noch selbst irgend eine Reizung zurück gelassen ist, halten wir für eine Lehre, die praktische Grundlage hat und innig berücksichtigt werden muß, wenn nicht die späteren Lebensjahre des vermeintlich Geheilten, peinliche Erinnerungen hervor rufen sollen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. 39. Stück.

Den 9. März 1837.

---

Leipzig.

**Beschluß der Anzeige:** Ueber die Verengerungen der Harnröhre und des Mastdarmes.

Die chronische, an mehreren vereinzelteten Stellen, bemerkbare Entzündung der Harnröhre, die nur durch einen hartnäckigen Ausfluß die Aufmerksamkeit des Kranken erregt, von Ärzten sehr oft verkannt wird, und nur mit der Untersuchungssonde zu erkennen ist, wird durch den Gebrauch erweichender Einspritzungen und Sitzbäder, hauptsächlich aber durch Schonung der Drüsen gehoben. Der Verf. bedient sich in solchen Fällen gewöhnlich folgenden Verfahrens, dessen Richtigkeit er durch mehrere Krankheitsgeschichten außer Zweifel setzt.

Indem sich der Verf. die Entzündungen oder Verschwärungen des Innern der Harnröhre gegenwärtigt, als ob sie auf der äußeren Haut ihren Sitz hätten, verbindet er sie mit Charpie, d. h. mit Wicken, die er mit Cerat, mit Mer-

[29]

curial, oder Pappelsalbe, mit Bleypräparaten oder Argent. nitr., je nach der jedesmaligen Indication bestreicht. Er bedient sich zu diesem Behufe eines sehr feinen und hinlänglich biegsamen Wiekenträgers, damit er im Durchführen die Wandungen der Harnröhre nicht quetscht; dieser Wiekenträger muß gekrümmt seyn, wenn man die Wiekeln in die Krümmung des Kanals bringen will; in allen Fällen aber müssen dieselben über die leidende Stelle hinaus geführt werden. Wenn die Wiekeln nicht heilkräftig ist, bleibt sie bis zum Bedürfnisse des Urinierens an Ort und Stelle liegen, nur ist sie mit Sorgfalt an den Penis zu befestigen, oder durch einen Knoten dagegen zu schützen, daß sie in der Harnröhre in die Höhe steige und gar in die Blase bringe.

Von der eigentlich so genannten Urinverhaltung. Der Verf. versteht darunter natürlich nur die, welche in Folge der Harnröhrenverengung oft einzutreten pflegt, und nicht diejenige, deren Ursache in einer Lähmung der Blase oder einem fremden Körper in der Harnröhre, zu suchen ist. Die Unterscheidungszeichen dieser verschiedenen Harnretentionen nach ihren Ursachen, werden mit großer Genauigkeit angegeben. Ist die Harnverhaltung zum ersten Male eingetreten (wie etwa nach einer eben gehobenen Gonorrhoe), die Harnröhre bis dahin vollkommen frey gewesen, dann reicht, besonders wenn die Verhaltung in Folge eines Excesses eingetreten ist, gewöhnlich das Katheterisiren zur Beseitigung derselben hin. Oft ist das Katheterisiren mittelst eines metallenen Katheters unausführbar, dann muß man einen mit einem Mandrin versehenen, von Gummi elasticum

nehmen, welcher wegen seiner Biegsamkeit, sich in den Krümmungen der Harnröhre besser anschmiegt und leichter eindringt, besonders wenn man nach dem Rathe von E. Home, Sorge trägt, den Katheter auf dem Mandrin vordringen zu lassen, sobald er am Blasenhalse auf Hindernisse stößt. Ist das Katheterisiren mit Kathetern unmöglich, dann nimmt man ein feines oder kugelförmig zugespitztes Bougie, welches, wenn auch diesem Hindernisse begegnen, nach und nach vorgeschoben werden muß, bis das Hinderniß überwältigt worden ist. Das Bougie nur bis gegen das Hinderniß einzuführen, ohne mit der Spitze selbst einzudringen, widerräth der Verf., weil auf diese Weise sehr oft falsche Wege gebildet werden, oder auch der Oeffnung, durch welche der Urin abfließt, eine so falsche Richtung gibt, daß es unmöglich wird, sie wieder aufzufinden. (Guthrie, in seinen Vorlesungen über die Anatomie und die Krankheiten der Blase etc., versichert jedoch, dieses Verfahren schon mehrere Jahre mit dem besten Erfolge angewandt zu haben; auch Dupuytren würde dieser Methode nicht gefolgt seyn, wenn er bey richtiger Anwendung Nachtheile beobachtet haben würde. Rec.) Sind die Versuche mit Katheter oder Bougies längere Zeit ohne Erfolg gemacht worden, dann räth der Verf., um die herbe geführte Irritation wieder zu entfernen, Blutegel, warme Umschläge etc. auf das Mittelfleisch, auch zuweilen innere krampfwidrige Mittel, und von neuem jene Instrumente zu versuchen, die dann, besonders wenn man noch zuvor Del = Einspritzungen in die Harnröhre mache, leicht eindringen. Findet man zwey Verengerungen, deren Oeffnung sich so weit abseits von der gewöhnlichen Rich-

tung des Kanals der Harnröhre befindet, daß es schwer, ja zuweilen unmöglich ist, sie zu treffen, folglich dem Kranken zu helfen, damit werden die Conductoren nothwendig, ferner die Bougies und die sehr feinen und mehr oder weniger weit von der Spitze gekrümmten metallenen Sonden etc.

Von den bey Harnverhaltungen gebräuchlichen Mitteln. Der Verf. handelt hier nur von den chirurgischen, d. h. manuellen oder mechanischen Mitteln.

Von den Bougies, welche bis zu den verengten Stellen eingebracht werden sollen. Sie sind von konischer Form und passen nur dann, wenn die Verengerungen kreisförmig sind und sich in dem geraden Theile der Harnröhre befinden, werden aber unnütz und selbst gefährlich, indem sie Entzündung und falsche Bahnen veranlassen, wenn das Hinderniß excentrischer Art ist, oder in dem gekrümmten Theile statt findet. Besonders seyen jene übeln Folgen dann zu erwarten, wenn man nach dem Vorschlage Leroy d'Etioles das äußere Ende des Bougies noch mit einem kleinen Gewichte von Bley versehen wolle.

Von den gewaltsamen Einspritzungen. Trotz der vielen Empfehlungen von englischen Wundärzten und Amussat's in Frankreich, ist der Verf. aus vielen sehr erheblichen Gründen gegen dieses Verfahren; da es aber doch nicht ganz aus der Praxis verbannt werden könne, so müsse man wenigstens bey dessen Anwendung mit großer Vorsicht verfahren und den natürlichen Widerstand der Harnröhre und die Gewalt richtig schätzen, welche angewandt werden dürfe, um die Hindernisse ohne Gefahr zu überwinden.

Von dem gewaltsamen Katheterismus. Diese von Boyer erfundene Methode sey nur durch diesen und seinen Schwiegersohn Rour in Gebrauch gezogen worden (der neueste Lobpreis-er-des Cathétérisme forcé, nämlich Mayor in Lausanne, der nur diesen bey Harnröhrenverengerungen empfiehlt, und alle anderen Dilatoren, Bougies, Conden von Summi elasticum u. verwirft, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. Die kleine Schrift desselben: *Sur le cathétérisme simple et sur le traitement des rétrécissemens de l'urètre et des fistules urinaires*, ist von Vidal im *Journal hebdomadaire etc.* Paris 1836. T. I. p. 33 ff. wärfte beurtheilt worden. Rec.) Nach dem Verf. ist es eine sehr unsichere Operation, da der geschickteste Chirurg weder auf seine Gewandheit im Sondieren, noch auf seine anatomischen Kenntnisse sich hinlänglich verlassen könne, um in einem solchen Falle der Richtung der Harnröhre zu folgen. Der Verf. rath sie nur dann anzuwenden, wenn die Verengerung sich ganz im Halse der Blase befindet, und nur wenige Theile durchdrungen werden müssen, um in die Höhle derselben zu gelangen.

Von der Punction der Blase. Darf nur dann in Gebrauch kommen, wenn uns alle andern mechanischen Hülfsmittel, um die Blase zu erreichen, verlassen. Die Punction durch das Perinaeum zieht der Vf. der Punction oberhalb der Schamverbindung und der durch den Mastdarm, deshalb vor, weil man durch sie in den am tiefsten gelegenen Theil der Blase gelangt und manche andere Nachleiden hier nicht zu fürchten sind; z. B. Zurückbleiben von Urin in der Blase, Ergießung dieser Flüssigkeit in die benachbarten

Abtheile, Harnabsceſſe u. (doch iſt das freylich ſelten vorkommende tiefere Herabſteigen des Bauchſells zwiſchen Blase und Maſtdarm ein Fall, der auch bey dieſer ſonſt leichten Operation einige Berücksichtigung verdient. Rec.)

### Zweyte Abtheilung,

Beleuchtung der verſchiedenen, bey Behandlung der Verengerungen der Harnröhre gebräuchlichen Heilmethoden. Zur Beſeitigung der Verengerungen des Harnkanals gibt es drey Verfahrungsweiſen: die Dilatation, die Kauterisation und Inciſion. Vor Anwendung einer dieſer Methoden iſt es aber durchaus erforderlich, ſich von dem wirklichen Vorhandenſeyn der Verengerung und ihrer Beſchaffenheit durch Sonden oder Bougies à im-  
preinte zu überzeugen.

Von der Dilatation. Zur Ausführung dieſer Operation ſind folgende Bedingungen erforderlich: 1) die Verengerung darf weder zu friſch noch zu alt, und 2) nur wenig empfindlich ſeyn; 3) der Kranke darf nur eine geringe Reizbarkeit beſitzen; und 4) die Verengerung muß ſich erweitern laſſen, d. h. das Gewebe, durch welches ſie gebildet wird, darf noch nicht zu feſt geworden ſeyn. Die Erweiterung geſchieht mit Hülfe der Katheter, Bougies oder Dilatatoren. Der Verf. gibt treffliche Winke über die Anwendung der verſchiedenen Erweiterungswerkzeuge, und erwägt ihre Vortheile und Nachtheile, findet aber dieſe Behandlungsart nicht angezeigt, wenn die Verengerung ſich in der Nähe des Ver. montan., der Ductus ejaculator., oder in dem Halse der Blase befindet, die Prostata krank und von beträchtlichem Umfange iſt, eine Verſtopfung der

Testikel, oder gar eine acute Entzündung der Harnröhre statt hat.

Von der Cauterisation. Von allen Aetzmitteln wird der Lapis infernalis vom Vf. bevorzugt, doch darf bey dessen Anwendung, wenn der Erfolg glücklich seyn soll, die Entzündung der Harnröhre weder zu lebhaft, noch zu ausgedehnt seyn; die Verengerungen weder zu weich seyn noch bluten (im letzteren Falle würde der Hüllenstein sich auflösen und zerstörend sich weiter verbreiten); und endlich muß er mit Hülfe von Instrumenten appliciert werden, die ihn sicher auf die verengerte Stelle niederlegen. Der Verf. hat zu diesem Behufe eigene Instrumente erfunden, die diese Sicherheit bieten. Bevor er aber zu deren Beschreibung übergeht, betrachtet er mit Scharfblick und Sachkenntniß das Verfahren Hunter's, E. Home's, Batheley's, Ducamp's, Lallemand's, Amussat's und Ségala's, und gibt das Mangelhafte derselben ausführlich an.

Des Verfs Aetzmittelträger ist mit einem vorangehenden Stilet versehen, und besteht 1) aus einem als Hülle dienenden, graduierten Katheter von Gummi elasticum, welcher dem des Aetzmittelträgers von Ducamp vollkommen ähnlich ist; 2) aus einer zur Aufnahme des Aetzmittels bestimmten Hülse, welche sich an einem metallnen Schafte befindet, der an seinem Ende spiralförmig ist, um geschmeidiger zu seyn, und sich den Ungleichheiten der Verengerungen und den Krümmungen der Harnröhre besser anzuschmiegen; 3) endlich aus einem Stilet von Silber oder Gold, welches durch die Hülse des Aetzmittelträgers hindurch geht und den Zweck hat, diese zu leiten, indem es derselben in das Hinderniß voraus

bringt. Durch mehrere erzählte Krankheitsfälle sucht der Verf. seine Erfindung, die er schon im Jahre 1827 in Anwendung brachte, zu bestätigen, und durch die dem Ende des Buchs beygefügten Abbildungen zu erläutern.

Von der Incision der Verengerungen. So wenig man jemals eine Verengerung äßen soll, als bis man sich in Erweiterungsversuchen erschöpft hat, eben so wenig soll man sie jemals früher einschneiden, als bis sich das Aetzzen Behufs ihrer Zerstörung als unzureichend erwiesen, oder der Kranke wegen zu großer Reizbarkeit die Wirkung des Aetzmittels nicht vertragen kann. Der Verf. gibt die näheren Momente an, die dies zur Wahrnehmung bringen. Nach dem Einschneiden der Verengerungen ist es doch für die vollständige Heilung derselben unerlässlich, einige Tage hindurch von Bougies Gebrauch zu machen, wenn sich nicht die Verengerung von Neuem bilden soll. Was die zur Incision erforderlichen Instrumente betrifft, so verwirft er das Uretrotom, den Coupe-bridge und Scarificator von Amussat theils als gefährlich, theils für den krummen Theil der Harnröhre gar nicht berechnet. Da nun der Vf. in den erfundenen Instrumenten zur Incision der Harnröhre, sich nicht befriedigt fand, so erdachte er sich ein anderes und machte dasselbe schon im Jahre 1830 in einer mit 8 Kupfertafeln versehenen Schrift: Nouvelle Méthode pour détruire la pierre dans la vessie, sans opération sanglante etc. bekannt, dem aber, nachdem es nicht in allen Fällen zureichte, mehrere andere folgen mußten, und hier auch beschrieben und abgebildet worden sind. Das erste, gleicht einem von den bey der Lithotritie in Anwendung kommenden Instru-

mente, und ist bestimmt die Harnröhre zu scarificieren und die Brücken zu durchschneiden, welche sich dem Abflusse des Urins widersetzen können; doch macht der Umfang dieses Instruments es geeigneter zu Scarificationen als zu Incisionen, und wird nur gebraucht um manche Verhärtungen zu heben, die, nach beseitigten Verengerungen, die völlige Heilung noch verhindern. Ein anderes Instrument des Verf. heißt Sarcotom und kommt dann in Anwendung, wenn man eine fistulöse Wunde spalten will, man dem Bistourie immer eine ausgefurchte Sonde oder ein zur Leitung desselben geeignetes Stilet voran gehen lassen muß. Solcher Sarcotome besitzt der Verf. nur zwey, -ein grade aus und ein gekrümmtes, nachdem er entweder in dem graden oder gekrümmten Theil der Harnröhre operieren will. (Von Džondi's und Diesfenbach's empfehlungswerthen Instrumenten zur Einscheidung der Stricturen der Harnröhre weiß der Vf. nichts, so wie er überhaupt außer Sömmerring keinen deutschen Schriftsteller zu kennen scheint. Rec.)

Betrachtungen über die Verengerungen des Mastdarms. Zu dem physiologischen Theile dieser Betrachtungen, gehört die merkwürdige Ansicht des Verf., daß der Verdauungskanal zwar mit dem After sich endige aber nicht mit dem Munde allein beginne, sondern dazu das ganze Antlitz zu rechnen sey; denn die Augen würden dabey in Anspruch genommen, um die Nahrungsmittel zu untersuchen und auszuwählen, die Nase, um sie zu beriechen, die Lippen, um sie zu ergreifen &c. (Aber ebenso gut könnte man noch viele andere Organe dazu rechnen, die alle mehr oder weniger einen mittelba-

ren Antheil, an dem Verdauungsgeschäfte besitzen. Welches Verhältniß überhaupt die gesammte Organisation eines Thiers zu seiner Nahrung hat, findet sich von Cuvier in seinem Werke: *Umwälzung der Erdrinde*, übersetzt von Nozgerath, Bonn 1830 vortrefflich dargestellt, (siehe auch einen Auszug daraus in Müllers *Physiologie* 1. Bd. S. 471 und ff. Rec.) Auch behauptet der Verf., daß bey gesteigerter Sensibilität des Magens, wie z. B. nach langem Hungern, nach einer schwierigen Krankheit nicht allein Flüssigkeiten, sondern auch solide Substanzen augenblicklich aus der Speiseröhre in den Dünndarm übergehen, ohne in dem Magen zu verweilen, der u ter diesen Umständen unterhalb des Diaphragma zusammengewickelt und kräftig zusammengezogen ist, folglich sich mit der Cardia dem Pylorus, sehr nahe und gegenüber befindet. (Dies braucht aber kein krankhafter Zustand des Magens zu seyn, denn außer der Verdauung ist der Magen immer zusammengezogen. So bald aber die Speisen in den Magen treten, so ist jene Zusammenziehung in 1 bis 3 Minuten wieder aufgehoben. Beaumont hat dies bey einem an dem Magen verwundeten Menschen, herrlich zu beobachten Gelegenheit gehabt, s. dessen *Experiments and observations on the gastric juice and the physiology of digestion*. Boston 1834. Müller's *Physiologie*. Bd. 1. S. 484. Rec.) Der Verf. macht auf diese Thatfache zur weitem Prüfung aufmerksam, weil sie namentlich die Theorie der Verdauung modificieren dürfte. Wir wollen uns in dieser Sache kein Urtheil anmaßen, weil wirkliche Versuche hier entscheiden müssen, glauben aber dem Verf. deshalb nicht bestimmen zu können, da genossene Speisen nach langem Fasten,

sich durch wirklichen Magenbruch zu erkennen geben, also ihr Vorhandenseyn in diesem Organe bekrunden. Und wenn auch mit den faecibus unverdaute Stoffe abgehen, diese also bis ans Ende des Darmkanals gelangt sind, so halten wir dies doch noch für keinen Beweis, der der Verf. Behauptung zu begründen vermöchte, da das was man einem Theile wohl einräumen kann, noch nicht auf das Ganze seine Anwendung findet.

Die wenigen Versuche, die der Verf. an Thieren in dieser Hinsicht angestellt hat, namentlich an einigen Pferden (was aber nach Magen- die's Versuchen an Pferden schon bey gewöhnlicher Fütterung der Fall seyn soll, daß nicht allein das Wasser schnell durch den Pylorus durchläuft und bis in das geräumige Coecum gelangt, sondern auch das Futter zum Theil unaufgelöst durch den Pylorus durchgeht, Rec.) und mehreren Kaninchen die er lange Zeit hungern ließ, dann mit Möhren u. dergl. fütterte und unmittelbar darauf tödtete, haben doch bey den letzteren Thieren nichts weniger als das gewünschte Resultat geliefert, sondern der Verf. hat in dem Magen das Futter vorgefunden. Aber außerdem fand er bey wiederholten Experimenten, außer dem Vargereichten, noch eine Menge einer grünlichen Masse und bey einigen Kaninchen die nichts bekommen hatten eine gleiche Substanz; der Processus vermiformis der bey dieser Gattung von Nagethieren sehr weit und lang ist, war fast leer, aber das was er enthielt war dieselbe Substanz, die sich in dem Magen zeigte. Der Verf. glaubt nun, daß der wurmförmige Fortsatz bey Kaninchen und wahrscheinlich bey allen Thieren ihrer Gattung, zu einer Art von Behälter dient, der die Bestimmung hat, wäh-

rend der Jahreszeit, wo sie ihren Bau nicht verlassen können, dem Magen eine Art von Nahrung darzubieten.

**Erste Abtheilung.** Von den Verengerung des Mastdarms. Sie bestehen in der stufenweisen Zusammenschnürung des Mastdarms, die, bis zur völligen Obliteration vorschreitend, Zerreißung oder Durchbohrung des Darms veranlassen, der dann Kothfisteln, oder Ergießung des Darmkoths in den Unterleib folgen.

**Zeichen der Verengerungen.**

**Ursachen.** Die Meinung Wiesemann's, Desault's, Petit's und Richerand's, daß die Verengerungen oft durch Syphilis herbegeführt werden, sucht der Verf. zu bestreiten, indem man nicht beobachtet habe, daß dieselben häufiger bey Personen vorgekommen wären, die mit venerischen Zufällen behaftet waren. Auch seyen Antisyphilitica nicht wirksamer gegen jenes Leiden gewesen als andere dagegen angewandte therapeutische Agentien.

**Sitz und Form; Beschaffenheit, Verlauf und Ausgang der Verengerungen.**

**Zweyte Abtheilung.** Behandlung der Verengerungen. Die Hauptanzeigen der Behandlung bestehen darin, den Gang der Krankheit aufzuhalten, sie zu Rückschritten zu nöthigen und wo möglich sie bis auf die letzten Spuren zu beseitigen. Die Mittel hierzu sind Abführungen, die Nahrung, örtliche Mittel, die Dilatation, Kauterisation und Incision.

Von den Abführmitteln. Sind nur als palliativ zu benutzen und dann nur mit dem gehörigen Regime; ihr langzeitiger Gebrauch bringt Schaden. Wo sie angezeigt sind, empfiehlt der Verf. das *Ol. ricini*.

Von der Nahrung, dem Regime und

allgemeinen Mitteln. Sie richten sich nach den verschiedenen Stadien die Krankheit.

Von örtlichen Mitteln. Der Verf. rechnet dahin: Klystiere, Sitzbäder, erweichende Umschläge auf den Unterleib, Blutegel an den After, in das Innere des Mastdarms, auf die Oberfläche des Unterleibes, blutige Schröpfköpfe und Anwendung von Moxen auf die nämliche Stelle; (die Moxen rath der Verf. nach Parrey's Methode anzuwenden, weil sie dann wenig Schmerz verursachen; doch nicht einzeln, sondern wo möglich den Unterleib damit zu besetzen). Einbringung von Kataplasmen auf den Ort des Leidens selbst, die aufsteigenden Douchen, Anwendung des Galvanismus und der Bienen. (Die Wirkung der aufsteigenden Douchen liegt nach dem Verf. nur in Hebung hartnäckiger Verstopfung ohne weiteres Hinderniß; bey Verengerungen des Mastdarms sey aber ihr Werth überschätzt worden. Mitteltst des electrischen Fadens den Widerstand des Darms überwinden zu wollen sey durchaus nicht rationell).

Von der Dilatation. Man muß hier wie der Verf. mit Recht behauptet nach Grundsätzen verfahren; es muß dilatirt werden, wenn noch keine Desorganisationen statt finden und der entzündliche Zustand beseitigt ist; auch ist eine stufenweise Dilatation und ein methodisches Verfahren dabey nothwendig. Eine gewaltsame Erweiterung, wie sie Astley Cooper in einigen Fällen bey Frauenzimmern mit dem besten Erfolge binnen wenigen Wochen anwandte, glaubt der Verf. sey nur dann ausführbar, wenn das Uebel weder fortwährenden Schmerz noch Entzündung hervor bringen könne. Im Allgemeinen müsse man sich nach dem Grade der Empfindlichkeit des Kranken, nach der Art, wie er die

Dilatation ertrage, und nach dem Erfolge, richten. Die Mittel zur Dilatation sind: Bienen, Bougies oder Katheter, metallene oder mit Leinwand oder Goldschlägerhäutchen gefertigte Dilatatoren. Der Verf. setzt nun die Vortheile eines jeden dieser Mittel, bey den verschiedenen Graden und Zuständen der Mastdarmsverengerungen, auseinander, beschuldigt Desault eines Irrthums, wenn er in seinen *Oeuvres chirurgicales* Tom. II. p. 387 behauptet, daß der Darmkoth nie durch Katheter abgehen kann, ja daß sich im Gegentheil die innere Haut des Darms in eine solche künstliche Röhre einstülpe und so ein Hinderniß abgebe, welches selbst den Abgang der Winde unmöglich mache. Wenn nun auch nach dem Ausspruche Desault's, der nicht geringe Erfahrung für sich hat, die Einstülpung geschehe, die nicht allein die Schleimhaut des Darms, sondern der Darm in seiner Gesamtheit sey, so könne man ihn doch leicht mittelst eines Stilets, oder mit Hülfe eines kleinen Klysters beseitigen. Die metallenen Dilatatoren aus zwey oder drey Branchen bestehend, eignen sich am zweckmäßigsten in solchen Fällen, wo eine gewaltsame Ausdehnung, nach Astley Cooper's Ansicht, statt finden darf.

Von der Incision. Nur wenn die Verengerung mit dem Finger zu erreichen ist, darf sie unternommen werden. Aber auch in diesem Falle gibt es viele Umstände die vor der Operation wohl berücksichtigt werden müssen, und die entweder dieselbe dennoch verbieten, oder doch bis zu einer gewissen Gränze beschränken oder endlich in manichfaltigen Formen zu unternehmen rathen.

Von der Cauterisation. Bey Verengerungen des Mastdarms, der immer von Faeces-

Materien verunreinigt wird, hält der Verf. diese Methode für unanwendbar und erfolglos. Daß E. Home durch eine einzige Application des Höllensteins einen Kranken vollkommen geheilt habe, will der Verf. nicht glauben, Sanson und er selbst, seyen von keiner dieser Operation günstigen Erfahrung belehrt worden.

Von den künstlichen Athern. Ehe man diese Operation (die der Verf. sehr kurz auf kaum einer halben Seite mit Inbegriff des Historischen abhandelt. Rec.) unternimmt, muß die wichtige Bedingung statt finden, daß die Verengerung sich nicht über die Fossa iliaca hinaus erstrecke (weil in der Fossa iliaca sinistra die Deffnung des Darms geschieht), was zuweilen bey einem sehr musculösen Subjecte schwer zu bestimmen ist. Wie der Verf. behauptet, könne das Leben des Kranken durch diese Operation gefristet werden, denn der, unterhalb der Deffnung gelegene Theil des Darms könne atrophisch und die Krankheit auf diese Art stationär werden. Zehn Beobachtungen von Mastdarmverengerungen, wovon vier geheilt und sechs tödtlich ausfielen, schließen dieses Werk. Die zehnte Beobachtung als die ausführlichst erzählte, betrifft den Tod des berühmten Talma, dessen Mastdarmverengerung von den Aerzten unerkannt geblieben war, bis die Section sie ermittelte. Auf der 3. Steintafel ist die vorgefundene Verengerung dargestellt. Die Uebersetzung ist anfänglich weniger als in der zweyten Hälfte des Buchs gelungen zu nennen, wo die Bekanntschaft mit der oft verwickelten Schreibart des Verf. dem Herrn Uebersetzer seine dankenswerthe, mühevolle Arbeit, erleichterte.

Mansfeld.

## B e r n.

Nachträgliche Bemerkung zu der Anzeige von dem Leben Calvins von Henry. Th. 1. Jahrg. 1836. Nr. 186 u. 187., die Processacten Servets betreffend.

Herr Trechsel, Prediger in Bern, unser ehemaliger gelehrter Mitbürger, hat in dem Berner Kirchenarchiv Auszüge aus den Originalacten des Servetischen Processes gefunden, welche mit den Mosheimischen, fast durchgängig übereinstimmen, und ungefähr gleichzeitig mit diesen gemacht zu seyn scheinen. Sie enthalten die Berhöre vollständig und überhaupt von Actenstücken alles, was noch nicht gedruckt ist. Das schon gedruckte wird von dem Epitomator mit kurzer Ortsanzeige bemerkt; doch ist von Mosheim noch keine Rede, sondern nur von der bibliothèque anglaise par Mich. de la Roche, welche in den Jahren 1717—28 in Amsterdam heraus kam. Herr Trechsel wird diese Auszüge als Beilage zu dem nächst erscheinenden ersten Bande seiner Geschichte des Protestantischen Antitrinitarismus in seiner Entstehungsperiode mit noch andern dahin gehörigen Anekdota vollständig abdrucken lassen.

Indem wir hiemit auf dieses Werk, die Frucht einer mehrjährigen glücklichen Forschung in den Bibliotheken und Archiven der Schweiz über einen der interessantesten Theile der neuen Kirchengeschichte, aufmerksam machen, entledigen wir uns einer angenehmen literarischen Pflicht so gegen das Publicum wie gegen den befreundeten Verfasser.

Dr. Lude.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 11. März 1837.

## Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst voraus geschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 17. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 11. September beginnenden Woche geschlossen werden.

### Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

## Theologische Wissenschaften.

Biblische Archäologie nebst der Geschichte der Hebräer trägt Hr Prof. Ewald 5 St. wöch. um 2 Uhr vor.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Den Hiob und ausgewählte Stellen der zwölf kleinern Propheten erklärt Hr Prof. Ewald um 10 Uhr; den Hiob, Hr Aßf. Dr. Wästenfeld um 10 Uhr; die Messianischen Weissagungen, derselbe Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Eine historisch-critische Einleitung in die canonischen Bücher des Neuen Testaments, nebst einer Uebersicht der Grundsätze der Kritik und Hermeneutik, gibt Hr Prof. Reiche 5 St. wöch. um 11 Uhr.; Hr Eicent. Duncker 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt die drey ersten Evangelien, nach den von ihm und de Wette (Berlin 1818) heraus gegebenen synoptischen Tabellen, mit besonderer Berücksichtigung des Lebens Jesu von Strauß, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, das Evangelium und die Briefe des Ap. Johannes, nebst der Apostel-Geschichte 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Köllner, die Briefe des Ap. Paulus an die Römer, und an die Corinthier 6 St. wöch. um 9 Uhr; die catholischen Briefe, in einer öffentlichen Vorlesung Mont., Mittw., Freyt. um 5 Uhr; Hr Eicent. Matthäi, die drey ersten Evangelien, nach seiner Zusammenstellung derselben, und der in seiner 'Auslegung des Evangel. Johannes (Götting. 1837)' befolgten Methode, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Eic. Kleiner, den Brief des Apostels Jacobus, und den ersten Brief des Apostels Petrus, unentgeltlich, in lateinischer Sprache Mont. und Donnerst. um 6 Uhr Abends. Zu einer Vorlesung über das Leben und die Lehre des Ap. Paulus, in 4 zu verachsenden Stunden wöchentlich, ist Hr Repertent Wieseler erbötig.

Eine Uebersicht der Lehre des heil. Augustins gibt Hr Eic. Duncker 2 St. wöch. um 5 Uhr unentgeltlich.

Die christliche dogmatische Theologie trägt Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr vor; Hr Prof. Reitzberg, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Zu Repetitorien über die Dogmatik ist Hr. Lic. Klenner erbötig; zu Repetitorien über Schleiermacher's Schrift 'der christliche Glaube' Hr. Rep. Wieseler.

Die Vorlesung über den symbolischen Lehrbegriff der lutherischen Kirche wird Hr. Prof. Köllner fortsetzen.

Die christliche Moral trägt Hr. Consist. R. Büche 5 St. wöch. um 11 Uhr vor.

Ueber das Leben Jesu hält Hr. Lic. Matthäi eine Vorlesung 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Den zweiten Theil der Kirchengeschichte trägt Hr. Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; die neueste Kirchengeschichte, derselbe Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich; die Kirchengeschichte der elf ersten Jahrhunderte, Hr. Prof. Rettberg, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr; die Kirchengeschichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, Hr. Professor Rettberg, öffentlich, Sonnab. um 1 Uhr; die alte und mittlere Kirchengeschichte, Hr. Licent. Holzhausen um 8 Uhr; die neuere, derselbe, unentgeltlich um 5 Uhr.

Die practische Theologie (Homiletik, Catechetik, Liturgik, Pastoral-Theologie) handelt Hr. Prof. Liebner Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr ab.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr vortragen, und Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Uebungen der homiletischen und liturgischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Liebner werden fortgesetzt werden.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Tresurt, nach seinem 'Reisefaden zu Vorles. über die Pastorallehre' in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, um 1 Uhr vor.

Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentlich fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr. Pastor Kraus.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Büche werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Die von Hn Prof. Gieseler errichtete theologische Gesellschaft wird gleichfalls ihren Fortgang haben.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Guald. versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Retberg in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Dinstags;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Allner, nach bisher gewöhnlicher Weise.

Auch werden die Uebungen der lateinischen theologischen Gesellschaft des Hn Licent. Alener, so wie der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Graab ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Dr Bertheau Dinst. und Freyt. um 3 Uhr die Geschichte der Juden von dem Babylonischen Exil bis zu dem 6. Jahrhunderte nach Chr. vortragen; Hr Rep. Gieseler, Mont. und Freyt. um 4 Uhr die messianischen Weissagungen in ihrer Beziehung auf das N. Testament abhandeln.

## R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Leheb., um zehn Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie des Rechts, Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Möbins 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher um 7 Uhr; Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 8 Uhr (vergl. Philos. Wissensch.);

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 9 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 7 Uhr;

Das Hannoverische Staatsrecht (nebst dem Privatre.), Hr Dr Quentin um 7 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Criminal-Rechts gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit Berücksichtigung des Meisterschen Lehrbuches (Ausg. 7.), 5 St. wöch. um 6 Uhr; die Lehre von den Strafen, den bürgerlichen so wohl als den kirchlichen, wird Hr Wilm. und Sonnab. um 2 Uhr unentgeltlich abhandeln.

Die Strafrechts-Wissenschaft trägt Hr. Hofr. Bauer, nach der zweiten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Hr. Prof. Zachariä, nach der neuesten, von Mittermayer besorgten Ausg. des Feuerbachschen Lehrbuches, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Geschichte des Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 8 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop um 10 Uhr.

Die deorg. ersten Bücher der Institutionen des Gajus erklärt Hr. Dr. Erleben Mont., Dinst., Mittw. am 10 Uhr., unentgeltlich;

Den Text der zwey ersten Bücher der Institutionen, Hr. Dr. Möbius in lateinischer Sprache 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Mühlendruck, mit kurzer Erläuterung der Alterthümer 6 Stunden wöch. um 9 Uhr vor; in Verbindung mit der Geschichte des Röm. Rechtes, Hr. Assess. Dr. Balett um 7 Uhr; systematische Institutionen, Hr. Dr. Möbius um 11 Uhr; Institutionen und Rechtsgeschichte, Hr. Dr. Zellkamp, nach Mackeldey, in Verbindung mit einem in der zweyten Hälfte des Semesters anzufangenden Repetitorium, um 11 Uhr und Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Hofr. Goeschen, nach f. Grundleitungen, 12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Assessor Dr. Balett, nach seinem 'Lehrbuch', mit Einschluss des Erbrechtes, um 8 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Hofr. Goeschen 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Die Lehre von Servituten und das Pfandrecht, Hr. Prof. Ribbentrop, Dinst. und Freyt. um 5 Uhr, öffentlich.

Ausgewählte Titel der Pandecten erläutert Hr. Dr. Benfey Mont. und Dinst. um 3 Uhr;

Das Concurs-Recht und den Concurs-Proceß, Hr. Dr. Wunderlich, Dinst. und Mittw. um 2 Uhr;

Das Nothverbrecht und das Pfandrecht, Hr. Dr. Zellkamp, Dinst. und Freyt. um 2 Uhr., unentgeltlich; so wie auch einige Theile des Corp. j. civ. in gelegenen Stunden.

Ein Repetitorium über die Pandecten, nach Möb.

lenbruch's Lehrbuche, hält Hr Dr Benßen 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, Hr Dr Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Kirchenrechts gibt Hr Dr Böhmer, mit Verweisung auf das Handbuch seines Vaters, nach Planck's Grundriß der kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Catholiken trägt Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 2 Uhr vor; Hr Prof. Zachariä, um 10 Uhr; Hr Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Möbius, nach einer kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr Prof. Kraut um 9 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr Hofr. Abrecht 12 St. wöch. um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Thöl, nach Eichhorn, mit Anschluß des Lehen- und des Handelsrechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Lehnenrecht, Hr Dr Rothamel um 2 Uhr;

Eine Einleitung in die neueren Gesetzbücher, vorzüglich das Preussische, Oesterreichische, Französische, nebst einer Vergleichung derselben mit dem Röm. Rechte, Hr Dr Schumacher Mont. und Dinst. um 2 Uhr;

Das Hannoversche Privatrecht, Hr Dr Quentzin um 7 Uhr; Hr Dr Grese, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Das Braunschweigische Privat-Recht, Hr Prof. Zachariä, nach seinem Abrisse (1832), um 1 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht lehrt Hr Dr Quentzin um 9 Uhr;

Den Criminal-Proceß nebst einer Anleitung zur Criminal-Praxis, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrb. des Strafprocesses. Göt. 1835', um 10 Uhr;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, um 10 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, nach Martin, um 2 Uhr;

Den Hannoverschen Proceß, Hr Dr Quentzin um 1 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz, d. h. die so genannte willkürliche Gerichtsbarkeit, das Notariats-Wesen, die Cautelar-Jurisprudenz, handelt Hr. Stadt-Synd. Dr. Desterley, nach s. 'Grundriß zu Vorlesungen über Extraj.-Jurispr. nebst einer Vorrede über den Umfang und Zweck derselben', der in Deuerlich's Buchhandlung unentgeltlich zu haben ist, 4 St. wöch. um 2 Uhr ab.

Zu General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erdietet sich Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Möbius, Hr. Dr. Zellkamp, Hr. Ob. Zimmermann.

### S e i t t u n g e n .

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr. Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie', Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Ueber vorzüglich wichtige Abschnitte der Literaturgeschichte der Medicin hält Hr. Prof. Marr eine öffentliche Vorlesung, Sonnab. um 7 Uhr Morgens.

Die Osteologie und Synthesmologie trägt Hr. Hofr. Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr vor;

Die Neurologie, Hr. Hofr. Langenbeck, nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Die vergleichende Anatomie, Hr. Prof. Berthold, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Physiologie, Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 5 Stunden wöch. um 9 Uhr; Hr. Prof. Berthold, nach der 2. Ausg. seines Lehrbuches, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr. Dr. Herbst 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der fünften Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr. Hofr. Conradi 5 St. wöch. um 3 Uhr ab;

Allgemeine Pathologie, nach seiner 'allgem. Krankheitslehre', Symptomatologie, und allgemeine Therapie, Hr. Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr. Dr. Kraus, nach seinem bey Diäterich erscheinenden Handb., 5 St. wöch.; Hr. Dr. Herbst 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr. Dr. Kraus, 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische medicinische und chirurgische Arzneymittel-Lehre, derselbe, 6 St. wöch.; Hr. Dr. Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneymittel-Lehre. Göt. 1834.', 5 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime, nebst besondern den Zuhörern bequemen, zum Vorzeigen der Mittel bestimmten Stunden; Hr. Dr. Rüete, 5 St. wöch. um 4 Uhr so wie auch privatissime, verbunden mit der Receptier-Kunde;

Pharmacologie, Hr. Dr. Stromeyer 4 St. wöch. um 3 Uhr, so wie auch privatissime;

Pharmacognosie, Hr. Dr. Wiggers 4 St. wöch. um 6 Uhr Abends.

Receptier-Kunst lehrt Hr. Dr. Kraus, nach seinem Handbuche, 2 St. wöch. unentgeltlich; Hr. Dr. Conradi, Mittw. u. Donnerst. um 7 Uhr Morgens;

Die Pharmacie, Hr. Prof. Wöhler 5 St. wöch. um 6 Uhr Morg.; Hr. Dr. Stromeyer, 5 St. wöch. um 5 Uhr, so wie auch privatissime.

Für practische pharmaceutische Uebungen bestimmt Hr. Prof. Wöhler die Stunden von 11 bis 1 Uhr Mittw. u. Donnerstages.

Zu Repetitorien u. Examinatorien über Pharmacie ist Hr. Dr. Wiggers erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größeren Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr. Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautauschläge enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 5 Uhr;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautauschläge, Gaderien, krankhaften Ausleerungen u. Verhaltungen umfaßt, Hr. Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Privatissima über Pathologie und Therapie ist Hr. Dr. Conradi, so wie auch Hr. Dr. Rüete zu geben bereit.

Die Geschichte der epidemischen Krankheiten handelt Hr. Dr. Herbst Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich ab.

Die physiologische Theorie der Fieber erläutert Hr. Dr. Rüete 1 St. wöch. unentgeltlich.

Die Augenkrankheiten handelt Hr. Hofr. Langenbeck um 7 Uhr ab;

Die Krankheiten der Kinder, Hr. Dr. Rüete Mont., Dinst., Mittw. um 6 Uhr Abends.

Ein Casuisticum hält Hr. Dr. Rüete 4 St. wöchentl.

Die erste Hälfte der Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr. Dr. Pauli um 7 Uhr Abends.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime an; so wie auch Hr. Dr. Rüete.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email-Zähne, gibt Hr. Dr. Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr. Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und verbindet das mit für seine Zuhörer die nöthige Anleitung zu der practischen Geburtshülfe am Gebärte bey jeder im Entbindungshause vorkommenden Gelegenheit, so wie sie die geburtschülfige Clinik als Auscultanten besuchen können; zu den geburtschülfigen Operationen am Fantome gibt er 4 St. wöch. um 2 oder 5 Uhr Anleitung; die practischen Uebungen im Entbindungshause setzt er wie bisher fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. In einer öffentlichen Vorlesung, Sonnab. um 9 Uhr, entwickelt er die pragmatische und literarische Geschichte der Entbindungskunst, und zeigt die verschiedenen Instrumente vor. — Hr. Prof. Oslander trägt die Entbindungskunst 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr vor, und gibt um 3 Uhr Anleitung zu den geburtschülfigen Operationen. — Hr. Dr. Tresurt trägt die Theorie der Entbindungskunst 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt 6 St. wöch. um 3 Uhr Anleitung zu den geburtschülfigen Operationen; auch hält er Mittw. um 7 Uhr unentgeltlich ein Examinatorium über Entbindungskunst.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr. Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Simly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr. Director Dr. Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Veterinar-Polizey 4 St. wöch. um 2 Uhr; die gerichtliche Veterinar-Wissenschaft 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr. Rittmeister Kuwers, 2 St. wöch. eine Vorlesung.

### Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie, trägt Hr. Dr. Kriske 6 St. wöch. um 3 Uhr vor, und erläutert unentgeltlich Mont. und Donnerst. um 4 Uhr Aristoteles metaphysische Schriften.

Die Geschichte der neueren Philosophie handelt Hr. Dr. Böhß um 8 Uhr ab.

Logik und Einleitung in die Philosophie trägt Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Psychologie, Hr. Dr. Böhß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr;

Practische Philosophie, oder Naturrecht und Ethik, Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Dahlmann, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die land- und forstwirthschaftliche Bodenkunde, Hr. Hofr. Hausmann Mittw. und Sonnab. von 11 bis 12 Uhr;

Die Technologie, Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch.  
um 10 Uhr.

## Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Prof. Ulrich, nach  
seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Köhler, nach  
Ertenz, 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Analysis des Endlichen nebst der Theorie  
der Gleichungen, Hr. Prof. Ulrich um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr.  
Dr. Goldschmidt 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die angewandte Mathematik, oder Statik und  
Mechanik, und ihre Anwendung auf Maschinen, Hr. Prof.  
Ulrich um 11 Uhr; Hr. Dr. Stern, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr. Köhler Mittw. und  
Sonntag um 10 Uhr;

Die praktische Arithmetik, Hr. Dr. Schrader in  
beliebigen Stunden;

Die praktische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich, nach  
s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7  
Uhr; Hr. Dr. Focke 4 St. wöchentlich;

Die Grundlehren der Astronomie, Hr. Dr.  
Goldschmidt 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr. Dr. Stern, nach seiner  
"Darstellung der popul. Astronomie", Mont. und Dinst.  
um 5 Uhr.

Die praktische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauss  
privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr.  
Dr. Schrader um 11 Uhr; Hr. Dr. Köhler, mit Nebun-  
gen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der  
mathematischen Wissenschaften ist Hr. Dr. Schrader, so wie  
auch Hr. Dr. Köhler erbötig.

## Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R.  
Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchent-  
lich um 5 Uhr vor;

Die Zoologie, Hr. Prof. Berthold 5 Stunden wöch.  
um 2 Uhr;

Die specielle Botanik lehrt Hr. Prof. Bartling 5  
Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die medicinische Bo-

ranit Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr;  
öconomische und Forst-Botanik an denselben Ta-  
gen um 11 Uhr; botanische Excursionen werden  
zur gewöhnlichen Zeit statt haben; Demonstrationen,  
in einer bequemen Stunde.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbun-  
den mit Demonstrationen in dem academischen Museum,  
stellt Hr. Hofr. Hausmann Donnerst. und Freyt. um  
11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann um 8 Uhr,  
und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Prof. Wä-  
ber 6 St. wöch. um 4 Uhr vor, und bestimmt für pra-  
ctisch-physicalische Uebungen in dem academischen  
Laboratorium die Stunden von 10 bis 12 des Freytags;  
Hr. Dr. Himly lehrt die Experimental-Physik um  
4 Uhr.

Ueber die Theorie der die Phänomene des Er-  
magnetismus betreffenden Beobachtungen,  
so wie über das Verfahren bey der Anstellung  
dieser Beobachtungen hält Hr. Hofr. Gauß eine  
Vorlesung um 10 Uhr.

Die physische Geographie trägt Hr. Prof. Bunsen  
um 8 Uhr vor;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den er-  
läuternden Experimenten, Hr. Prof. Wöller 6 St. wöch.  
um 9 Uhr. Die practischen chemischen Uebungen  
in dem academischen Laboratorium werden Mont. und  
Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Zu Repetitorien und Examinatorien über Chemie u. w.  
erbiethet sich Hr. Dr. Stromeyer, so wie auch Hr. Dr. Wiggers.

### Historische Wissenschaften.

Ueber historische Kunst, und über Methode des  
historischen Studiums hält Hr. Prof. Servinus eine  
öffentliche Vorlesung Freyt. um 8 Uhr.

Zu einem Vortrage über Paläographie, in wel-  
chem, nach voraus geschickter Untersuchung über den Ur-  
sprung der Schrift, die Kunst so wohl alte Hand-  
schriften überhaupt als auch Diplome zu le-  
sen, und deren Echtheit zu prüfen gelehrt werden  
soll, bestimmt Hr. Hofr. Grimm die Stunde von 1 bis 2  
Mont., Dinst., Freytags.

Allgemeine Länder- und Völkertunde trägt Hr.  
Hofr. Hören um 11 Uhr vor, mit Hinweisung auf die  
den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, Hr. Hofr. Heeren, nach der fünften Ausg. seines Handbuches, um 4 Uhr;  
Hr. Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Geschichte des Mittelalters, Hr. Prof. Gervinus Mont., Dinst., Mittw., Donnerst. um 4 Uhr;

Die Geschichte des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig, Hr. Dr. Thospann Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr.

Zu einer Vorlesung in Französischer Sprache über die heutige Diplomatie erbietet sich Hr. Dr. Thospann, und wird darüber mit seinen Zuhörern weitere Rücksprache nehmen.

Die Vorlesung des Hn. Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär-Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reiß vor;

Die Literär-Geschichte der neuern Zeit, Hr. Prof. Gervinus Mont., Dinst., Mittw., Donnerst. um 5 Uhr;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr. Kess. Dr. Bode 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der gesammten deutschen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit, Hr. Hofr. Grimm Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr. Dr. Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Styl gibt Hr. Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr. Prof. Artaud 4 St. wöch. in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benützung der Gemählde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig; für die letztern ist die Morgenstunde von 7 bis 9 Uhr Dinst. und Freyt. bestimmt. Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Ueber die vorzüglichsten Gemählde, welche sich in den öffentlichen Bilder-Galerien Deutschlands befinden, wird Hr Prof. Desterley Mont. und Donnerst. um 7 Uhr M., mit besonderer Rücksicht auf Zuhörer, welche Deutschland bereisen wollen, eine Vorlesung halten.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth, den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat-Unterricht im Gesänge, Clavierspiele u. Generalbasse erbötig ist.

### Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Die Römischen Alterthümer erläutert Hr Prof. Hoed 5 St. wöch. um 4 Uhr.

### Orientalische und alte Sprachen.

Einige Schwierigkeiten der hebräischen Grammatik, besonders in der Syntax, wird Hr Conslr. K. Pott in einer öffentl. Vorles. Mont. und Donnerst. um 11 Uhr erläutern.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Assessor Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Dr Bertheau trägt die Hebr. Grammatik 5 St. wöch. um 11 Uhr vor, und erklärt sodann zu weiterer Uebung seiner Zuhörer ausgewählte Stücke der historischen Bücher des A. Testaments.

Für den Koran bestimmt Hr Prof. Gwald zwey öffentliche Stunden wöch. um 6 Uhr.

Die Anfangsgründe des Arabischen lehrt Hr Assess. Dr Wüstenfeld, nach einer kurzen Uebersicht der Arabischen Literatur, Dinst. u. Freyt. um 1 Uhr namentlich.

Ueber den Mahā-Bhārat hält Hr Prof. Gwall 3 St. wöchentlich um 6 Uhr eine öffentliche Vorlesung. — Hr Dr Bensley trägt Mont. und Dinst. um 1 Uhr die Grammatik des Sanskrit vor, und erklärt Donnerst. u. Freyt. um 1 Uhr aus dem Mahā-Bhārat die Episode von Nalus; außerdem ist er auch zum Privat-Unterricht im Sanskrit erbötig.

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theolog. Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie trägt Hr Dr Lion um 10 Uhr vor.

Lebensbeschreibungen der Philologen der hiesigen Universität wird derselbe um 2 Uhr in lateinischer Sprache vortragen.

Die Metrik handelt Hr Ass. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr ab.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Hr Hofr. Müller übt Montags und Dinstags um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung des Ajax von Sophocles, und erklärt 5 St. wöch. um 10 Uhr Pindars Oden. Hr Assessor Dr von Leutsch erläutert 5 St. wöch. um 3 Uhr Sophocles Electra, und Euripides Alceste; für die Griechische Gesellschaft bestimmt er das vierte Buch des Thucydides. Hr Dr Lion erklärt um 11 Uhr einige Lebensbeschreibungen des Plutarch; Hr Dr Bensley, Mont., Mittw., Freyt. um 2 Uhr die Gedichte des Theocrits. Hr Dr Krüger erläutert Mont. u. Donnerst. um 4 Uhr Aristoteles Metaphysik, unentgeltlich. Hr Dr Schneidewin leitet die Arbeiten der von ihm errichteten philologischen Gesellschaft, und erklärt 4 St. wöch. um 2 Uhr Aristophanes Vollen. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Ass. Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Bensley.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Thebais des Statius, und erklärt um 2 Uhr die Satiren und Briefe des Horaz. Hr Hofr. Dissen leitet Mittw. um 11 Uhr die Disputationsübungen derselben, und erklärt 5 St. wöch. um 3 Uhr Cicero's Bücher von den Pflichten. Hr Ass. Dr Bode erklärt 5 St. wöch. um 2 Uhr Cicero's Bücher vom Redner; Hr Assessor Dr von Leutsch, 3 St. wöch. um 5 Uhr ausgewählte Gedichte der vorzüglichsten elegischen Dichter; Hr Dr Lion um 1 Uhr, Sallusts Catilinensischen und Jugurthinischen Krieg, nebst ausgewählten

Briefen Cicero's. Hr Dr Bunsen hält 3 St. wöch. um 3 Uhr eine Vorlesung über den Lateinischen Stil, und erklärt Dinst. u. Donnerst. um 3 Uhr Cicero's Rede für den Milo. Hr Dr Schneidewin erklärt 4 St. wöch. um 3 Uhr die Bacchides des Plautus und den Phormio des Terenz. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Bunsen.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter erläutert Hr Hofr. Benede 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends.

Der Nibelungen Noth erklärt Hr Prof. Grimm Dinst., Donnerst., Freyt. um 6 Uhr durch allgemeine Einleitung in das Gedicht, und fortlaufende Erläuterung.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr Prof. Artaud. Auch erbietet sich Hr Dr Lion, so wie Hr Lector Melford zum Unterricht im Französischen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt Hr Hofr. Benede in Verbindung mit practischen Uebungen 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector Melford um 7 Uhr N. Mit Geübteren. liest Hr Lector Melford 3 St. wöch. um 6 Uhr N. Byron's Mazeppa und Knowles's Wise, nach den zu Braunschweig u. Marburg kürzlich erschienenen von ihm besorgten Ausgaben. — Auch erbietet sich Hr Dr Lion zum Unterricht im Englischen.

Die Anfangsgründe der Italienischen, der Spanischen und der Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 St. wöch. um 4 Uhr. — Zum Unterricht im Italienischen ist außerdem Hr Dr Lion so wie Hr Lector Melford erbötig; der letztere lehrt auch die Spanische Sprache.

Die Reithahn ist dem Univ. Stallmeister, In Rittm. Kuwers, untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, In Gastrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, In Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pedell Dierling, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn auch im voraus Bestellungen machen.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen.

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 13. März 1837.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, vom 28. Januar nahm der Hofr. Gauß von der Vorlesung des Hn Prof. Weber, über welche im 22. Stücke dieser Blätter Bericht abgestattet ist, Veranlassung, einen Vortrag über einen nahe verwandten Gegenstand zu halten; von welchem wir den Hauptinhalt hier zur Anzeige bringen.

Er betrifft eine neue Berichtigungsmethode zur Erfüllung einer wesentlichen Bedingung bey den feineren Hebelwagen, deren Wichtigkeit bisher nicht genug gewürdigt zu seyn scheint. Solche Wagen haben drey prismatische Schneiden; die eine nach unten gelehrte, in der Mitte des Wagebalkens, ruhet auf einem harten horizontalen Lager von Stein oder Stahl, und dient als Drehungsaxe bey dem Spiel des Wagebalkens; die beiden anderen an den Enden des Wagebalkens sind aufwärts gerichtet, und auf jeder ders

[31]

selben schwebt das Tragestück, woran die Wagschale hängt. Die Tragestücke selbst sind von gehärtetem Stahl, und ihre unteren, auf dem Schneiden ausfliegenden Flächen vollkommen plan und hochpoliert.

Eine wesentliche Bedingung ist nun, daß diese beiden äußeren Schneiden mit der mittleren parallel seyn sollten. In der That, da vor jedem Umtausch der Gewichte in einer Schale die Wage erst gehemmt und dabey das Tragestück von der Schneide abgehoben wird, so ist nie darauf zu rechnen, daß sich nach Aufhebung der Hemmung das Tragestück genau wieder eben so auf die Schneide legt, wie zuvor: dies ist zwar unschädlich, wenn die betreffende Schneide mit der mittleren parallel ist, verursacht aber ein verändertes Moment, wenn eine Divergenz der Schneiden statt findet. Eine unvollkommene Berichtigung in dieser Beziehung ist eine Hauptursache, warum bey oft wiederholten Wägungen zuweilen bedeutend größere Abweichungen in den Resultaten sich zeigen, als man sonst von der vortrefflichen Arbeit und der Empfindlichkeit einer Wage erwarten sollte.

Die Mittel, deren sich die Künstler zur Berichtigung des Parallelismus der Schneiden bisher gewöhnlich bedient haben, sind nicht geeignet, alle zu wünschende Schärfe zu geben; auch ist es, bey feinen Wagen wie bey astronomischen Instrumenten, nicht der Verfertiger, von dem man die feinste Berichtigung zu fördern hat, sondern diese kommt dem zu, der die Wage gebraucht.

Das Verfahren, dessen sich der Hofr. Gauß zu dieser Berichtigung mit dem besten Erfolge bedient hat, beruhet auf folgenden Gründen.

Beu den Schwingungen des Wagebalkens verändert die zu prüfende äußere Schneide zwar

ihre Lage im Räume; diese verschiedenen Bogen sind aber alle unter einander parallel, wenn diese Schneide mit der (ruhenden) mittleren parallel ist. Anders verhält es sich dagegen, wenn die äußere Schneide der mittleren nicht parallel ist. Nehmen wir, um die Vorstellung zu fixieren, an, daß die äußere Schneide zwar mit der mittleren in Einer Ebene liege, daß aber die Richtungen der beiden Schneiden abwärts vom Beobachter divergieren. In diesem Falle wird bey dem Spiele des Wagebalkens die äußere Schneide sich auf einer Kegelfläche bewegen; ihr abwärts gekehrtes Ende wird, relativ gegen das nähere Ende, steigen oder sinken, so wie der Hebelarm, an welchem diese Schneide sich befindet, steigt oder sinkt. Dasselbe wird von dem die Schneide stets berührenden Tragefläche gelten.

Welcher von beiden Fällen nun statt finde, läßt sich erkennen, wenn auf dem Tragefläche ein Planspiegel befestigt ist. Am vortheilhaftesten ist es, diesen Spiegel so anzubringen, daß seine Ebene nahe senkrecht zu der Schneide ist, obwohl man darin nicht zu ängstlich zu seyn braucht. In dem ersten der beiden Fälle bleibt der Spiegel, während des Spiels des Wagebalkens, sich selbst parallel; im zweyten nicht; im ersten Falle wird also das Bild eines in schicklicher Entfernung vor dem Spiegel sich befindenden Gegenstandes unverrückt bleiben, im zweyten hingegen (wie man leicht übersieht), mit dem betreffenden Hebelarme steigen oder sinken. Das Umgekehrte würde statt finden, wenn die beiden Schneiden anstatt abwärts vom Beobachter zu divergieren, convergierten, es würde dann nämlich mit dem Steigen des Wagebalkenarmes ein Sinken des Bildes, und umgekehrt, verbunden seyn.

Nun läßt sich, wenn der Spiegel ein sehr

vollkommener ist, selbst eine äußerst kleine Veränderung des Bildes sicher und scharf mit einem Fernrohre erkennen. Der Hofr. Gauß gebrauchte als Gegenstand eine etwa 5 Meter vor dem Spiegel vertical aufgerichtete, in Millimeter eingetheilte Scale; das 35 mahl vergrößernde Fernrohr stand in nahe eben so großer Entfernung. Es erschien so das Bild eines Millimeters etwa 20 Secunden groß, wovon man noch Zehntel schätzen kann. So lange die Schneide noch nicht vollkommen berichtigt war, ging das Bild der Scale an dem Fadenkreuze des Fernrohrs auf das regelmäßigste auf und ab, wie der Wagebalken seine Schwingungen machte.

Für mathematisch gebildete Leser bedarf es bloß der Andeutung, daß auf diese Weise nicht bloß erkannt werden kann, nach welcher Seite eine Divergenz statt findet, sondern auch, hinreichend genau, wie groß dieselbe ist, wodurch, verbunden mit der Kenntniß der Weite der Gewinde der Correctionsschrauben, das Correctionsgeschäft in einen sicheren Gang gebracht wird.

Der Vollständigkeit wegen mögen noch ein Paar andere Umstände hier erwähnt werden.

Wenn man einen etwas großen Spiegel anwendet (der vom Hofr. Gauß gebrauchte, auf das Tragestück vermittelt einer eigenen Vorrichtung befestigte, hat 75 Millimeter Höhe), so ist es nothwendig, die Schalen mit hinlänglich schweren Gewichten zu belasten, weil sonst das Tragestück seitwärts umschlagen würde.

Es ist oben vorausgesetzt, daß die zu prüfende äußere Schneide mit der mittleren in Einer Ebene liege, also, wenn man die mittlere genau horizontal gestellt hat, bey horizontalem Stande des Wagebalkens gleichfalls horizontal sey, und nur etwa seitwärts divergiere. Gewöhnlich wird

aber diese Voraussetzung auch nicht in äußerster Schärfe statt finden, sondern, die äußere Schneide bey jener Stellung etwas geneigt, oder das eine Ende etwas höher seyn können als das andere. Man erkennt dieses, bey der beschriebenen Prüfungsmethode, daran, wenn bey'm Steigen des Wagebalkenarmes das Spiegelbild sich zugleich seitwärts, und bey'm Sinken nach der entgegen gesetzten Seite bewegt. Inzwischen muß bemerkt werden, daß dieser Fehler, wenn er vorhanden ist, an einer Wage von einem geschickten Künstler jedenfalls viel zu klein seyn wird, um einen noch merklichen Fehler in den Resultaten der Wägungen hervor zu bringen, und daß man daher auch bey den besten Wagen keine Correctionsmittel zur Wegschaffung dieses Theils des Nicht-Parallelismus angebracht hat.

### E b e n d a s e l b s t.

**DER ROSENGARTE** von Wilhelm Grimm.  
In der Dieterichschen Buchhandlung, 1836.  
LXXXIV u. 94 S. in 8.

Schon lange in dem Besitze eines noch unbekannten Textes des Rosengartenliedes, habe ich doch mit der Herausgabe desselben gezögert, weil ich auf Entdeckung einer älteren Handschrift hoffte. Da das in dem Munde der Ueberlieferung beständig sich umwandelnde Epos keine Zurückführung auf einen ursprünglichen Text gestattet, und jede eigenthümliche Auffassung Berücksichtigung verdient, so wäre gegenwärtige, in das 15. Jahrh. fallende, Handschrift auch neben einer früheren und besseren der Bekanntmachung immer noch werth gewesen; allein ich wollte die Untersuchung über die Fabel nicht übergehen, und

diese würde durch einen älteren Text ohne Zweifel sehr gefördert worden seyn. Indessen schwand jene Hoffnung, nach so manchen vergeblichen Nachforschungen, immer mehr, und da überdies die Handschrift, von welcher ich Abschrift genommen hatte, nach England gewandert war, so entschloß ich mich, die mehrmals zurück gelegte Arbeit wieder vorzunehmen und zu beendigen. Ob meine in der voran gestellten Abhandlung dargelegte Ansicht von der Entstehung und Fortbildung des Liedes, das poetischen Werth hat, und sich Form und Inhalt nach näher als ein anderes an das Nibelungelied anschließt, die richtige ist, muß ich freylich anderen zu beurtheilen überlassen; indessen kann die Vergleichung der verschiedenen Darstellungen der Fabel, und was ich sonst zu ihrem Verständniß beigebracht habe, auch dem, der eine von der meinigen ganz verschiedene Vorstellung hat, noch immer brauchbar seyn. Ein Text, wie der vorliegende, erlaubte keine critische Behandlung, wie das Werk eines bekannten Dichters; ich habe also nur einiges verbessert und ergänzt, und im übrigen mich begnügt, die schlechten Sprachformen des 15. Jahrhunderts zu beseitigen, jedoch beybehalten, was der geschichtlichen Grammatik von Nutzen seyn konnte.

N. 567 und 570 ließ daz für das. B. 569 was für was. B. 881 trütgesellen. B. 956. 957 diu für die. B. 1725 anderz für anders. Der Eigennamen Versäbe 49. 55, obgleich in Aa Bersäbe vorkommt, ist doch wohl nur Entstellung von ver (vrou) Säbe, und Ab enthält das richtige. - ze sunnnegihten (Einleit. XXX.) heißt nicht vor Sonnenuntergang, sondern zu Johanni, wenn die Sonne ihren höchsten Stand

erreicht hat, und wieder zu sinken beginnt; mit-  
in fällt auch die Folgerung C. LXVI. weg.

Wilh. Grimm.

## Brandenburg.

Conspectus Geographicus insigniorum lo-  
corum e geographia veterum populorum de-  
lineatus, accentus graeci et syllabarum  
quantitatis diligentiore cura habita, In  
usum gymnas. composuit Dr. A. Schroe-  
der, academiae equestris Brandenburgensis  
Professor, 105 Seiten in Octav (bey Trinius).  
Die Quantität der Städte, Völker und Län-  
dernamen ist bekanntlich oft am schwersten aus-  
zumitteln, da die Ableitung nicht entscheidet.  
Man wird es daher als ein erwünschtes Hilfs-  
mittel ansehen, daß der Verf. in einem kleinen  
Wörterbuche dafür gesorgt hat, in welchem man  
die meisten dieser Namen mit steter Bezeichnung  
der Quantität findet, so daß neben den lateini-  
schen auch die griechischen Namen mit dem Ac-  
cent gegeben werden. Bey den lateinischen ist  
die Länge oder Kürze der Sylben stets durch die  
gewöhnlichen Zeichen angedeutet. Es kommt hier  
zunächst auf die Genauigkeit an, auf welche der  
Vf. rühmliche Sorgfalt verwandt hat. Er folgt  
der geographischen Ordnung, indem er von  
Asien anfangend von Westen nach Osten fort-  
geht. Auf dies folgt Africa nebst dessen In-  
seln; zuletzt Europa, gleichfalls mit den dazu  
gehörenden Eylanden. Daß dies letztere am reich-  
sten ausgestattet ist, wird man leicht erwarten.  
Zuerst kommt mit größerer Schrift der Name des  
Landes, und unter diesem die Namen der Berge,

Flüsse, Städte und der Völker. An Vollständigkeit ist freylich bey einer Schrift von so beengtem Umfange nicht zu denken. Indes enthält sie doch mehrere Tausend alte Namen, und die von größerer Wichtigkeit wird man nicht leicht vermissen.

Sn.

### M a n n h e i m.

Von dem dortigen Vereine für Naturfreunde ist uns der dritte Jahresbericht (für 1836) zugesandt. Es wird darin von den Arbeiten der Gesellschaft, und dem Zuwachs ihrer Sammlungen Nachricht gegeben. Beschrieben wird unter anderen der *Dens Lanarius* eines Mamouth, der auf einer Rheininsel 1 Stunde von Mannheim bey dem Dorfe Altrippe gefunden wurde, der auch nach Verlust der Spitze noch 4' 10" lang ist, und noch gegenwärtig 31 Pfund an Gewicht hält, im übrigen so gut erhalten ist, daß der größte Theil noch als Elfenbein verarbeitet werden könnte. Der Bericht von dem Zustande der Gesellschaft, die bereits auf 224 einheimische und 60 auswärtige Mitglieder angewachsen ist, gibt die günstigsten Aussichten für die Zukunft.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

Den 16. März 1837.

## L ü b i n g e n.

Bey Otfander: Die christliche Gnosis, oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferdinand Christian Baur, ord. Professor der evangelischen Theologie zu Tübingen. 1835. XX u. 762 S. in Octav.

Die Art, wie der Hr. Verf. dogmenhistorische Stoffe aus dem christlichen Alterthume zu behandeln weiß, ist aus seiner Darstellung des Manichäischen Systems längst rühmlichst bekannt. Es kommt ihm nicht sowohl auf bloße Ermittlung der Thatfachen und deren Fassung zu einem übersichtlichen Ganzen an, auch begnügt er sich keineswegs, die Erscheinungen nach ihrer nächsten Veranlassung in den gegebenen Zeitumständen zu erklären und abzuleiten; sondern sein Streben ist immer auf einen mehr speculirenden Standpunkt gerichtet, von dem aus die einzelnen Er-

scheinungen nur, als Glieder einer fortlaufenden Kette im Ganzen der menschlichen Dinge ersaßt werden. Der Hr. Verf. beginnt sein eigentliches Geschäft erst da, wo gewöhnlich die Geschichte ihre Aufgabe schon gelöst zu haben meint; er sucht für die Erscheinung den philosophischen Begriff, und knüpft so die Einzelheiten an die tiefer liegenden Fäden an. In seiner Darstellung des Manichäismus erhob er auf diese Art eine Aufgabe, die früher nur auf dem Gebiete der christlichen Häresien behandelt war, zu einer Erscheinung auf dem umfassenden Boden ganzer Religionsysteme; Aehnliches widerfährt hier einer mit dem Manichäismus verwandten Erscheinung, der Gnosis, die nicht mehr unter dem engen Begriff einer Häresis, oder Abweichung vom recipierten Kirchenglauben behandelt, sondern wie schon der Titel des Buchs angibt, mit christlicher Religionsphilosophie überhaupt gleich gesetzt, und also zu einer sehr umfassenden Allgemeinheit erhoben wird. Die nächste Folge davon ist nothwendig die, daß der Hr. Vf. alle Erscheinungen der Religionsphilosophie hier der Gnosis an die Seite stellen, sie sämmtlich als Erzeugnisse desselben Keimes betrachten muß; zu dieser Consequenz versteht er sich dadurch, daß er den Begriff der Gnosis auf die Lehre Jacob Böhme's, das System Schelling's, die Glaubenslehre Schleiermachers und das System Hegel's anwendet, und in allen diesen Erscheinungen den gemeinsamen gnostischen Grundgedanken nachweist.

Zuvörderst die ganze Art, wie der Hr. Verf. diese, wie ähnliche historische Stoffe behandelt, verdient gewiß den aufrichtigen Dank der Kirchengeschichte. Man pflegt sonst gegen die construirende Geschichtsbehandlung eingenommen zu

seyn, allein doch nur dann, wenn sie es verschmähet, sich eher um die Einzelheiten zu kümmern, als sie ihre allgemeinen Sätze fertig hat, und deshalb dann die übele Erfahrung macht, daß der spröde Stoff sich den ihm aufgedrängten Gesichtspuncten nicht immer fügen will. Der gleichen Uebelstände sind nun aber bey der sorgsamsten Quellenforschung, wodurch Hr Dr Baur rühmlichst bekannt ist, im Voraus nicht leicht zu fürchten, und nur in sehr einzelnen Spuren kann nachgewiesen werden, wie wirklich dem historischen Stoffe etwas hat nachgeholfen werden müssen, um den leitenden Principien zu entsprechen. Das Unternehmen des Hn Verfs, die Erscheinungen der Gnosis von einem so übersichtlichen Standpuncte zu behandeln, und aus allen Einzelheiten bis zu deren höchstem Begriffe aufzuheben, ist also theils neu, theils sehr verdienstlich, selbst nach allen den Studien, die von Massuet und Mosheim bis auf Meander und Matter auf die Lösung der gnostischen Dunkelmeynungen verwandt sind. Ist man auch längst darüber einig, daß jene seltsamen Neonenreihen, jene Verheirathung männlicher und weiblicher Potenzen weder frevelhafte Auswüchse keiserlicher Denkart, also Mängel des Willens, noch barocke Producte der Verstandesverwirrung, auch nicht etwa Hieroglyphen des Alterthums seyen, wozu uns der Schlüssel verloren ging: so ist doch, nachdem bisher auf Erforschung und Verständniß des Einzelnen so viel Mühe und Scharfsinn bereits verwandt, eine Verallgemeinerung und Parallelisierung der Frage, ein Durchdringen bis zu dem letzten Begriffe gewiß eine sehr erwünschte Leistung. Unsere Aufgabe wird also nicht seyn, mit dem verdienten Hn Verf. über das Recht zu

streiten, wornach er so seine Untersuchungen an-  
gelegt hat, sondern nur über die Resultate, die  
er auf seinem eigenthümlichen Wege heraus ge-  
bracht hat. Und hier müssen wir sofort das Be-  
kenntniß ablegen, daß wir in dem letzten Ergeb-  
nisse, oder in der Grundansicht von der Gnosis,  
so wie in manchen Einzelheiten, des Verf's Re-  
sultate nicht theilen können: es wird eben das  
Streben nach Verallgemeinerung des Stoffes,  
oder das Auffuchen des letzten Begriffes seyn,  
worin seine Behandlungsmanier das Rechte ver-  
fehlt zu haben scheint. Eben deshalb kann aber  
unsere Anzeige sich auch auf Nachweisung dieser  
Differenz der Ansichten beschränken, und des  
vielen Neuen und Ueberraschenden, was vorlie-  
gende Schrift darbietet, nur im Allgemeinen  
rühmlichst gedacht werden.

Es handelt sich um den Begriff der Gnosis,  
den der Hr Verf. aus einer beschränkten Bedeu-  
tung, wie ihn seine Vorgänger von Irenäus  
und Tertullian bis auf Neander und Matter fest  
gestellt haben, heraus hebt, und zu einer umfas-  
senden Allgemeinheit erweitert: was den Anderen  
eine sehr bestimmte, höchst eigenthümliche Species  
von Ansichten über göttliche und menschliche Din-  
ge war, das erhebt der Hr Verf. zu einer ge-  
nerellen Bedeutung, und macht es zu dem um-  
fassenden Begriffe der Religionsphilosophie. Es  
mag scheinen, als ob hierüber mit ihm zu rech-  
ten, auf bloßen Wortstreit hinaus komme, wie  
weit der Name Gnosis mit Religionsphilosophie  
verwechselt werden dürfe. Allein einer sorgfäl-  
tigen Zurechtstellung des Wortbegriffes wird gewiß  
der Hr Verf. am wenigsten sich entziehen, der  
ja schon durch die philosophische Schule, deren  
Vertreter er im letzten Abschnitte dieses Werks

übernimmt, sich die Ermittlung dieses Begriffes ganz besonders angelegen seyn läßt, und gerade bey dieser Untersuchung durch die Gewalt des Begriffes zu allen Consequenzen gebracht ist, deren Richtigkeit jetzt in Anspruch genommen wird. Gerade der Begriff der Gnosis, wie er sich dem Verf. bey Behandlung des Stoffes gleichsam unter den Händen heraus stellte, zwang ihn, die früher beabsichtigte Beschränkung des Werkes, das sich bloß auf die allgemein so genannten gnostischen Systeme aus der christlichen Urzeit einlassen sollte, aufzugeben, und alle die Erscheinungen mit zu behandeln, die der erweiterte Begriff des Werkes mit umfaßt. Selbst die Bearbeitung trägt davon die Spuren, da unverkennbar die Behandlung der eigentlichen Gnosis als ursprüngliche Arbeit das Geschäft der Forschung eifriger betreibt, während für die nachher hinzu genommenen Erscheinungen mehr ein Revidiren und Darstellen vorgezogen ist. Der Begriff der Gnosis ist es also allein, auf den die ganze Behandlung des Verfs begründet wird.

Zuzugeben ist dem Hn Verf. nun jedenfalls eine bedeutende Verwandtschaft der Gnosis mit der Religionsphilosophie, rücksichtlich des von beiden behandelten Stoffes: er ist kein anderer, als die aller Philosophie zu lösende Frage über das Räthsel der Dinge, oder das Hervorgehen des Endlichen aus dem Unendlichen. Was sind die Leonendescendenzen, durch deren verschiedene Verknüpfung die gnostischen Systeme ihre Abweichungen von einander begründen, was sind sie anders, als Potenzen oder Stationen auf dem Entwicklungsgange der weltlichen Dinge aus dem Urgrunde, was ist demnach die Gnosis durch deren Construction anders, als ein Beytrag zur

Erklärung jener Entwicklung selbst? Daß sie dabey nicht die Form des Schaffens, also eines Hervorgehens aus dem Willen des höchsten Princip, sondern die der Emanation, also eines Entwickelns aus dessen Substanz gewählt hat, trägt hiebey nichts aus; sie folgt dabey einer Anschauung des Orients, und darf eben so gut, wie andere Systeme, die dem Emanationsbegriffe folgen, darauf Anspruch machen, die Aufgabe der Philosophie zu behandeln, also eine bedeutende Verwandtschaft mit der Religionsphilosophie einzugehen. Allein mit dieser Gemeinsamkeit des Stoffes oder der Aufgabe ist nun auch die Verwandtschaft völlig abgeschlossen; denn so bald wir auf die Form sehen, wie die Gnosis, und wie die Religionsphilosophie sich ihrer Aufgabe erledigt, so tritt die Differenz in vollem Maße hervor. Und doch wird gerade die Form hier sehr entscheidend seyn, um die verschiedenen Gebiete von einander abzugränzen. Blickt man von dieser ab, so würden nothwendig auch noch ganz andere Erscheinungen zusammen gefügt werden müssen. So stiele namentlich jede Religionslehre in positiver Form mit der Philosophie zusammen; denn der behandelte Stoff ist bey beiden derselbe, Belehrung über das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen; die Verschiedenheit liegt also allein in der Form, wodurch das Philosophieren so bestimmt seine Eigenthümlichkeit erhält. Gerade die Form, deren die Gnosis sich bedient, wird deshalb zu entscheiden haben, ob die Identität derselben mit der Religionsphilosophie wirklich so groß ist.

Schwerlich würde man nun aber das Wesen der Gnosis treffen, wenn man ihre Neonen- und Genealogienbildungen nur für Hüllen hielte, un-

ter denen sie den reinen Gedanken versteckt hält  
 te; schwerlich darf ihr eine so bewußte Trennung  
 des Mythischen dahey und der bloßen Reflexion  
 zugeschrieben werden, daß sie die Producte  
 ihres Speculirens nur etwa zur gefälligeren Ver-  
 breitung hinter jene phantastischen Gemälde ver-  
 borgen hätte. Vielmehr ging ihr der zu be-  
 handelnde Stoff und die dafür gebrauchte Form  
 so in einander über, daß sie selbst sich nicht be-  
 wußt war, mit reiner Speculation die Aufga-  
 ben zu lösen. Wird dies nicht zugestanden, so  
 ergibt sich ihre ganze Hülle zum Mindesten als  
 ein Werk des Betruges, und man begreift nicht,  
 wie sie selbst so zahlreiche Anhänger habe finden  
 können, oder wie die orthodoxe Lehre es nur für  
 nöthig halten konnte, dagegen eine so ausgedehnte  
 Polemik zu unternehmen. Das absichtlich, mit  
 dem Bewußtseyn des Betruges Gemachte ist nie  
 von solcher Bedeutung für Gegenwart und Nach-  
 welt. Hier also liegt die Hauptdifferenz zwischen  
 Gnosis und Philosophie verborgen, da diese letztere  
 nie auf die Form der reinen Reflexion verzichten  
 kann, ohne sofort ihren Character zu verlieren;  
 durch ein Aufgeben der Gedankenform, durch ein  
 Verlieren in Bilder und Anschauungen, bey de-  
 nen nicht mehr die Reflexion ihren Stoff be-  
 herrscht, geht das eigentlich Wahre der Philoso-  
 phie verloren, und es beginnt irgend eine Art  
 der Intuition, die man Theosophie, Mystik oder  
 auch Gnosis nennen mag, die aber gewiß nur  
 als eine sehr untergeordnete Stufe in der Wahr-  
 heitsforschung zu bezeichnen, und gewiß nie mit  
 der Philosophie zu verwechseln ist. Wenn dem-  
 nach der Hr Verf. auch darin Recht hat, daß er  
 die alterthümliche Gnosis mit Erscheinungen neu-  
 erer Zeit in Parallele stellt, die gleichfalls den

Character theosophischer Anschauung haben, namentlich mit der Lehrtät Jacob Böhme's, und auch wohl mit dem Systeme Schelling's; so wird doch gegen die Uebertragung jenes Begriffes auf Formen, die nur die bewusste Reflexion festhalten, aus Pflicht der Billigkeit protestiert werden müssen; namentlich gilt dies von der Glaubenslehre Schleiermacher's, und noch in höherem Grade von dem Systeme Hegel's, das ja durch die allein geltende Realität des Begriffes im directesten Widerspruche mit aller Gnosis steht. Gebietet die Gnosis demnach auch demselben Geschlechte mit der Religionsphilosophie an, da sie mit ihr dieselbe Aufgabe löst, so wird sie doch durch die Form und Fassung der Aufgabe hinreichend als bloße Species des gemeinschaftlichen Genuß zu erkennen seyn.

Zu demselben Resultate gelangt man auch durch Beachtung einer Frage, die von dem Hr. Verf. mit vieler Sorgfalt wieder aufgenommen ist, in wie fern Mosheim Recht habe, daß er für die Gnosis den Character der orientalischen Philosophie forderte. Obgleich Mosheim's Beweis dafür wohl nicht ganz gelungen zu nennen ist, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß wenigstens Etwas an der Sache sey, und der Hr. Verf. selbst ist (S. 36) geneigt, dies einzuräumen, indem er hier von einem orientalischen Standpuncte redet, von welchem die gnostischen Systeme ausgegangen seyen. Schon die ganze Emanationslehre kann dahin gerechnet werden, die sich fast in allen Systemen wiederholt, welche der orientalischen Speculation angehören, und auch, wo sie im Occidente auftritt, recht leicht auf eine morgenländische Quelle zurück geführt werden kann. Aber noch treffender gilt dies von

der bestimmten Form, unter welcher der Orient das Entwickeln des Endlichen aus dem Unendlichen vorstellt, der Zeugung durch Geschlechtsbedeutigkeit. Davon liefert das Abendland, selbst die hier ausgebildete Theosophie und Mystik, keinen Beweis, während die Gnosis damit so manchen anderen Systemen sehr bestimmt an die Seite tritt: man braucht nicht einmal nach Indien zurück zu gehen, man kann schon in den Kosmogonien des vorderen Orients so bestimmt überall dieses Characteristische auffinden, daß die Gnosis, die auf gleiche Weise die verschiedenen Stationen in der Emanation aus dem Urgrunde durch mehrfache Zeugungen darstellt, dadurch diesem echt orientalischen Kreise anheim fällt. Nicht genug also, daß die Gnosis durch die ganze Form ihrer Darstellung sich von der Religionsphilosophie unterscheidet, und in das Gebiet der Theosophie gehört; sie zeichnet sich auch auf diesem gemeinschaftlichen Boden wieder durch eine bestimmte orientalische Eigenthümlichkeit aus, die durchaus erst verwischt, ihre scharfe Concrettheit erst getilgt werden muß, ehe die Verallgemeinerung, wie sie der Hr. Verf. gewagt hat, für gerechtfertigt gelten darf. In diesem Sinne dürfte also die Parallele mit Böhme und Schelling, die oben zugestanden ward, kaum noch gerechtfertigt werden können, und der ganze Gang des Hrn. Verfs. noch mehr dem Einwurfe erliegen, daß er dem Begriffe der Gnosis die gehörige historische Bestimmtheit genommen, ihn zu einer Ausdehnung erhoben hat, wozu ihm weder der bisherige Sprachgebrauch, noch der innere Zusammenhang der Gnosis selbst ein Recht gewährte.

Die durch die bisherigen Angaben gewiß hinreichend bezeichnete Manier des Hrn. Verfs., von

der historischen, concreten Erscheinung aufzusteigen zu einem Begriffe, und darin erst das rechte Verständniß zu finden, wirkt nun sehr leicht ein einigermaßen entstellendes Licht auf die Sachen selbst, und würde es gewiß noch weit mehr geworfen haben, wenn nicht gerade die schon rühmlichst erwähnte Bekanntschaft mit den Quellen den Verf. vor zu entstellenden Auffassungen bewahrt hätte. Allein eine völlig richtige Erfassung der ganzen Erscheinung der Gnosis können wir es doch unmöglich nennen, wenn der Verf. ihr eigentliches Wesen darin setzt, daß sie zu ihrem Stoffe die vorhandenen, gegebenen Religionen, Heidenthum, Judenthum, Christenthum genommen, und für das so gewonnene Material durch Religionsphilosophie ein gewisses Verhältniß vermittelt habe. Der nächste Eindruck, den diese Schilderung der Gnosis hervor bringt, ist gewiß der, daß sie mit Willkür und mit dem Bewußtseyn der Superiorität sich ihren Stoff gewählt, und mit Absicht eine Vermittelung desselben zur endlichen Harmonie versucht habe; die Gnosis selbst tritt dadurch sofort als eine Erscheinung auf, die von jenen drei Religionen unabhängig und außerhalb ihrer eine Einwirkung auf dieselben unternimmt; vielleicht hat der Hr. Verf. selbst dies anfangs gar nicht so beabsichtigt: aber es ist nothwendige Folge seines philosophischen Standpunctes. Indem er die ganze Erscheinung der Gnosis auch in ihrem Verlaufe und ihrer Entwicklung zum Begriffe erhebt, also auch das, was sie bewirkt, die Verschmelzung der drei Religionsformen, sofort mit in ihr Wesen aufnimmt: so erwachsen ihm unter den Händen Merkmale derselben, denen sich die eigentlichen Stifter und Bearbeiter der gnostischen Richtung

gar nicht bewußt gemessen sind, und die deshalb auch auf keine historische Wahrheit Anspruch machen können. Wir wollen nicht darüber entscheiden, ob ein Valentin oder Bardesaneß mit seinen seltsamen Gestaltungen noch gemeint hat, auf wahrhaft christlichem Boden zu stehen, und ihm wegen seiner Verirrungen nur das enge Gebiet einer Häresie angewiesen werden muß; allein den bewußten Voratz, jene drei Religionsformen als Material behandeln, und durch Hülfe der Religionsphilosophie selbständig zu einem harmonischen Resultate verarbeiten zu wollen, müssen wir ihm unbedingt absprechen; denn eine so bewußte Reflexion, die ihre Keppenreihen als Hüllen und Behälter behandelt, konnten wir ihnen oben nicht beylegen, ohne ihnen sofort wegen des Absichtlichen dabey den Vorwurf des Betruges aufzuzählen. Die ganze Behandlung jenes dreifachen Materials kann also erst als Verkauf der Gnosis, als ihre Anwendung in der Praxis betrachtet werden; ihre Definition selbst muß noch dapon verschieden seyn, und ihr eigentliches Wesen höher hinauf liegen.

Vielleicht läßt sich jene, nur auf Begriffsbildung bedachte, und von hier aus die Erscheinung ermägende Manier des Hn Verfs nicht treffender bezeichnen, als durch Zusammenhalten mit einer von ganz entgegen gesetztem Standpunkte genommenen Definition der Gnosis, in der so rühmlichst bekannten Gieseler'schen Recension der Meander'schen Entwicklung der gnostischen Systeme; die Gnosis wird hier erklärt als eine durch Hinzutreten des Christenthums veranlaßte neue Entwicklung des philonischen Materialismus, welcher in Syrien noch durch den persischen Dualismus modificiert ward. Im Grunde finden sich auch

hier dieselben Elemente, woraus der Hr Verf. seine Definition zusammen gesetzt hat. Die drey Religionsformen sind als Christenthum, als Judenthum im Philo, als Heidenthum im Platon berücksichtigt, und auch das philosophische Streben durch Anführung des philonischen Platonismus hinreichend bezeichnet. Allein wie ganz verschieden ist doch die Auffassung der angegebenen Merkmale! Bey dieser streng historischen Ansicht ist der genetische Ursprung der ganzen Erscheinung gegeben, ihr Wesen also erfasst, ohne ihre Wirkungen mit dem Begriffe zu vermengen; dagegen der Hr Verf. stellt sofort beides durch einander, erhebt den ganzen Verlauf zu einem Begriffe, und führt sofort Alles das als nothwendig und beabsichtigt auf, was erst in der Anwendung der Gnosis auf das vorliegende Material sich hervor stellt, und gewiß den ersten Trägern und Bearbeitern derselben unbewußt war.

Bedarf es ja noch eines weiteren Beweises, daß bey solcher Erhebung der concreten Erscheinung zum allgemeinen Begriffe gerade die historische Eigenthümlichkeit leicht verloren geht, so kann derselbe aus der Art geführt werden, wie der Hr Verf. hier das Heidenthum zum Gegenstande der Gnosis macht; der Ausdruck Heidenthum ist offenbar viel zu weit für jene Erscheinung, die doch in der That nicht alle Formen des damaligen Paganismus in sich aufnahm, die nur eine bestimmte Modification desselben, den Platonismus und den zoroastrischen Dualismus verarbeitete, dagegen den eigentlich hellenisch-römischen Polytheismus gar nicht berücksichtigte, der doch am ersten unter jener Bezeichnung verstanden werden müßte. Auch an anderen Punkten läßt sich noch die Incongruenz des histori-

schen Materials unter die vom Hn Verf. aufgestellten Begriffe nachweisen. So wird ohne weiteren Beweis als materieller Inhalt der gnostischen Systeme außer dem höchsten Gott noch ein dreyfaches Princip aufgestellt, die Materie, der Demiurg und Christus (S. 25), mit dessen Verarbeitung sich die Gnosis beschäftigt habe, und das dann mit kühner Combination auf die drey Religionsformen zurück geführt wird, so daß die Materie dem Heidenthume, der Demiurg dem Judenthume (denn er ward ja ziemlich allgemein mit dem Judengotte zusammen gestellt), Christus dem Christenthume entspreche. Würde man auch nicht von selbst darauf kommen, daß das Hervorheben dieser drey Principien ohne Nachweisung der Nothwendigkeit, leicht etwas Willkürliches enthalte, und Gefahr vorhanden sey, daran nicht gerade die wirklich organische Entwicklung der Gnosis zu besitzen: so leitet der Vf. selbst darauf, indem er S. 36 statt der Materie die Sophia = Achamoth als ersten Hauptwendepunct setzt, und so auf die Bedeutung aufmerksam macht, die in den ausgebildetesten Systemen gerade dieser Potenz beygelegt wird. Unwiderstehlich drängt sich dabey dem Leser die Ueberzeugung auf, daß eine so construirende Geschichtsforschung aus dem Materiale zu machen vermöge was ihr beliebt, und die Befürchtung, daran keinesweges eine getreue Erfassung des Stoffes zu besitzen.

Abgesehen von diesen Ausstellungen, die freylich die Hauptleistung des Verfs treffen müssen, ja eigentlich den ganzen Standpunct treffen, von dem die neue Behandlung des so verwickelten Stoffes unternommen ist, erkennen wir nun gern die vielfach trefflichen Blicke an, die in das Wesen

der Gnosis hier eröffnet sind. Als Verdienst muß dem Hn Verf. zugestanden werden, Manches zur Untersuchung mit heran gezogen zu haben, das von früheren Forschern auf diesem Gebiete unbeachtet geblieben war: so namentlich das gnostische Material in den Homilien, die den Namen des römischen Clemens tragen, und die eine christlich-dogmatische Entwicklung an die Person des Petrus in seinem Gegensatze gegen Simon Magus knüpfen. Der Verf. bedient sich seiner Nachweisung des Gnostischen in diesem Systeme freylich gleich so vollständig, daß er daraus eine eigene Form der Gnosis bildet, worin Christenthum und Judenthum identificiert, und beide dem Heidenthume entgegen gesetzt werden. Eine weitere neue Leistung ist die Berücksichtigung der Polemik gegen die Gnosis vom Standpuncte der Kirchenlehre und des Neuplatonismus. Aber auch endlich die Parallelisirung der übrigen Formen der Theosophie und Religionsphilosophie mit der Gnosis, wozu der Verf. sich das Recht durch weitere Fassung dieses Begriffes ermittelt, ist, selbst wenn man in dieser Grundansicht ihm nicht beystimmen kann, gewiß vielfach anregend und fruchtbar zu nennen. Doch bleibt die Frage übrig, ob nicht mit demselben Rechte der Begriff der Gnosis auch auf andere Systeme des Mittelalters und der neueren Zeit hätte ausgedehnt werden müssen; die Philosophie eines Scotus Erigena, ja unter den Scholastikern gewiß ein Thomas und Scotus behandeln das christlich-dogmatische Material so selbständig speculativ, daß sich für sie gewiß der Character einer Religionsphilosophie, oder nach dem Wf. einer christlichen Gnosis wird geltend machen lassen: selbst Swedenborg mit seinem phantastischen Rationalismus

hätte schwerlich aus dem Kreise der Untersuchungen ausgeschlossen worden dürfen. Können wir demnach dem eigentlichen Resultate des Wetts in keiner Hinsicht bestimmen, so erkennen wir doch gern die Leistungen deutschen Fleißes und deutschen Talentes an, wodurch das kirchenhistorische Gebiet hier bereichert ist.

R—g.

U m s t e r b a n n.

Apud J. Müller. Specimen psychologico-medicum de Somniis, autore Everardo Fabio. XVI u. 206 Seiten. 1836. 8.

Diese Doctor-Dissertation eines jungen holländischen Gelehrten ist nach Landesart in einem fließenden und reinen Latein abgefaßt, und behandelt ihren Gegenstand mit Klarheit und Sachkenntniß, nebst reichhaltiger, nicht selten überladener Angabe der literarischen Hülfsmittel. Die bisherigen Ansichten und Erfahrungen sind gut zusammen gestellt. Einer neuen Idee oder eigenständlichen Beobachtung begegnet man jedoch nicht. Nach einer Widmung und Einleitung folgt das erste Kapitel De Somno. Beschreibung des Schlafes; Ursachen desselben; Zustand des organischen und animalischen Lebens, so wie ihr gegenseitiges Verhalten (in sofern jenes vom Gehirn, dieses vom Ganglien-Systeme abhängt) und auch das der Seele während des Schlafes. Cap. II. De Somniis vulgaribus. Verhältniß zwischen Schlaf und Traum. Wirksamkeit der Phantasie, der Ideenassociation und besonders der Reproduction früher empfangener Eindrücke im Traume. Cap. III. De Somnambulismo.

Seine Entstehung durch Natur und Kunst. Zustand des erwachten Nachwandler's. Verhalten der äußeren Sinne; Gewalt der Phantasie, des Gedächtnisses und anderer Seelenkräfte während des Nachwandelns. Cap. IV. De Somniis vaticiniis. Viele Geschichten von Ahnungen und weissagenden Träumen werden angeführt und in vielen Fällen nachgewiesen, daß das scheinbare Eintreffen entweder von der Rückwirkung der aufgeregten Einbildungskraft auf den Körper, oder von nachherigen Ausschmückungen abzuleiten sey. Aehnliches finde bey den sympathischen Träumen statt, wo ferne Dinge als nahe gesehen werden. *Plurima ergo somnia (sagt er S. 145) sympathica, aequae ac vaticina, mihi videntur explicanda e phantasia iudicium provocante, aut fortuito ad veritatem de rebus, temporis spatiive intervallo se junctis, agente, Cap. V. De Somniorum causis.* Der Körper, indem er auf die Phantasie, das Blut, indem es auf die Cerebralkräfte wirkt, dann das Nervensystem selbst, das jedermahlige Befinden und eine nicht geringe Anzahl äußerer Reize sind die wesentlichsten Veranlassungen und Bestimmungen der Träume.

---

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 18. März 1837.

V o n n.

Bey König und van Borcharen. Ueber den  
 Unterschied zwischen todten Naturkräf-  
 ten, Lebenskräften und Seele. Eine  
 Vorlesung von J. E. C. Schröder van der  
 Kolk, Professor der Medicin zu Utrecht. Nach  
 der zweyten holländischen Ausgabe übersetzt von  
 J. F. G. Albers. VI u. 59 Seiten. 1836. 8.

Schröder van der Kolk, bisher als tüchtiger  
 Arzt und Beförderer der pathologischen Anatomie  
 bekannt, erscheint hier von einer neuen Seite,  
 nämlich als tief fühlender, geistreicher Forscher  
 im Gebiete des höheren Lebens, jedoch verweilend  
 auf dem Standpuncte der Physiologie und Pa-  
 thologie. Diese Vorlesung, welche er vor der  
 physischen Gesellschaft in Utrecht hielt, verdient  
 hauptsächlich von denjenigen Beachtung, die sich  
 um klare Begriffe in einigen Hauptpuncten der  
 physischen Medicin kümmern. Ihr Zweck ist kein

[33]

anderer, als die Vermessenheit nachzuweisen, welcher in der neuesten Zeit dem Materialismus von Physiologen und Psychologen das Wort gerathen wurde.

Der Vf. zeigt in einer populären - aber würdig gehaltenen Darstellung, daß die Annahme von einer höhern, weit von allen anderen Naturkräften sich unterscheidenden, Wesenheit der menschlichen Seele sich nicht bloß durch religiöse und philosophische, sondern auch durch streng wissenschaftliche Untersuchungen rechtfertigen lasse.

Da in der neuesten Zeit ermittelt wurde, daß viele für specifisch verschieden erachtete physische Kräfte bloße Modificationen eines Urgrundstoffes oder einer Grundkraft seyen, so lag die Frage nahe, ob denn nicht alle Kräfte der Natur für bloße Modificationen einer Urkraft zu halten; ob nicht die Lebenskräfte in einem solchen Grade mit den Imponderabilien übereinkämen, daß sie als identisch angesehen werden könnten, und ob diese nicht so viel Aehnlichkeit mit der Seele darböten, daß man diese für eine modificirte Lebenskraft, und den gesamten menschlichen Körper für einen zusammen gesetzten und künstlicheren physikalischen Apparat erklären dürfe? Es fanden sich auch Schriftsteller, die das Räthsel des Lebens gelöst zu haben vermeinten, indem sie die Seele für ein electrisches Fluidum und die Gedanken für galvanische Funken ausgaben.

Der Verf. entwickelt, daß Electricität für die Nerven nur ein Reiz sey, der zwar, wie ein anderer, die Nervenkräfte zu erwecken vermöge, aber die Erscheinungen selbst nicht bewirke. Ein in kleine Stücke zerschnittener Nerv, in einander gelegt, verhalte sich als guter Leiter für Electricität, aber nicht für Nervenkraft; beide folgten

Schließen des Gesichts. Der Galvanismus erweckt

Auge das Gefühl von Licht, nicht weil es sich sey mit Nervenkraft, sondern weil das Auge durch ihn gereizt würde. Die Nervenkraft genau an das Rückenmark oder den Nervenenden gebunden, während ihrer Wirkung würde auf eine unbekannte Weise erregt oder verändert; sie würde nicht durch Feuchtigkeit geleitet, ad könnte nicht wie Electricität und Galvanismus überspringen. Sonst könnten nicht, nach den Berechnungen des Verfs durch die hintere Hälfte des Rückenmarks, durch welche alle Empfindungsnerven laufen, und welches kaum mehr als sechs Quadratlinien Dicke hat, weit mehr als 300,000 Nervenfasern gehen, von welchen jeder für sich eine scharf unterscheidbare Empfindung dem Sensorium zuführt. Bei den Bewegungsnerven wirken nur derjenige Nervenfasern, der vermittelt zwischen Willens und Reiz empfängt, in einem Theile sey Thätigkeit und in dem anderen Ruhe. Die Neigung zum Gleichgewichte, wie bei der Electricität, wo die angeregte Kraft von einem Faden auf den anderen überspringe, fände nicht statt. Das Rückenmark sey allein Leiter für Nervenkraft, dessen Wirkung sich bis zum Gehirn erstrecke, und hier an das Empfindungsvermögen die Eindrücke mittheile, oder die Befehle des Willens nach den Muskeln bringe. Die Nervenkraft sey das Band, wodurch Seele und Körper zusammen hängen.

Beygegeben, daß das Gehirn der große Vereinigungspunct ist, von dem alle Nervenfasern ausgehen, wohin alle Nervenkraft zurückwirkt und aus dem die Anregung zum Willen entspringt, so sey allerdings die Frage erlaubt: ist unsere Seele eins mit dieser Kraft, ist das Denken,

sind unsere höheren Vermögen nur Wirkungen derjenigen Kraft, die dem Gehirne eigen ist?

Diese Lebensfrage in Betreff der Existenz der Seele und unseres Begriffes von Unsterblichkeit hält der Verf. ganz besonders einer gründlichen Beantwortung für würdig. Er setzt auseinander, daß dem Gehirne die Nervenkräfte zugeschrieben werden müssen, nicht aber die Seelenvermögen, als ihm eigenthümliche Einrichtungen. Aus den Zufällen bey der Lähmung, beym blutigen Schlagflusse und den Gehirnkrankheiten leitet er den Unterschied ab zwischen der Kraft des Gehirns, der Nerven und den Geistesvermögen.

Willkür und Gedanken sey nie Eigenschaft der Nervenkraft. Ein höheres Vermögen beherrsche alle Nerven gleichmäßig.

In allen Vorgängen der Natur sey eine äußere Ursache zur Thätigkeit oder Bewegung nothwendig; allein die Seele habe den Anfang der Thätigkeit und des Reizes in sich selbst; sie handle willkürlich und unterscheide sich hierdurch von allen Naturkräften. In der weiten Natur, in der Anziehungskraft, in dem Galvanismus, ja selbst in der Nervenkraft, welche doch jeden Eindruck einzeln überbringe, sey nichts Aehnliches mit der undeutbaren gleichzeitigen Thätigkeit unserer Seele während z. B. eines Gespräches im Freyen, wo allein beym Sehen und Sprechen mehrere hundert Muskeln durch unseren Willen gespannt werden müssen, und die Fülle von Außen aufgenommener und von Innen mit Blüheschnelle verarbeiteter Eindrücke alle Berechnung und Vergleichung übersteigt.

Die Vorstellung von Körperlichkeit der Sachen falle beym Eingehen in ihre Wirkksamkeit gleich weg, denn je mehr wir den Vorrath von Sachen

in Vorstellungen in unserm Gedächtnisse ver-  
schwinden, desto leichter finde sie Raum darin.

Die Gall'sche Lehre von den Hirnorganen  
trage gleichfalls für die Unabhängigkeit der Seele  
vom Körper. Die Organe seyen nur Werkzeuge,  
die wohl einen Eindruck auf den Geist hervor-  
bringen, aber wovon es von uns selbst abhängt,  
ob wir ihren Willen befolgen. Die sittliche Kraft  
sey durchaus eine freye.

Im Wahnsinne verhalte sich nicht die Seele  
als krank, sondern die Nervenkraft, welche ihr  
verkehrte und falsche Eindrücke mittheile; es sey  
mehr ein Sinnesbetrug. Bey der Geisteskrank-  
heit empfangt die Seele verkehrte Eindrücke und  
Bilder, hierdurch verleitet, unrichtige Begriffe und  
Schlüsse; allein ihre höheren Kräfte, Urtheil und  
Vernunftschlüsse könnten bloß unterdrückt werden,  
nicht verloren gehen.

Der Verf. erwähnt Fälle aus seiner Praxis,  
wo bey chronischen Geisteskranken, bey denen die  
Leiden des Körpers sich mehr hinzogen, kurz vor  
dem Tode, wo gewissermaßen die Hülle sich löste,  
das längst unterdrückte Selbstbewußtseyn unge-  
trübt zurück kehrte.

## L e i p z i g.

Vermischte Schriften von Friedrich  
Jacobs; sechster Theil (auch unter dem Titel  
zerstreute Blätter). 1837. 8. XXII u. 590  
S. (in der Dyk'schen Buchhandlung).

Wir haben die früheren Theile dieser Samm-  
lung mit der ihnen gebührenden Auszeichnung an-  
gezeigt, und können bey dem vorliegenden Ban-  
de es nur mit dem Bedauern thun, daß nach

der Aeußerung des Verfs es der letzte seyn wird. Der Theil ist zwey hoch verdienten Männern, dem Hn G. Conferenzrathe von Hoff, und dem Freyherrn von Moll, gewidmet, der außer seinen wissenschaftlichen Verdiensten auch gewiß vielen unserer Leser aus seinen interessanten Mittheilungen und Brieffammlung bekannt ist; wobey der Vf. in der Zuschrift an dieselben uns einige Blicke in seine früheren Lebensverhältnisse, auch mit dankbarer Erinnerung an seinen Aufenthalt unter uns, und besonders auch in München, werfen läßt. Der Band zerfällt in vier Bücher, von denen jedes wiederum eine Anzahl einzelner Aufsätze enthält. Wir können bey der großen Mannigfaltigkeit nicht alle einzeln anführen, und müssen uns begnügen, die wichtigeren hervor zu heben. Die acht Aufsätze des ersten Buches beziehen sich sämmtlich auf das Alterthum, und sind jeder mit gelehrten Anmerkungen begleitet.

Der erste über den *Perfidus caupo* des Horaz I. Sermon. 1, 20. Der zweyte über die Nachricht Herodot's 1, 196., über die Brautschau, und 199 über das sich Preisgeben der babylonischen Frauen. Zugleich eine Fortsetzung und auch Berichtigung der von Heyne darüber angestellten Untersuchung. Der Verf. zeigt zuerk, daß beide Gegenstände von einander unabhängig sind; denn der erste, die Brautschau, und die damit verbundene Versteigerung der Mädchen, hatte mit der Religion nichts zu thun, sie hatte bloß öconomische Zwecke. Die andere, die Preisgebung der Frauen in dem Tempel der *Myllitta* war ein Opfer, um, wie Herodot ausdrücklich sagt, der Verpflichtung gegen die Göttin Genüge zu thun, nicht eine Art von Wollust, bey der

gezwungenen Umarmung eines fremden Mannes, den sie vorher gar nicht kannten. Es war eine Handlung, wodurch sich die Weiber, die alle als der Mylitta dienstpflichtig betrachtet wurden, von diesem Dienste loskauften und dadurch ihre Freyheit erhielten. Dies ward besonders dadurch bezeichnet, daß sie den Kopf mit einer Schnur — dem Zeichen der Dienstbarkeit — umwunden haben mußten, die sie dann ablegten oder zerrissen. Daß sie die Beywohnung eines Fremden gestatten mußten, war wohl zugleich eine Begünstigung von diesen, die in einer großen Handelsstadt nicht befremden kann, und ein Mittel zu der Bereicherung des Tempels. In dem Aufsatze Xenophon und Themistogenes wird die Frage untersucht, wer von beiden der Verfasser der Anabasis sey, die schon im Alterthume verschieden beantwortet wurde. Sie kann nur mit Wahrscheinlichkeit dahin entschieden werden, Themistogenes habe die Geschichte des Feldzuges nach Materialien, von denen die wesentlichsten und wichtigsten Theile von Xenophon selber ausgearbeitet waren, zusammen gesetzt und geordnet. — Ueber die Episode des Thersites, daß sie für die Haupthandlung, das Unternehmen der Schlacht, wesentlich sey. — Ueber den Kottabus nach Athenaus. Die Untersuchung ist aus Wieland's Museum III, 3. bekannt. Sie hat aber in den Anmerkungen beträchtliche Zusätze erhalten. — Ueber den Ostracismus, in der Form einer Rede an die Athener. Vertheidigung dieses, etwas verrufenen, Instituts durch seinen Mißbrauch, und Darstellung der Vortheile, die es in solchen Staaten wie Athen war, haben kann. Ein kurzer Aufsatz: Griechenscenen, beschließt dies erste Buch.

Die sechs Aufsätze des zweiten Buches haben meist religiöse Beziehungen. Wir machen besonders aufmerksam auf den Aufsatz: Heidenthum und Christenthum, wo der Verfasser das erstere, hauptsächlich das Hellenische, gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, daß es den Gläubigen an Gott, und die Nothwendigkeit, sich seinem Willen zu unterwerfen, nicht anerkannt habe. Der folgende Aufsatz: das Priestertum, lehrt, wie dieses für die Kindheit der Völker unentbehrlich gewesen sey, und dadurch die ihm bewilligten Vorzüge und Rechte erhalten habe, aber freylich darin gefehlt habe, daß es bey den Fortschritten der Civilisation dennoch hartnäckig auf der Beybehaltung des Alten bestanden sey, als dieses bereits veraltet war. Der letzte Aufsatz: die Reise nach dem Orient überschrieben, kann gewissermaßen als eine Fortsetzung von diesem betrachtet werden, und führt den Verf. zuletzt auf einen Dichter, dessen 'Wanderungen nach dem Orient' auch von uns in diesen Blättern (S. g. X. 1830 und 1834) mit der ihnen gebührenden Achtung gewürdigt sind. Wir bedauern nur, daß der Vf. die letzte Frucht dieser poetischen Studien (das Dionysosfest von Heinrich Stieglitz) noch nicht gekannt zu haben scheint; den Sturz des alten Cultus in Thracien und seines Königs Pyrgos, durch die Einführung der Sacra des Dionysos darstellend, welches nicht nur durch seinen Inhalt und den darin wehenden poetischen Geist, sondern auch durch seine Form interessiert, indem es uns durch die fortdauernde Theilnahme des Chors als handelnde, nicht bloß betrachtende, Hauptperson die des alten griechischen Dramas, wie es zunächst vor den Zeiten des Aeschylus gewesen seyn muß, in die Erinnerung zurück rief.

Die vier Aufsätze des dritten Buches haben meist politische Beziehungen. Der erste, Constitutionen betitelt, ist dem Ref. wie aus der Seele geschrieben, was die Vergleichung mit seinen Schriften bestätigen wird. Der Aufsatz Altes und Neues enthält so mancherley — auch unter anderen eine Vertheidigung des Hoflebens, — daß man keine lange Weile dabey haben wird. Der Aufsatz: der Büchernachdruck, ist dadurch gewissermaßen erhalten worden, weil er bisher nur in einem leicht vergänglichem Blatte, im Allgemeinen Anzeiger, abgedruckt war. Ein Vergleich der Taubheit mit der Blindheit schließt dieses Buch, und macht es zweifelhaft, ob der Verlust des Gesichts oder des Gehörs schmerzlicher zu ertragen sey.

Das vierte Buch enthält elf Aufsätze verschiedenen Inhalts, so daß sie sich nicht unter eine gemeinschaftliche Classe bringen lassen. Gleich der erste enthält einen willkommenen Beytrag unter der Aufschrift Göthe zu der Entstehung der Iphigenia, aus einer Handschrift in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha, aus der Erbschaft des Herzogs Ernst, welche in einer sauberen und correcten Abschrift dieses Meisterstück in seiner früheren Gestalt, zum Theil in poetischer Prosa, enthält. Plan und Gang der Handlung ist zwar derselbe, so wie ein großer Theil des umgebenden Gewandes, und doch ist in Rücksicht auf die Vollenbung zwischen der Iphigenia der Handschrift und der des Druckes ein großer Unterschied, wovon mehrere Beispiele gegeben werden, die höchst auffallend sind. — Unter der Aufschrift Allotria wird eine für das practische Leben sehr wichtige Bemerkung ausgeführt, daß es, besonders für Geschäftsmänner, sehr nützlich

sey, wenn sie außer ihren amtlichen Geschäften noch irgend eine den Geist beschäftigende Liebhaberey, wie man es zu nennen pflegt, haben; und daraus für die Directoren von Collegiis die nützliche Lehre gezogen, die jüngeren Mitglieder nicht deswegen mit Amtsarbeiten zu überhäufen, um ihnen keine Zeit für solche Nebenbeschäftigungen zu lassen, was sonst leicht einen Widerwillen gegen ihre amtlichen Arbeiten erregen kann. Ein höchst interessanter Aufsatz ist dem verstorbenen Herzoge von Gotha, August Emil, als Schriftsteller gewidmet, über den kein anderer so genaue und zuverlässige Nachrichten geben konnte als der Verf., den der Herzog vor allen anderen zu seinem literarischen Vertrauten und Rathgeber sich ausersehen hatte. Der Verf. spricht von seinem fürstlichen Freunde mit der Achtung, die ein solches Verhältniß fordert, ohne deshalb seine Sonderbarkeiten zu verschweigen. Der Herzog war offenbar eine mehr poetische als prosaische Natur, und von einer stets productiven Thätigkeit. Zu dichten, Briefe und Aufsätze zu dictieren, war seine Lieblingsbeschäftigung. Nur Ein Werk ist von ihm im Drucke erschienen, das Kyllenion, oder ein Tag in Arcadien 1805. Mehrere andere sind angefangen aber nicht beendigt oder vollendet, wovon man das Weitere bey dem Verf. nachlesen muß. In den Anmerkungen werden Proben von der Correspondenz des Herzogs mit seinem Freunde gegeben, die oft poetisch, und zwar größtentheils in Sonnettenform, geführt wird. Sie gibt einen sprechenden Beweis, wie sehr der Herzog durch lange Übung die poetische Sprache in seiner Gewalt hatte. — Ein anderer Aufsatz ist einem merkwürdigen Manne gewidmet, über den es sehr er-

wünscht ist, einmahl etwas Zuverlässiges zu hören, dem berühmten Sprachkundigen, dem Abbate Mezzofanti in Bologna, der über dreißig Sprachen mit gleicher Leichtigkeit spricht, und ohne alle Ostentation. Die hier mitgetheilten Berichte sind theils von Hn Jacobs selbst, aus seinem Reisetagebuche 1825, theils von dem verstorbenen von Zach. Und in der That es bedurfte solcher Autoritäten, um die Erzählungen von ihm glaubhaft zu finden. Es ist nicht bloß die grammatische Richtigkeit und die Fertigkeit, sondern auch die Aussprache, welche Alle Fremden in Verwunderung setzte, indem sie einen Landsmann sprechen zu hören glaubten, und dies nicht bloß in den bekannteren, sondern auch den entfernteren europäischen Sprachen, wie der Russischen, Polnischen, Ungarischen, ja selbst der Zigeuner-Sprache, die er von einem Soldaten dieser Nation erlernt hatte. Bey unserem ersten Zusammentreffen, sagt von Zach, redete er mich in ungarischer Sprache an. und machte mir darin ein so zierliches Compliment, daß ich höchlich darüber erstaunt war. Er sprach hierauf deutsch mit mir, zuerst in sächsischer, dann österreichischer und schwäbischer Mundart; Alles mit einer Wahrheit und Richtigkeit der Aussprache, die mein Erstaunen auf das höchste trieb. Eben so sprach er Englisch mit dem Capitain Smyth, Polnisch und Russisch mit dem Fürsten Wolkonsky, nicht etwa stotternd und stammelnd, sondern mit derselben Geläufigkeit wie seine Muttersprache. Bey einem Mittagsmahle saß ich neben ihm. Nachdem ich hier mehrere Sprachen mit ihm versucht hatte, fiel mir ein, ganz aus dem Stegreife, einige wallachische Wörter an ihn zu richten. Ohne sich zu besinnen, ja ohne auch nur, wie es schien,

zu bemerken, daß ich ihn in einer so fremden Sprache anredete, antwortete er mir auf der Stelle in derselben, und mit solcher Leichtigkeit, daß ich ihm sagen mußte: langsam Herr Abbé, ich kann Ihnen nicht folgen, ich bin mit meinem wallachischen Latein bald zu Ende! Ja noch mehr, ein Freund erzählte Hn von Zach, daß Mezzasanti auch mit einem aus Indien zurück gekommenen Engländer Malaiisch gesprochen habe. Und das Alles that ein Mann, der nie aus seinem Vaterlande gekommen war, und was nicht weniger merkwürdig ist, ein Italiäner! — Der Aufsatz über die Sternwarte des Seeberges bey Gotha, durch welche der Herzog Ernst sich ein seiner würdiges Denkmahl errichtet hat, gibt interessante Nachrichten über die Entstehung und Geschichte derselben, und bey der Gelegenheit auch des Besucheß zweyer Astronomen auf derselben, des verstorbenen, höchst originellen Calande, und des noch lebenden Nestors der Astronomen, des Dr Olbers in Bremen, mit Beyfügung der, von dem Verf. im Auftrage des dortigen Observatorii verfaßten lateinischen Inschrift, im Lapidarstile, als Glückwunsch zu dessen im Jahre 1830 gefeyerten funfzigjährigen Doctorjubiläum.

Aber noch einen Beweis zugleich des Muthes und der Pietät des ehrwürdigen Verfs haben wir anzuführen. Herr Jacobs hat es am Schlusse dieses Bandes gewagt, für seinen ihm unvergesslichen Lehrer und Freund, für Heyne, das Wort zu nehmen gegen die Beschuldigungen, die man besonders in Beziehung auf F. A. Wolf neuerlich ihm aufgebürdet hat, und seitdem in Zeitschriften zu verbreiten sucht. Ref. hat nach so klarer Darstellung nichts hinzu zu fügen. Er

hat darin nur die Bestätigung von dem gefunden, was er in der Vorrede zu der Biographie des Verewigten gesagt hat; daß große und edle Charactere auch die Theilnahme großer und edler Gemüther erregen werden, so lange es deren noch gibt.

Sn.

### B o n n.

Verlag von L. Habicht. Das Blut, in mehrfacher Beziehung physiologisch und pathologisch untersucht von Dr. Herm. Nasse. VII und 379 S. 1836. 8.

Obgleich das Blut unstreitig die wichtigste Flüssigkeit in dem thierischen Körper ist, so liegt dennoch über dem Antheile, den dasselbe am Prozesse des gesunden und kranken Lebens hat, über seine Bildung und Umbildung, so wie über die Vorgänge seiner Mischung und Entmischung noch gar manches Dunkel verbreitet. An fleißigen und geistreichen Bemühungen, dieses aufzuhellen, hat es nicht gefehlt; aber die fast unübersteigliche Schwierigkeit ist in der Sache selbst begründet, in der nach Individuen, Zeit und unzähligen äußeren wie inneren Umständen wechselnden Zusammensetzung des Blutes und besonders darin, daß es dem Einflusse des unmittelbaren Lebens entzogen, sofort seine ganze physische Beschaffenheit ändert. Es scheint, als müßten erst einige unerwartete, glänzende Entdeckungen kommen, damit wir auf so manche sich vordrängende Fragen über Morphose und Metamorphose des Blutes genügende Antwort erhalten können; bis dahin wird man sich begnügen müssen, die vorhandenen Erfahrungen und Sätze möglichst critisch

zusammen zu fassen, und das Einzelne durch sorgfältige Beobachtungen weiter zu entwickeln.

Dieses ist in vorliegender Schrift mit Erfolg geschehen.

Der Verf. hat in einer systematischen Anordnung fast alle das Blut betreffenden Rücksichten abgehandelt, mit vielem Fleiße das bisher Gelesene gesammelt, verglichen und verarbeitet; (alle benutzten Werke und Abhandlungen sind zweckmäßig am Ende aufgeführt und mit Nummern versehen und nur nach diesen Nummern sind sie im Buche selbst citirt); viele Angaben seiner Vorgänger hat er durch neue Versuche geprüft und somit manche Punkte sicherer und genauer, als es bisher geschehen war, fest gestellt.

Das Ganze zerfällt in vier Theile: 1) die Beschaffenheit des Blutes innerhalb der Gränzen der Gesundheit. — Die Veränderungen desselben in der Entzündung. — Die Eigenthümlichkeit des faserhäutigen Blutes im Allgemeinen. — 2) Der Einfluß des Blutverlustes auf die Beschaffenheit des Blutes. 3) Blick auf die pathologischen Veränderungen des Blutes überhaupt. — Auffuchung der nächsten und entfernten Ursachen derselben, besonders in der Entzündung. 4) Vergleichung des arteriellen und venösen Blutes.

Einen Auszug aus diesem aus fast lauter Einzelheiten bestehenden und größtentheils fremde Beobachtungen enthaltenden Buche zu geben, möchte unthunlich und unzweckmäßig seyn. Doch mögen einige Angaben des Verfs. eine Stelle finden. Den Wärmegrad des aus der Ader gelassenen Blutes fand er in entzündlichen Fiebern bis auf 32° R. steigend (S. 6). Er hatte Gelegenheit das specifische Gewicht der über dem

**Blutcoagulum** stehenden; Faserstoff aufgelöst haltenden, erst später gerinnenden Flüssigkeit zu bestimmen; es war 1,0310; das des Blutes nach heraus genommenem Faserstoff 1,0405; des Blutwassers 1,0278 (S. 39).

Von der geronnenen Faserhaut: Schwarte auf dem gelassenen Blute, der *Crista inflammatoria*, wird gezeigt, daß sie sich zwar in der Regel bey heftigen Entzündungen finde, aber dadurch an semiotischem Werthe verliere, daß sie, trotz mehrfach angestellter Aderlässe, doch fehlen könne, und daß sie auch in anderen als entzündlichen Krankheiten, ja selbst in solchen, die denselben im Character ganz entgegen gesetzt seyen, zum Vorscheine komme (S. 48). Dieser Punkt wird weiterhin sorgfältig erörtert und die erlangten Resultate (S. 121 ff.) zusammen gefaßt. Das selbe gilt (S. 164 ff.) von den Verschiedenheiten des nach ein- oder mehrmahligem Aderlasse erhaltenen Blutes; so wie (S. 363 ff.) von denen des arteriellen und venösen.

Ueber die Ursachen der 'Gerinnung' werden zwar die verschiedenen Meinungen angeführt und einzelne Behauptungen geprüft; aber im Ganzen keine hinreichende Belege zu einer festen Theorie beigebracht. Der Verf. spricht bloß (S. 186) die Ueberzeugung aus, daß die Gerinnung des Blutes nicht bloß ein chemischer, sondern zugleich ein in der Lebenskraft desselben beruhender Vorgang sey, der in unmittelbarer Beziehung zu dem Entweichen des *Halitus sanguinis* stehe.

H a n n o v e r.

Zur Beurtheilung des Nationalwohlstandes, des Handels und der Gewerbe

im Königr. Hannover von G. B. Mart. card. Mit Tabellen und zwey lithograph. Abbildungen. 1836. 8. IV u. 130 S. (bey Hahns).

Wir können dieß wichtige Werk in unsern Blättern nicht unerwähnt lassen, wenn wir gleich mit einer Anzeige uns begnügen müssen, da es größtentheils in tabellarischer Form verfaßt ist, und in der Angabe der Zahlen uns auch schon die Hannov. Staatszeitung in einem Auszuge zuvor gekommen ist. Es zerfällt in folgende fünf Abschnitte: 1) Statistik der Bevölkerung und des Bodens; allgemeine Uebersicht. 2) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 3) Verhältnisse des Handels. 4) Schiffahrt. 5) Gewerbe im engeren Sinne. Die darauf folgenden 12 Tabellen enthalten alle die Angaben, welche nach dem obigen Inhalte erwartet werden können, und haben einen desto größeren Werth, da sie, nach der Versicherung des Vfs, meist auf amtlichen Berichten beruhen. Das Verdienst des Vfs, dessen amtliche Stellung ihm die Einziehung dieser Nachrichten erleichterte, ist desto größer, je irriger, wie er selbst sagt, die Darstellungen sind, welche in den letztverfloßenen Jahren hinsichtlich der Erwerbsquellen des Landes sich verbreitet, und selbst bey ausgezeichneten statistischen Schriftstellern Eingang gefunden haben. Wir hoffen daher mit Recht, daß diese dadurch werden berichtigt werden, und wünschen es um desto mehr, da die hier mitgetheilten Angaben fast alle erfreulicher Art sind. Die beiden lithographirten Blätter geben einen Grundriß und Ansicht der jetzt im Baue begriffenen höheren Gewerbschule.

Hn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 20. März 1837.

Sidney N. Süd Wales.

Von dort erhält Referent als Beweis, daß der Name von Göttingen auch bey den Antipoden nicht unbekannt sey, eine erste Sendung, enthaltend die ersten drey Nummern einer im verfloßenen Julius dort gegründeten Wochenschrift, mit dem Wunsche, daß ihrer in diesen Blättern Erwähnung geschehen möge. Indem wir diesen Wunsch erfüllen, glauben wir, daß es unsern Lesern angenehm seyn werde, wenn wir einige Auszüge daraus mittheilen. Der Titel ist: the Reformer; weekly periodical, for the Australien Colonies, published by a Society of Colonists. Als Herausgeber nennt sich, jedoch nur schriftlich, ein Doctor Phares, der seit vier Jahren in Sidney lebt. Jeden Sonnabend wird ein Blatt in Folio ausgegeben, um es am Sonntage mit Ruhe lesen zu können. Auch soll halbjährig eine Prämie von fünf Sovereins für den besten ein

[34]

gesandten Aufsatze erzählt werden. Der Verf. beginnt gleich in dem ersten Artikel mit der Versicherung, daß es nicht seine Absicht sey, eine Zahlenstatistik der Colonie zu geben, sondern die Sachen selbst darzustellen wie sie ihm erscheinen. Der Artikel ist überschrieben: Neu Süd-Wales während der letzten vier Jahre. Wenn gleich, sagt der Verf., die Fortschritte der Colonie während dieses Zeitraumes nicht beispiellos genannt werden mögen, so sind sie doch außerordentlich. Als ich vor vier Jahren hier ankam, sah man in unserem Hafen kaum ein Duzend Schiffe, und es ward schon als ein Glück betrachtet, wenn alle zwey oder drey Monate ein Schiff von England erschien. Wie ganz anders ist der jetzige Anblick! Wöchentlich, ja fast täglich kommen Schiffe von dort. Auch ist es nicht bloß der Britische Handel, der unseren Hafen belebt. Die Amerikaner müssen bey uns als einheimisch betrachtet werden; Spanien und Franzosen achten auf uns, und selbst das ferne Deutschland schickt uns Ladungen dort: Weizen. Auch dieselben Fortschritte bietet der Anblick des Innern dem Reisenden dar. Wenn die neuen Ankömmlinge die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, werden sie bald wohlhabend, fassen eine Vorliebe für ihr neues Vaterland, und werden aus Briten, Amerikanern, Deutschen, Australier. Jeder hat das Recht, Antheil zu nehmen an den öffentlichen Angelegenheiten, und dies weckt den Geist für Wissenschaft und Literatur, und wird in diesem Sinne eine Crisis herbeiführen, die zwar noch nicht reif ist, aber nicht ausbleiben kann. Es ist der Zweck der angekündigten Wochenschrift, das Colonialpublicum dazu vorzubereiten, und den Folgen vorzubeugen, die eine schlecht geleitete Presse bisher gehabt hat.

Man sieht aus diesem Allen, daß in Australien so wie in früheren Zeiten in N. America und jetzt in Canada, eine einheimische Nation europäischer Herkunft sich bildet, — sie wird jetzt schon auf 80000 angegeben — die wie andere Ackerbaucolonien auch wohl nicht immer in dem jetzigen Verhältnisse gegen das Mutterland bleiben wird. — Ueber die dortige Bibelgesellschaft und den Tod eines verdienten Geistlichen Robert Hill. — Ueber die Verdienste eines In Staplyton um die Erforschung des Landes. — Auch aus einem in Hobbert Town in van Diemensland erscheinenden Journal über den dort abgegangenen Gouverneur Arthur werden Mittheilungen gegeben.

Die zweite Nummer beschäftigt sich zuerst mit der Frage: welchen Einfluß die Britische Reformbill für die Colonieen haben wird, besonders in kirchlicher Rücksicht. Sydney hat einen Lord-Bischof der Englischen Kirche, so wie einen catholischen Bischof, der wegen seiner Gesinnungen und seines Benehmens sehr gelobt wird. Der Gehalt des Lord-Bischof kann bey Erledigung der Stelle und der Wiederbesetzung verringert werden. Der Verfasser des Aufsatzes bekennt sich zu der gemäßigten Whig Partey, und setzt große Hoffnungen für die Colonie auf den schon abgegangenen Minister Charles Grant, einen Schüler von Conning. — Ueber die Verhandlungen und den Wirkungskreis der patriotischen Gesellschaft. — Ueber die Fortschritte des Erziehungswesens in dem Mutterlande, und Anzeige der darauf Bezug habenden Schriften.

Die dritte Nummer gibt Nachricht von dem Zustande der Russe in Sydney. Der Geschmack daran hat seit der Einwanderung einiger geistlich

ten Lehrer sehr jugenommen, man gibt Concerte und beurtheilt ausführlich die Sänger und Sängerinnen.

Noch theilen wir aus dieser Nummer das Schreiben eines Colonisten am Schwanenflusse mit über einen Landsee im Inneren, von dem schon oft gesprochen ist. 'Meine Söhne, schreibt er, die viel mit den Eingebornen umgehen, haben von diesen gehört, daß es einen großen See mit salzigem Wasser im Inneren gebe, der zu groß sey, als daß man ihn übersehen, noch weniger umgehen könnte. Er sey sehr stürmisch, und die Wellen gingen in demselben so hoch wie Berge. In ihn ergössen sich viele Flüsse mit süßem Wasser, und an seinen Küsten sey vortreffliche Weide für Schafe und Rinder.' Es sind also nur Nachrichten vom Hörensagen, aber noch nicht von Augenzeugen.

Ob aus diesem Continente dereinst ein zweytes Nordamerica werden wird, steht dahin. Gewiß aber ist es das dauerhafteste Denkmahl, das Will. Pitt in den dortigen Niederlassungen seinem Ministerium gesetzt hat.

Sn.

## G ö t t i n g e n.

Von Dieterich: Handbuch der Anatomie. Gefäßlehre mit Hinweisung auf die *Icones angiologicae* von C. J. W. Langenbeck. 1836. VIII u. 258 S. in 8.

Den beiden Hauptclassen der Blutgefäße entsprechend zerfällt dieses angiologische Handbuch in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Arterien, die zweite die Venen darstellt. Jene werden von dem Centrum, dem Herzen, zur Peripherie, die Venen in umgekehrter Richtung ver-

folgt. Wegen der in der Darstellung herrschenden Klarheit und Bündigkeit ist das Buch ein sehr zweckmäßiger Leitfaden bey angiologischen Demonstrationen, durch die beständige Hinweisung auf des Verfs anatomische Abbildungen erleichtert es den Gebrauch dieser und macht sie zum Selbststudium der Anatomie besonders geeignet, — von bey weitem größerer Wichtigkeit erscheint es aber als Handbuch für practische Aerzte und Wundärzte, indem es nicht auf eine schlichte Beschreibung des normalen Verlaufes und der gewöhnlichen Verzweigung der Gefäße sich beschränkt, sondern sämmtliche, theils vom Verf. selbst, theils von Andern beobachteten abnormen Verhältnisse genau erörtert, eine specielle Betrachtung der Aneurysmen und Blutaderknoten liefert und die Unterbindungsmethoden der Gefäße, nebst dem dabey zu beobachtenden speciellen Verfahren genau angibt. Von besonderem Interesse fand Ref. auch die specielle Angabe der Anastomosen, wodurch der Leser zu beurtheilen in den Stand gesetzt wird, wie ein Organ, dessen Hauptgefäße unterbunden worden, mittelst des Kreislaufs durch Nebenäste noch ernährt werden kann, und wie viele und welche Gefäße unterbunden werden müssen, um Aneurysmen gewisser Gegenden durch Unterbindung zu heilen. — Ein genaues Register erleichtert den Gebrauch des Werkes sehr. Schließlich will Ref. noch erwähnen, daß die in der Vorrede gerügten Angaben einer Recension von des Verfs Handbuche der Neurologie wohl dadurch sich erklären lassen, daß der Rec. gleich uns eins der wenigen Exemplare vor sich hatte, in welchen die beiden Tafeln auf dem dritten Bogen das II. Fasc. als Tab. IIIa und Tab. IIIb, auf dem vierten Bogen aber als Tab. IVa und Tab. IVb bezeichnet sind, weshalb für an-

derweitige Besitzer verglichen Exemplare hierin bemerkt wird, daß die genannten Abbildungen als wirkliche Tafeln zu zählen sind, wonach denn mit der Erklärung im Handbuche übereinstimmend — nicht IX, sondern — XI heraus kommen. Druck und Papier sind dem Inhalte entsprechend. B.

### Paris.

Chez J. B. Ballière: Embryologie ou Oologie, contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'œuf humain, par Alp. A. L. M. Velpeau. Accomp. de quinze planches, dessinées et lithographiées par A. Chazal. 1833. fol. XXVIII u. 104 Seiten.

### Stm e n a u.

Bei W. Fr. Voigt: Dasselbe Werk aus dem Franz. übersetzt von Dr C. Schwabe, pract. Arzte und Geburtshelfer in Weimar. Mit 15 lithogr. Tafeln. 1834. Fol. 84 Seiten.

Die Entwicklungsgeschichte, welche der neuesten Zeit so große Fortschritte verdankt, und die nach ihrem jetzigen Standpunkte einen bedeutenden Einfluß auf die Grundprincipien unserer heutigen Physiologie ausübt, hat in vorstehendem einen neuen Beitrag erhalten. Der Verf., schon seit vielen Jahren mit den Untersuchungen der Entwicklung des Eies beschäftigt, hat die Ergebnisse seiner Forschungen, die er bereits seit 1824 — 1829 der Académie des Sciences mitgetheilt, hier in einem Werke zusammen gestellt, darin seine Ansichten zu einem Ganzen zu vereinigen gesucht, und eine Menge Abbildungen theils aus anderen Schriftstellern, theils nach eigenen von ihm untersuchten Eiern hinzu gefügt, so daß gerade dieser letztere Umstand dem Buche sei-

en hauptsächlichsten Werth gibt. Auch ist das Werk mit einer nicht gewöhnlichen Literatur versehen, und auch dabey auf deutsche Untersuchungen Rücksicht genommen, eine bey den Franzosen seltene Erscheinung, wo aber die Unterlassung gerade bey diesem Gegenstande unverzeihlich gewesen wäre, zu dessen Aufstellung deutsche Forschungen so unendlich viel beygetragen haben. — Die Einleitung gibt eine Uebersicht über den Stand der Embryologie in Frankreich, Deutschland und England, enthält aber zugleich im franz. Originale eine bedeutende Polemik gegen Brechet, die uns sehr unangenehm berührt hat: anfangs nämlich machten beide ihre Untersuchungen gemeinschaftlich, entzweyten sich aber später, und jeder setzte seine Arbeiten für sich allein fort, Zeugnisse ihrer wechselseitigen Animosität gaben aber beide hinlänglich ab, Brechet in seinen *Etudes etc. de l'œuf dans l'espèce humaine* (1832) und Belpœu hier. Wir finden es daher nur lobenswerth, daß der Uebersetzer diese ganze Polemik aus der Einleitung weggelassen hat. Der erste Abschnitt des Werkes mit der Ueberschrift: *Des Annexes du foetus* handelt in drey Kapiteln die Häute, die Bläschen und die Organe der Blutcirculation ab. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der Bildung des Fötus, eine Darstellung, die im Vergleiche mit dem ersten Abschnitte sehr dürftig ausgefallen ist, denn sie nimmt im Ganzen nur 10 Seiten ein. Dazu kommt noch, daß die beschriebenen Embryonen meistens kranken Eiern angehören, mithin die gewonnenen Resultate hier nur unsicher und fast ganz unbrauchbar werden mußten. Außerdem ist hier durchaus nichts gehörig geordnetes, es sind bloße Beschreibungen dessen, was der Verf. an seinen Embryonen ge-

sehen hat. Die dem origin. Werke beygegebenen 15 lithographirten Platten sind sehr schön und zart ausgeführt, und lassen nichts zu wünschen übrig. — Die Uebersetzung des Dr. Schwabe können wir nur als ein verdienstliches und dabey auch wohl gelungenes Unternehmen nennen. Seine Uebersetzung ist deutlich und unsrer Sprache angepaßt: dabey sind die beygegebenen Abbildungen wohl gelungen, wenn sie auch nicht ganz den Französischen gleich kommen, und dazu ist der Preis (2 Thaler) so gering gestellt, daß jeder, der vielleicht die Kosten des Originals (25 Gr.) scheut, sich leicht die Uebersetzung anschaffen kann. Daher wird der Uebersetzer immer auf den besten Dank seiner Landsleute rechnen können, welchen wir ihm hier gern öffentlich aussprechen.

G.

## P r e n z l a u.

Homer's Werke, übersetzt mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Schaumann. 1835. 12. (bey Kalbersberg). Von dieser Uebersetzung, zu der dort erscheinenden Uebersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Classiker gehörend, haben wir den Anfang B. 8. Jg. 1828. St. 111. in den beiden ersten Bändchen angezeigt und erhalten jetzt die Fortsetzung und den Beschluß der Odyssee. Wir beziehen uns auf das, was in jener früheren Anzeige zum Lobe derselben gesagt ist, und setzen nur die Versicherung hinzu, daß dasselbe auch auf diese folgenden Bändchen anwendbar ist.

Jn.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. 47. Stück.

Den 23. März 1837.

---

Paris.

Bey Levrault: Mémoires de la Société géologique de France. Tome premier. Première partie. 1833. Deuxième partie. 1834. XII u, 371 Seiten in Quart. Mit 23 Kupfertafeln und Lithographien.

Es gibt keine naturwissenschaftliche Doctrin, für welche das Zusammenwirken Vieler erspriesslicher seyn kann, als für die Geologie, die zu ihrer festeren Begründung und weiteren Ausbildung es so sehr bedarf, daß an möglichst vielen Orten der Erde genaue Beobachtungen angestellt, und daß die an gewissen Puncten über die Construction der Erdrinde gesammelten Erfahrungen mit dem verglichen werden, was in anderen Gegenden wahrgenommen worden. Von wissenschaftlichen Vereinen darf man sich daher für die Geologie besonderen Nutzen versprechen; und wie viel ein gemeinsames, wohl geregeltes Wirken in

[35]

dieser Hinsicht vermag, haben die in Großbritannien bestehenden geologischen Gesellschaften gezeigt, denen man nicht allein einen außerordentlichen Schatz trefflicher, in den verschiedensten Gegenden der Erde angestellter Beobachtungen, sondern hauptsächlich auch die ausgebreitete Theilnahme verdankt, welche das geologische Studium in jenem Lande genießt. Nach dem Muster der Londoner geologischen Gesellschaft hat sich auch in Frankreich ein Verein zur Beförderung des Studiums der Geologie gebildet, der seinen Hauptsitz in Paris hat, sich aber von Zeit zu Zeit auch an anderen Orten in Frankreich versammelt, nicht allein um dadurch eine allgemeinere Theilnahme zu erwecken, sondern auch, um Veranlassung zu gemeinschaftlichen Bereisungen merkwürdiger Gegenden zu geben. In wie fern solche, von einer größeren Gesellschaft unternommene, Wanderungen der Wissenschaft wahren Gewinn bringen können, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; möchten indessen glauben, daß die im ersten Eifer von dem Vereine wirklich unternommenen geologischen Excursionen, bey den großen Schwierigkeiten, welche ihre Ausführung haben muß, keine zahlreiche Nachfolge haben werden. Die geologische Gesellschaft von Frankreich gibt, wie die Londoner, auf gedoppelte Weise Kunde von ihrer Wirksamkeit: in einem Bulletin erstattet sie fortlaufenden Bericht über ihre Verhandlungen, und außerdem läßt sie eine Auswahl der vorgelesenen Abhandlungen drucken. Von diesem liegt der erste Band vor uns, im Formate und auch in der übrigen reichen Ausstattung mit petrographischen Karten, Durchschnitten und Ansichten, den Abhandlungen der Londoner Gesellschaft nicht unähnlich, darin aber auffallend ab-

weisend, daß die wichtigsten Arbeiten von auswärtigen und die mehrsten nicht von den Mitgliedern herrühren, welche eine besondere Zierde des Vereins sind, und deren Thätigkeit für die Zwecke desselben von vorzüglich vortheilhaftem Einflusse seyn würde. Wir wollen den Inhalt kurz bezeichnen.

N<sup>o</sup> I. Mémoire sur la Constitution géologique de la Corse, par M. Jean Reynaud, Ingénieur des mines pag. 1 — 22. Corsica macht einen Theil einer von Norden nach Süden sich ziehenden Bergkette aus, welche vom mitländischen Meere bedeckt, an einzelnen Stellen sich aus demselben zu bedeutenden Höhen erhebt. Sardinien ist die südliche Fortsetzung jener Kette, und nur durch einen Thaleinschnitt von Corsica getrennt. Die Figur dieser Insel ist eine Ellipse, deren längere Achse im Meridiane liegt, nördlich mit einer schmalen Verlängerung, südlich mit einer schiefen Abstumpfung; an der westlichen Küste mit vielen Aus- und Einbiegungen und Einkerbungen, wogegen die östliche eine zusammen hängende Linie mit wenigen Buchten darstellt. Diese auffallende Verschiedenheit der durch das Meer beschriebenen Umrisse steht im genauen Zusammenhange mit der übrigen Gestalt der Oberfläche und dem inneren Baue. Der westliche Theil von Corsica besteht fast ganz aus granitischen Massen, mit denen mannigfaltige andere crystallinische Gesteine vorkommen, unter welchen Diabase an einigen Punkten mächtige Berge bilden. Den östlichen Theil nimmt eine Formation ein, welche hauptsächlich aus glimmerigen und kalkigen Schiefen, in Abwechselung mit Lagern von Sand- und Kalkstein besteht, und Massen von serpentinart.

gen Gesteinen einschließt, die an einzelnen Stellen sich bedeutend ausdehnen. Tertiäre Ablagerungen finden sich an drey Stellen, an den beiden Enden der Insel, und in der Mitte der Ostküste.

N<sup>o</sup> II. Sur les environs de la Spezia, par H. T. De la Bèche. p. 23 — 35. Eine kurze Schilderung der verschiedenen Gebirgsformationen jener eben so sehr durch Naturschönheiten als durch geologische Merkwürdigkeiten ausgezeichneten Gegend, wodurch freylich die Zweifel nicht gehoben werden, welche noch hinsichtlich einiger von jenen Gebilden obwalten. In dem Kalksteine von Spezia will man Orthoceratiten in Gesellschaft von Belemniten und Ammoniten, welche zum Theil mit Arten aus dem Steinkohlengebirge, Dolithgebilde und der Kreide übereinstimmen sollen, gefunden haben. Um über diese Angabe, welche mit anderen Erfahrungen im Widerspruche steht, ein Urtheil fällen zu können, sind noch genauere Bestimmungen jener Petrefacten, und sorgfältigere Beobachtungen über die Art ihres Vorkommens erforderlich.

N<sup>o</sup> III. Observations sur les Roches volcaniques des Corbières, par M. Tournai, de Narbonne. p. 37 — 44. Die Gebirgsarten, von welchen hier die Rede ist und die sich in einer kleinen Gruppe von Bergen im Aude-Departement an der Nordseite der Pyrenäen finden, haben hinsichtlich ihres Vorkommens und in mehreren anderen Eigenschaften große Analogie mit denen, welche dem so genannten Ophitgebilde der Pyrenäen angehören, welche von Palassou, Charpentier und Boué beschrieben worden. Sie stellen sich als kleine an einander gereihete Hügel dar, welche an einen Kalkstein der Juras

formation gelehnt zu seyn scheinen, aber offenbar denselben unterteufen. Sie haben keine Stratification, schließen keine Petrefacten ein, werden von röthlichen Mergeln und großen Massen von Fasergypß begleitet. Die Entstehung des letzteren bringt der Verfasser mit der vulcanischen Bildung des wackernartigen Gesteins, welches sich zuweilen als Mandelstein darstellt, in Verbindung, indem er glaubt, daß bey seiner Emporhebung mit Schwefelsäure angeschwängertes Wasser in die Höhe getrieben sey, durch dessen Einwirkung auf den Kalkstein der Gypß sich erzeugt habe.

Nr. IV. Description du Bassin de la Gallicie et de la Podolie, par feu M. Lill de Lilienbach, Directeur des Mines de Sel de Hallein en Salzbourg, p. 45 — 150. Das Becken von Gallicien und Podolien hat eine Ausdehnung von 900 deutschen Quadratmeilen. Das Land ist durch niedrige Hügel mit abgeplatteten Gipfeln charakterisirt, welche mit breiten und flachen Ebenen wechseln, die entweder als alte Flußbetten, oder als tief eingeschnittene Thäler sich darstellen. Beynahe das ganze Becken ist von aufgeschwemmten und tertiären Ablagerungen bedeckt, welche in einer gewissen Verbindung mit dem Kreidegebilde stehen, aber gegen das Uebergangsgebirge von Podolien und den secundären Sandstein der Carpathen ungleichförmig gelagert sind. Die tertiären Gebirgsarten sind Sand, Sandstein, thoniger Mergel und Kalkstein; als untergeordnete Massen erscheinen Gypß und Braunkohle, von welchen jener dem Kalksteine sich anschließt, diese in den unteren tertiären Ablagerungen hie und da vorkommt. Die tertiären Massen sind reich an Petrefacten, besonders an Ueberresten von Conchylien. In den Alluvions-

massen kommen Ueberreste von großen Säugethieren vor. Bey den tertiären Ablagerungen ist das obere Kalkgebilde von dem darunter liegenden, Braunkohlen führenden Sandstein zu unterscheiden. Die Kalkformation erscheint in drey Gruppen: die erste wird durch dichten Kalkstein von bräunlicher oder weißlicher Farbe, mit Ueberresten von Meer- und Süßwasser-Conchylien gebildet; die zweyte enthält den eigentlichen Grobkalk, der aus oolithischen, weißlichen, kreidlichen und sandig-mergeligen Kalksteinen besteht; in der dritten kommen kalkiger und quarziger Sandstein, Conglomerate, Muschelsand und Thonarten vor. In dem Braunkohle führenden Sandstein wechseln thonige, mit Quarzmassen verbundene Sandsteine mit Sandsteinschiefer ab, und zuweilen haben Thonlager die Oberhand. Außer den Braunkohlen kommt hier und da Börnstein vor; und neben den Ueberresten von Vegetabilien trifft man darin auch Conchyliolithen an. Die secundären Formationen in Galicien und Podolien sind Kreide und Jurakalk. In jenem Gebilde liegt die reinere, weiche Kreide, zuweilen härtere Schichten und Feuersteinlagen enthaltend, zu oberst; darunter kommt der etwas sandige, graue oder blauliche Kreidemergel vor, worin sich hin und wieder Spuren von Pflanzen finden. Das Grünsand-Gebilde, worin Sand von feinerem und gröberem Korn mit Partikeln von Grünerde, abwechselnde Läger von kalkigem Sandstein und sandigem Kalkstein einschließt, trennt die Kreide von dem Jurakalk. Dies letztere Gebilde erscheint sehr einfach, indem es beynahe ganz aus einem dichten, etwas porösen, Conchylienreste enthaltenden Kalkstein besteht, der zuweilen dolomitisch oder oolithisch ist. Die

Masse des Uebergangsgebirges besteht in Gallicien und Podolien aus zwey Gebilden: einem oberen quarzigen, theils roth, theils bunt gefärbtem Sandstein, der mit dem so genannten Old red sandstone der Engländer überein zu kommen scheint, und einem darunter liegenden, Orthoceras führenden Kalkstein von dunkelgrauer Farbe, welche Gebirgsarten durch Wechsellagerung unter einander verknüpft sind. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Carpathen-Sandstein, der in diesem Gebirge zu hohen Bergen sich erhebt, in Gallizien gänzlich fehlt.

N<sup>o</sup> V. Observations sur l'étendue du Système tertiaire inférieur dans le nord de la France, et sur les Dépôts de Lignite qui s'y trouvent, par M. M. L. Elie de Beaumont. p. 107 — 121. Diese Abhandlung ist von einer Karte begleitet, welche die Verbreitung des Meeres über Frankreich und England in der Periode, in welcher die unteren tertiären Lager abgesetzt worden, darstellt.

N<sup>o</sup> VI. Note sur le Gypse du Tortonois, par M. le Marquis Laurent Pareto. p. 123 — 128. Der Verfasser dieser Bemerkungen hatte den Gyps, der in den Gegenden von Tortona und Voghera vorkommt, früher für eine secundäre Gebirgsart gehalten; darauf aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er zu den tertiären Gebilden, und zwar zur oberen Abtheilung der Subapenninischen Mergel gehört. Sener Gyps enthält nicht selten Schwefel, und zu seinen besonderen Merkwürdigkeiten gehört das Vorkommen von Pflanzenabdrücken, welche bey Stradella darin sich finden, von denen der folgende Aufsatz handelt.

N<sup>o</sup> VII. Lettre de M. le Professeur Vi-

viani à M. Pareto, sur les Restes de Plantes fossiles, trouvés dans les Gypses tertiaires de la Stradella près Pavie. p. 129—134. Die Abdrücke, welche von Blättern baumartiger Gewächse aus der Abtheilung der Dicotyledonen herrühren, sind von einer kohligen Substanz begleitet. Ein Theil derselben hat sich mit ziemlicher Sicherheit bestimmen lassen, namentlich die Blätter von *Acer Monspessulanum*, *Coriaria myrtifolia*, *Alnus suaveolens*, *Alnus cordifolia*; Pflanzen, welche gegenwärtig in der Provence, in Corsica und im Neapolitanischen sich finden; woraus zu schließen, daß in der Zeit, in welcher diese Gewächse in der Gegend von Stradella zu Hause waren, die dortige mittlere Temperatur um 3 bis 4 Thermometergrade die gegenwärtige überstieg.

N<sup>o</sup> VII. Observations sur le Liban et l'Antiliban, par M. P. E. Botta Fils. p. 135—160. Diese Abhandlung, deren Verfasser sich im Dienste des Viceröns von Aegypten befindet, ist von besonderem Interesse, da von den geognostischen Verhältnissen der Gegenden, welche sie betrifft, bisher nur sehr wenig bekannt war. Nach den Beobachtungen des Vfs ist die Gebirgskette des Libanon aus drey verschiedenen Gebilden zusammen gesetzt. Der oberste Theil besteht im Allgemeinen aus einem Kalksteine, dessen Ansehen und Härte abweicht, und der mit Kalkmergellagen abwechselt. Die zweite, darunter liegende Masse, welche eine sehr verschiedene Mächtigkeit hat, ist von sandiger Natur, sehr eisenschüssig, und sowohl Eisenstein als auch Braunkohlen enthaltend. Das dritte und unterste Gebilde besteht aus zahlreichen Lagen eines cavernösen Kalksteins. Eine von Jn Boué an-

gestellte Vergleichung der von Hn Botta der geologischen Gesellschaft übersandten Felsarten und Versteinerungen macht es sehr wahrscheinlich, daß jene drei Hauptmassen des Libanon mit der unteren Kreide, dem Grünsande und dem oberen Jurakalk zu parallelisieren sind. Den beiden Abhängen entsprechend sind die Schichten jeder Seite stark geneigt; auf dem Gipfel haben sie dagegen im Allgemeinen eine horizontale Lage.

IX. Description du Terrain de Transport à Ossemeins du Val d'Arno supérieur (Toscane), par M. Ch. Bertrand-Geslin. p. 161—173. Der Verf. gibt zuerst eine topographische Uebersicht des Arno-Thales und handelt dann von den aufgeschwemmten Massen in den verschiedenen Theilen desselben. Das Resultat ist: daß die aufgeschwemmten Lager des oberen Arno-Thales von oben nach unten folgende sind: 1) Gerölle; 2) gelber mit Glimmer gemengter Sand von feinerem und gröberem Korn, mehr und weniger eisenschüssig, mit fossilen Knochen und Süßwasser-Conchylien; 3) eine mächtige Masse von blauem, Glimmer haltendem Thon, mit fossilen Knochen und einer Lage von torfarziger Braunkohle. Es ist dem Verf. nicht unwahrscheinlich, daß diese aufgeschwemmten Massen mit denen gleichzeitig sind, welche in den Gegenden von Piacenza und Siena den oberen, tertiären, gelben Sand decken.

N<sup>o</sup> X. Observations sur le Cantal, les Monts-Dore, et la composition des roches volcaniques, par M. A. Desgenèvez. p. 175—195. Diese Abhandlung ist nicht allein reich an trefflichen Beobachtungen über die geologischen Verhältnisse der genannten, höchst merkwürdigen Gebirgs-Gegenden, sondern eröffnet

zugleich manche tiefere Blicke in das Wesen und die Entstehung der vulcanischen Gesteine. Der Verf. sucht zu beweisen, daß der Cantal kein Erhebungskrater, wofür er von Dufresnoy und Elie de Beaumont angesprochen worden, sondern ein Eruptionskrater sey; daß man am Cantal wenigstens sechs Perioden vulcanischer Eruptionen unterscheiden müsse, die hinsichtlich der Zeit bedeutend von einander entfernt waren, wenn sie gleich in Ansehung des Raumes einander genähert erscheinen; und daß diese Perioden in folgender Ordnung, durch ältere Trachyte, trachytische Rämme (dykes), graulich-schwarze Trachyte, Phonolithe, ältere Basalte, neuere Basalte bezeichnet würden; daß diese Gesteine durch sehr genaue Verwandtschaftsverhältnisse unter einander verknüpft seyen; daß nach der Bildung des vulcanischen Kegels die ganze Gegend keine allgemeine Erhebung, wohl aber während einer jeden Eruptionsperiode einzelne, von einander unabhängige, excentrische Zerrüttungen erlitten habe. Die Bildung des Mont Dore hält der Verf. für eine analoge, indem er sich auch bey dieser Gebirgsgruppe gegen die Annahme eines Erhebungskraters erklärt, mit welcher, nach seiner Meinung, die sehr begründet zu seyn scheint, das Vorkommen von äußeren Berreißungsthälern, die mit dem Crater in keiner Verbindung stehen, so wie der Mangel eines evidenten Grundes für eine allgemeine, kreisförmige Erhebung streiten. Möchten die Chemiker beachten, was der Verf. über den großen Mangel an chemischen Analysen von Gebirgsarten sagt. Für Chemiker, welche nicht zugleich Geologen sind, haben solche Untersuchungen freylich kein Interesse, da man bey den Felsarten keine bestimmte,

in Formeln ausgedrückende Mischungsverhältnisse anzutreffen pflegt; von größter Wichtigkeit würden sie aber für die Geologie seyn; die dadurch über manche noch gänzlich dunkle Verhältnisse der Gesteinsarten Aufschlüsse erhalten könnte; wie u. A. der schöne Erfolg der von Christian Smeylin unternommenen Untersuchungen der Phonolithe und Basalte gezeigt hat; und für die Chemie würde sich dadurch ein neues Feld der Forschung eröffnen, von welchem ohne Zweifel auch diese Wissenschaft gute Früchte erndten könnte.

N<sup>o</sup> XI. *Mémoire sur les terrains de Comblement tertiaires*, par M. Reboul. p. 197 — 213. Die Sand-, Schlamm-, Grand und Geschiebmassen, welche eine Fortführung erlitten, haben entweder Vertiefungen ausgefüllt, oder auf der Oberfläche tiefer liegender Gegenden sich ausgebreitet. Der Verf. unterscheidet hiernach 'terrains de comblement' und 'terrains d'atterrissement', und theilt Bemerkungen über die verschiedenen Arten der ersteren mit. Bey Gelegenheit zeigt er auch, wie irrig der Name Diluvium ist, indem die Ablagerungen, welche man damit zu bezeichnen pflegt, nicht ausschließlich durch Ueberschwemmung gebildet sind, und diejenigen, welche dadurch entstanden sind, doch nicht von einer einzigen Ueberschwemmung herühren. Wir sind hierin mit dem Verf. vollkommen einverstanden, und heben absichtlich diese Bemerkung hervor, weil jene durchaus unrichtige Bezeichnung unbegreiflicher Weise sehr allgemeinen Eingang gefunden hat.

N<sup>o</sup> XII. *Coup-d'oeil d'ensemble sur les Carpathes, le Marmarosch, la Transylvanie, et certaines parties de la Hongrie*, rédigé, en grande partie, d'après les Journaux de

Voyage de feu M. Lill de Lilienbach; par M. A. Boué. p. 215 — 235. Herr Boué hat sich ein wahres Verdienst durch die Mittheilung dieser und der nächst folgenden Abhandlung aus den Papieren eines sehr eifrigen und talentvollen, der Wissenschaft zu früh entrißenen Geologen erworben. Beide verbreiten Licht über die geognostischen Beschaffenheiten höchst merkwürdiger, aber noch wenig gekannter Länder. Zuerst über das Verhalten der Gebirgszüge in den genannten Gegenden, welche die bisherigen Karten größtentheils sehr unrichtig darstellen; sodann über ihre innere geognostische Constitution. Die gegebene Uebersicht ist so gedrängt, daß sie einen Auszug nicht wohl gestattet.

N<sup>o</sup> XIII. Journal d'un Voyage géologique fait à travers toute la Chaine des Carpathes, en Bukowine, en Transylvanie et dans le Marmarosch, par feu M. Lill de Lilienbach. Observations mises en ordre et accompagnées de Notes par M. A. Boué. p. 237 — 316. Der erste Theil dieser bedeutenden Arbeit enthält Beobachtungen über die kleinen Carpathen und die Bergkette von Posing. Der zweyte Theil liefert Bemerkungen über das Baag-Thal, zwischen Silein und dem südlichen Fuße des Tatra-Gebirges und südöstlich von dieser Gruppe bis nach Eperies in Ungarn. Der dritte Theil handelt von den Salzlagerstätten und Salzquellen am nördlichen Fuße der Carpathen, von Wieliczka bis in die Bukowine. Eine Sammlung schätzbarer Notizen über die Lagerstätten im Salzgebirge jener Gegenden, die indessen keine Entscheidung über das noch immer problematische, relative Alter dieses wichtigen Gebildes geben. Im vierten Theile sind Beobachtungen

über das hohe Gebirge der Bukowine enthalten. Der fünfte Theil liefert die in Siebenbürgen angestellten Beobachtungen; der sechste die Bemerkungen über Marmarosch und Ungarn. Diese Abhandlung begleitet eine von Hn Boué entworfene, geologische Karte von Siebenbürgen. Angehängt sind Bemerkungen über Siebenbürgen aus dem Tagebuche einer von Hn Boué unternommenen Reise; eine Beschreibung der Bergwerke von Rezs-Banya, nebst einer geologischen Karte, von dem Bergdirector Behl; eine Beschreibung des Bergwerks-Districtes im Gebirge von Millova im Arader Comitat in Ungarn von Hn Kastel; eine Beschreibung des Bergwerks-Districtes von Spasza im Bannat, vom Bergdirector Raymann.

N<sup>o</sup> XIV. Notice géognostique sur l'île de Noirmontier, département de la Vendée, par M. Ch. Bertrand - Geolin. p. 317 — 330. Diese Insel, welche beynabe die Form eines Kochen hat, besitzt in geringem Umfange mannigfaltige Gebirgsarten, welche zu vier Systemen gehören: 1) primäre Gebirgsarten, welche sich besonders an der Küste vom nördlichen bis zum südwestlichen Theile derselben erstrecken; 2) secundäre Sandsteine, welche zum Grünsand-Gebilde gehören; 3) tertiäre Meergebilde, vermuthlich zum Pariser Grobkalk gehörig, an der südwestlichen Küste; 4) fortgeführte und aufgeschwemmte Massen.

N<sup>o</sup> XV. Observations sur les fossiles du Calcaire intermédiaire de l'Eifel; par M. Jean Steininger, Professeur à Trèves. Diese von Abbildungen begleitete Abhandlung ist ursprünglich zu Trier im J. 1831 erschienen, und durch Hn Dönnando in das Französische übertragen.

## M ü n c h e n .

Bei Georg Franz: Zeitschrift für Theorie und Praxis des Bayerischen Civil-, Criminal-, und öffentlichen Rechts. Herausgegeben von Dr. Fr. Freiherrn von Ba Rhein, K. Kämmerer, Oberstudienrath im Ministerium des Inneren und Ministerialreferenten. Bd. I. Heft 3., mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 225 — 314. Bd. II. H. 1. S. 1 — 112. 1835. in 8.

Eine Fortsetzung der im vorigen Jahre in diesen Blättern (St. 174. 175.) angezeigten periodischen Schrift. Auch die beiden vorliegenden Hefte stehen den vorhergehenden würdig zur Seite, indem sie nicht nur den Fleiß und die Vaterlandsliebe ihrer, zum Theil in den wichtigsten Staatsämtern angestellten, Verfasser bezeugen, sondern auch häufig Anreizungen zum Nachdenken enthalten, die dem Gesetzgeber und dem Freunde der Wissenschaft im Inlande nicht anders als erwünscht seyn können, und zum Theil selbst für den Ausländer lehrreich sind, wie sich aus der hier folgenden Darstellung des Inhaltes ergeben wird.

B. I. Heft 3. N<sup>o</sup> 13. v. Heimburg Erinnerungen über den Entwurf einer Civilgerichtsordnung für Bayern v. J. 1831. (Enthält die Fortsetzung und den Schluß von H. 2. N<sup>o</sup> 7. Dieses M<sup>o</sup>hl a) über den Beweis durch den Eid, woben u. a. der Wunsch geäußert wird, den Reinigungs Eid nach dem Beispiele der österreichischen Gerichtsordnung aus jeder Proceßordnung zu verweisen. b) Ueber Schlüsse und Vermuthungen, woben gegen die Beweiskraft der zusammentreffenden Umstände manche wichtige Be-

Denklichkeiten aufgestellt werden. c) Ueber das wünschenswürdige Verhältniß der Einzelrichter zu den Districtsgerichten. d) Ueber die Beweis- kraft der Handlungsbücher; über Klagenhäufung u. s. w. 14. Ringelmann, über den Beweis des Meineides durch Zeugen. (Mit Recht wird dabey die größte Vorsicht empfohlen.) 15. WARTH, noch ein Wort über den unbedingten Vorzug des Verfahrens in gewechselten Schriftsätzen vor dem protocollarischen. Das Für und das Wider einer jeden dieser beiden Verfahrensarten wird mit Sachkenntniß und Scharfsinn gewürdigt und mit einigen — wiewohl von Wahrheit nicht ganz frey zu sprechenden — Andeutungen über ihre Vereinbarkeit mit der öffentlich = mündlichen Rechtspflege verbunden. 16. Höfler, einige Winke über die dem Richter nothwendige Vorsicht bey Anwendung der Bestimmungen des bayerischen Strafgesetzbuches über die Präsuntion des Dolus (I. Art. 41—44.), dann über den, von dem Untersuchten zu führenden, Beweis der Einsreden (II. Art. 272.). Bekanntlich war die Feuerbach'sche Theorie von der Vermuthung des Dolus in dem bayerischen Strafgesetzbuche zu gesetzlichem Ansehen erhoben. Als dieser Schriftsteller, von der Macht der Gegengründe gebrängt, späterhin seine Theorie widerrufen hatte, blieb sie im Gesetzbuche stehen. Der Verf. empfiehlt einige Vorsichtsmaßregeln, um diesen Uebelstand so unschädlich als möglich zu machen, und schließt mit den Worten von VORST: Verdammnet nicht leicht, wenn ihr nicht überwiesen habt! kann man den Richtern nicht laut genug zurufen. Den Gesetzgeber aber muß man dringend bitten, eine fehlerhafte Bestimmung, welche aus einer nicht genug entwickelten, und eben darum

fehlerhaften Theorie hervor ging, recht bald zu verbessern. 17. W. Ammon, ist der Raps dem großen Zehnten im bayrischen Civilrechte beizuzählen? (Gründe für eine bejahende Antwort). 18. Ebenders., macht sich der von seinem protestantischen Ehegatten durch das protestantische Ehegericht dem Bunde nach getrennte catholische Eheheil, wegen seiner Wiederverehelichung bey Lebzeiten des geschiedenen Gatten, des Verbrechens der Bigamie schuldig? (Eine Frage, die aus staats- und civilrechtlichen Gründen schon längst aufgehört haben sollte, Frage zu seyn und die der Verf., seiner würdig, mit zarter Schonung offenbar im Irrthume befangener Gewissen beantwortet). 19. Kurze Erörterungen aus dem gutsherrlichen Rechte, von dem Herausgeber. (Fortsetzung von H. 2. № 11.)

8. II. Heft 1. № 1. Debes, Betrachtungen über den Bundestagsbeschuß vom 30. October 1834, die Einführung des Instituts der Schiedsrichter betreffend, mit besonderer Rücksicht auf die Anwendbarkeit derselben in Bayern. Die Arbeit eines jungen Rechtsgelehrten in Würzburg, von dem das Vaterland, bey fortgesetzten Studien, nichts Gemeines erwarten darf. Ein Commentar, der sich durch Scharfblick und achtungswerthe Bescheidenheit auszeichnet, und allem Anscheine nach in anderen Bundesstaaten ähnliche Erörterungen veranlassen wird.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

# Stättische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 25. März. 1837.

München.

**Beschluß der Anzeige:** Zeitschrift für Theorie und Praxis etc.

Mit Recht bezeichnet der Verf. den in Frage stehenden Beschluß als eins der folgereichsten und merkwürdigsten Ereignisse unserer Zeit, zu dessen gehöriger Würdigung man auf den Grundcharakter des Bundes an sich und der Verfassungen der einzelnen im Bunde begriffenen Staaten zurückgehen müsse. Nach einigen dahin gehörigen, allgemeinen Bemerkungen werden hierauf folgende vier Fragen beantwortet:

I. Welche Differenzen zwischen den Bundesregierungen und ihren Landständen sind vor das Forum des Schiedsgerichtes zu bringen?

II. Wann ist der Fall gegeben, daß bey einer entstandenen Differenz die Berufung an das Schiedsgericht Platz greift?

III. Welche Garantie bietet das Schiedsgericht für die Fällung eines unparteyischen Spruches dar?

[36]

IV. Woburch wird der Vollzug des schiedsrichterlichen Ausspruches gewährleistet?

Der Verf. schließt seine Beantwortung dieser Fragen mit der Bemerkung, daß die Aufgabe, das Institut des Schiedsgerichts dem ganzen Organismus des Bundes und den einzelnen Landesverfassungen anzupassen, zu den schwierigsten Problemen gerechnet werden müsse, welche das deutsche Staatsrecht darbietet, und daß nur durch die practische Anwendung im Laufe der Zeit das Institut allmählich seine gehörige Ausbildung erhalten könne. 2) Steppes Bemerkungen über die Berechnung der Appellationssumme nach bayrischem Rechte. (Gegen die Praxis der bayrischen Obergerichte, welche die Appellationssumme nach dem Betrage berechnet, hinsichtlich dessen der Appellant durch das unferrichtliche Erkenntniß beschwert ist. (Beschwerdesumme, Summa gravaminis) sucht der Verf. zu zeigen, daß nicht diese, sondern die Streitsumme (Summa litis) nach den bis jetzt bestehenden Gesetzen die appellabele Summe ausmache. Was hier bloß exegetisch bewiesen wird, dürfte in den Augen des Gesetzgebers noch ein Zugewicht durch allgemeine philosophische Gründe erhalten). 3) Faust, Erörterung einiger Fragen aus der neuen bayrischen Prioritätsordnung vom 1. Juni 1822. 4) Reidemayer, über die Wirksamkeit der Staatsbehörde in Criminalproceß, nach den in Bayern geltenden Bestimmungen des Strafgesetzbuches von 1813, nebst beigefügten Wünschen für die künftige Gesetzgebung. Eine Bestätigung der schon von uns bey der Anzeige von Bd. I. St. 2. S. 1741. ausgesprochenen Bemerkung, daß das Institut der Staatsanwaltschaft bey der vorgeschlagenen Wiederherstellung der öffentlichen Rechtspflege doppelt nothwendig und wohlthätig erscheinen müsse.

Die Mangelhaftigkeit des bis jetzt in dieser Hinsicht Bestehenden wird gezeigt und mit Wünschen für eine zweckgemäßere Gestaltung verbunden. Ueber den Kostenpunct wird bemerkt, dieser Einwand sey zu unwürdig, als daß er berücksichtigt werden dürfte, denn zur Erlangung einer guten Justiz und besonders Strafrechtspflege dürfe dem Staate kein Opfer zu groß seyn). 5) Friedreich, gerichtlich-psychologische Bemerkung über den Artikel 98 und 99 des bayrischen Strafgesetzbuchs. (Der Verf. hatte Bd. I. S. 2. dieser Zeitschrift zu beweisen gesucht, daß es sowohl dem gegenwärtigen Standpuncte der gerichtlichen Psychologie angemessen sey, als auch vor Mißverständnissen und falschen und ungerechten Urtheilen bewahre, wenn in einem Gesetzbuche nicht die einzelnen psychischen Zustände, welche die Zurechnung aufheben, namhaft gemacht werden, sondern wenn eine allgemeine Bestimmung aufgestellt werde, nach welcher jede Frage über die Zurechnungsfähigkeit gelöst werden könne. Diese Ansicht wird hier auf die Bestimmung des bayr. Strafgesetzbuchs angewendet, in welcher die Zurechnungsfähigkeit bey begangenen Verbrechen nach dem Alter fest gesetzt wird. Der Verf. hält es für unzweckmäßig und ungeteicht, wenn in einem Strafgesetzbuche ein bestimmtes Alter in Bezug auf die Zurechnungsfähigkeit aufgestellt wird. Er bemerkt in dieser Hinsicht a) trotz aller Bemühungen der Gesetzgeber, in dieser Sache naturgemäße Bestimmungen zu erhalten, seyen dennoch bedeutende Lücken und Unbestimmtheiten geblieben, welche mit dem, was Anthropologie und Psychologie über die Characterere der verschiedenen Lebensperioden lehren, oft in grellen Widerspruch treten. b) Es sey unmöglich, die verschiedenen psychischen Charac-

tere und Zustände unter fixierte Bestimmungen nach den einzelnen Jahren zu bringen; die tägliche Erfahrung lehre, daß die psychische Entwicklung sehr oft hinter der Altersperiode zurück bleibe, so wie auch oft derselben vpraneile. c) Wenn nach dem fraglichen Artikel ein Individuum nur noch 3 Tage brauche, um 16 Jahre alt zu seyn, so gebe, im Falle eines begangenen Verbrechens, seine Jugend einen Grund zur Straf-milderung, drey Tage später falle er als Verbrecher der ganzen Strenge des Gesetzes anheim, und sein psychischer Zustand sey doch gewiß während dieser drey Tage der nämliche. Hier ents- stehe ein Absurdum und eine Widerrechtlichkeit, weil bey einem gleichen psychischen Zustande ein höchst verschiedener Grad der Bestrafung eintrete. Um diesen Bedenklichkeiten zu entgehen, trägt der Verf. darauf an, nicht durch ein gewisses Alter bestimmen zu lassen, ob Zurechnungsfähig- keit statuiert werden dürfe oder nicht, sondern durch . . . . den Ausspruch des Technikers, daß das Individuum zur Zeit der begangenen That im vollkommenen Besitze der psychischen Selbstbestimmungs-Fähigkeit gewesen sey, oder nicht, wobey sodann jeder einzelne Fall, gleich- viel welches Alter der Thäter habe, diesem all- gemeinen Princip subsumiert werden müsse. — Die Bemerkungen des Verfs, zumahl wenn sie mit dem in diesen Blättern (1835. N<sup>o</sup> 138. S. 1373) angezeigten Aufsätze von J. Kitzka, über die Zurechnungsfähigkeit jugendlicher Personen verglichen werden, können wesentlich dazu bey- tragen, die Theorte über diesen Gegenstand auf eine der Natur der Sache so wie der Würde und Unabhängigkeit der Gerichte entsprechende Art festzustellen. Ueber die Intervention der Tech- niker bey einer Sache, die in jedem einzelnen

Falle das eigene Gewissen, und bey öffentlicher Verhandlung zugleich die Ueberzeugung des Publicums in Anspruch nimmt, wird nichts gesagt. Im Wesentlichen mit dem Verf. übereinstimmend bemerkt schon J. S. F. v. Böhm (Meditationes ad C. C. C. Art. 79. §. 5.) 'Sicuti moderamen in prima aetate ad certum annum numerum non est restrictum, ita nec in senili in numero certo subsistendum.' Diese Vergleichung mit der gesetzlichen Rücksicht auf hohes Alter, scheint für den Vorschlag des Verf. entscheidend zu seyn. Daß man dabey, wie bey Art. 103., des bayr. G. einen Anhaltspunkt haben müsse, wird von unserem Verf. (S. 74) selbst zugegeben, wenn gleich der von ihm vorgeschlagene viel zu unbestimmt seyn dürfte. Auch würde bey einer neuen Redaction die Epoche der Zurechnungsfähigkeit von den bey der Berechnung selbst rücksichtlich auf Jugend eintretenden Strafmilderungsgründen sorgfältiger als hier unterschieden werden müssen).

6) Ausbad, bey welcher Instanz müssen die Berufungen in Wechsellachen eingereicht werden?

7) Ebenders., wie viele Mitglieder des Wechselgerichts der Instanz müssen zugegen seyn, wenn ein gültiges Erkenntniß gefaßt werden soll?

8) Weißgerber, einige Bemerkungen über den §. 14. des Edicts, die gutherrlichen Rechte und die gutherrliche Gerichtsbarkeit betreffend, Beylage VI. zur Verfassungsurkunde des Reichs. (Alle Zinsen gutherrlicher Gaben werden in Bayern unter allen Umständen zurück gewiesen (Rückstandszinsen). So befehlt es das befragte Edict und die Praxis der höheren Gerichte weiß es aufrecht zu erhalten; eine gewiß billige Bestimmung, von deren Anwendung hier ein merkwürdiges Beispiel mitgetheilt wird).

9) Haben

die rechtskräftigen Erkenntnisse der Rechnungsbehörde unbedingt executive Kraft, oder eigentlich nicht vielmehr ein über die rechtliche Statthaftigkeit eines hierdurch auferlegten Zahlungsbefehls entstandener Streit zum richterlichen Aufsort? (Der ungenannte Verf. stellt zwar nicht in Abrede, daß die einschlägigen Verwaltungsbehörden in letzter Instanz der oberste Rechnungshof hinsichtlich aller dem Rechnungswesen angehörigen Gegenstände ausschließlich competent sind, und daß ihre hierüber erlassenen Ausprüche Vollziehungskraft haben, er sucht jedoch zu beweisen, daß gegen solche Ausprüche aus Privatrechtstiteln zwar nicht Berufung an die Justizbehörden, wohl aber nach geleisteter Zahlung des Rückstandes, also ohne Suspensivkraft, Imploration, Klage oder Einrede bey den Justizstellen ordnungsmäßig angebracht werden. Ob sich bey diesem letzteren Verfahren nicht fast auf jedem Schritte Gelegenheit zu Collisionen mit der obersten Rechnungsbehörde darbieten würde, die ihm den Stempel der Richtigkeit aufdrückten, müssen wir höchlich bezweifeln). 10. Kurze Erörterungen aus dem gutherrlichen Rechte, von dem Herausgeber (Fortsetzung). 11) Literatur. Unter dieser Aufschrift will der Verfasser künftig eine Anzeige der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur zur Anzeige bringen, 'um dadurch Bayern wieder den bisher fast aufgegebenen Ehrenplatz unter den übrigen deutschen Staaten anzuweisen, deren Legislationen in den letzten Jahrzehnden in einem ungewöhnlichen Aufschwunge sich befanden.' Gleich im vorkliegenden Stücke wird mit einigen dahin gehörigen Werken der Anfang gemacht, in den nächsten Heften sollen auch die interessanteren Erscheinungen des Auslandes nicht ausgeschlossen seyn.

Unsere am Schlusse der Anzeige des 1. und 2. Heftes geäußerte Bemerkung über die, nicht durchgängig reine und richtige, Sprache hat sich in den beiden vorliegenden, seltener wiederholt. Ungern haben wir bey mehreren Mitarbeitern die Anzeige ihrer Laufnamen vermißt. Die Schnörkel an den ersten Buchstaben der Familiennamen dienen zu nichts, als daß man häufig in dem, in currenter Schrift beygefüigten, Inhaltsverzeichnisse nachschlagen muß — was sie bedeuten.

Böhmer.

### Leipzig

Bey Carl Knobloch, 1837: Die Psalmen metrisch übersetzt und erklärt von Dr August Wilhelm Krahnke, academ. Privatdocenten zu Marburg und ordentl. Mitglieder der königl. Societät für histor. Theologie zu Leipzig. Mit besonderer Berücksichtigung für Anfänger. Erster Band, enthaltend die Einleitungen und Uebersetzungen. XXX u. 306 S. gr. Octav.

Da in der letzten Zeit eine Menge neuer Bearbeitungen der Psalmen erschienen sind, und man von jeder neuen etwas Besseres und Vollkommneres erwartet, so wird man dies auch bey der vorliegenden voraussetzen, zumahl da der Vf. in der Vorrede versichert, daß er eine von den früheren ganz verschiedene Behandlungsmethode angewandt, manches Neue und Eigenthümliche habe und von namhaften Sachverständigen zur Herausgabe seiner Arbeit ermuntert sey, die er sehr bescheiden nur einen Versuch, das Bessere zu erkriegen, nennt. Die verschiedene Behandlungsmethode setzt Hr Kr. wohl darein, daß er jeden Psalm in Strophen abgetheilt, und einem jeden eine Einleitung über den Inhalt, die Ver-

anlassung und den Verfasser voraus geschickt hat. Daß diese Einleitungen etwas zu breit gerathen sind, gesteht der Verf. selbst und entschuldigt sich damit, daß er beym Niederschreiben nur die Anfänger in der alttestamentlichen Exegese vor Augen gehabt und aus Gründen, die er in der Folge noch angeben werde, eine nochmalige Umarbeitung und Abkürzung unterlassen habe. Oft wäre hier bey der Anführung der Ansichten Anderer eine so entschiedene, heftige Sprache gar nicht nöthig gewesen bey Dingen, die jetzt nicht mehr bestritten werden, oder die nie entschieden werden können, sondern auf subjectiver Ansicht beruhen; und wenn auch gerade die Zuversicht und Entschiedenheit, womit Andere ihre Meinungen geltend zu machen suchen, zum Widerspruche reizt, so werden Anstand, Wissenschaftlichkeit und auf Gründe gestützte Beweise doch immer einen besseren Eindruck machen.

Etwas Eigenthümliches findet sich in der Zergliederung der Ueberschriften S. XXIV—XXX. Die Entstehung derselben erklärt sich Hr. Kr. dadurch, daß die späteren Juden aus dem Inhalte eines Liedes im Vergleich mit den historischen Büchern den Dichter und die Veranlassung mühsam heraus gesucht hätten; aber ein solches kritisches Verfahren möchten wir den Juden nicht zutrauen, denn, wenn man von dem Urtheile und Gefühle der Juden eine nicht gar zu schlechte Meinung hat, so müßte daraus doch etwas ganz anderes entstanden seyn, als was Hr. Kr. daraus folgert, daß aus diesem Grunde so manche Ueberschrift gar nicht zu dem Inhalte eines Liedes passe. Vielmehr scheint die Tradition, die bey den Orientalen eine so große Rolle spielt, manches über die Veranlassung und den Verfasser eines Liedes erhalten zu haben, und, da sie doch

der Verfälschung ausgesetzt ist, durch sie auch manches Unrichtige und dem Inhalte und unter sich widersprechende Angaben in die Ueberschriften gekommen zu seyn. — Diese haben nun eine vierfache Bestimmung, von denen die erste zu allgemein die musicalische genannt wird, da doch auch die zweyte, von der Melodie, zur Musik gehört. Zu jener rechnet der Verf. das meist voran stehende *הַמְנוֹן* vor lyrischen Gesängen und zieht hierher, daß in solchen Psalmen meistens auch das bekannte *הַלֵּל* vorkommt, woraus es wahrscheinlich wird, daß an solchen Stellen, wo dieses Selah stand, eine kleine Pause statt fand, entweder nur in dem Gesange und der Musik, während welcher Zeit der Hohenpfeifer etwas Angemessenes vorgetragen haben mag, oder bloß in der Musik, so daß die darauf folgenden Stellen ohne Musikbegleitung gesungen worden wären, bis zum folgenden Selah, wo alsdann die Musik wieder eingefallen wäre, was vielleicht noch wahrscheinlicher und denkbarer ist. Hier übergeht Hr. Kr. die umgekehrte, und noch immer wahrscheinlichste Meinung, daß Selah eine Pause im Gesange bezeichnet, während welcher die Musik weiter ging. In der zweyten Bestimmung der Ueberschriften weicht der Verf. am meisten von allen früheren Erklärern ab, indem er zu der Angabe der Melodie auch alle diejenigen Ausdrücke rechnet, welche man bisher für Namen musicalischer Instrumente hielt. Mit Gewißheit wird sich hierüber wohl nie etwas entscheiden lassen, da die meisten Worte sonst nirgends vorkommen, und Hr. Kr. ist auch den Beweis für seine Behauptung, oder gegen die Erklärung von musicalischen Instrumenten noch schuldig geblieben. Wie aber in der dritten Angabe, der Art der Lieder, *הַמְנוֹן* ein

Trauerlied bedeuten könne, ist uns nicht einleuchtend, weder die Erklärung eines früheren Interpreten, noch eine uns bekannte Etymologie, noch der Inhalt der Psalme, vor denen es steht, führen auf eine solche Bedeutung. Die vierte Angabe betrifft die Dichter.

Bei der Feststellung des hebräischen Textes loben wir es, daß Hr Kr. sich nicht, wie mehrere Neuere, in eine Menge gewagter Conjecturen eingelassen, sondern nur selten nach den Varianten-Sammlungen oder nach den Andeutungen der alten Versionen eine Aenderung des rezipierten Textes vorgenommen hat. Die Eintheilung nach Strophen liegt in den Psalmen meistens sehr nahe und in den Einleitungen wird nach dem allgemeinen Inhalte auch der Fortgang durch die verschiedenen Strophen angedeutet; nur selten wurden wir diese anders abgetheilt haben. Wenn aber der Verf. in der Vorrede sagt, daß er diese Abtheilung gemacht habe, 'um wo möglich auch im Deutschen jene Poesie der Hebräer fest zu halten, von denen wir noch nicht wissen, ob sie ein bestimmtes Metrum haben, oder nicht': — so hätten wir nicht geglaubt, daß in unserer Zeit diese Frage wieder erneuert wäre; auch entgeht dadurch der Erhabenheit der Psalme nichts, denn, wie schon vor länger als achtzig Jahren Joh. Andr. Gramer in seiner poetischen Uebersetzung der Psalme bei der Erörterung und Widerlegung dieses Gegenstandes sehr richtig sagt: 'Sylbenmaß und Reim sind keine wesentlichen Vollkommenheiten der Poesie.' Wir sind nun freilich daran gewöhnt, mit einer erhabenern, feyerlichen Sprache auch den Rhythmus zu verbinden, und unstreitig ist das jambische Metrum, worin fast alle Neuere und so auch Hr Kr. die Psalmen übersetzt haben,

das passendste. Im Ganzen ist Hr. Kr.'s Uebersetzung sehr fließend und einzelne Härten wird man leicht entschuldigen. Wichtiger noch ist es, die Psalmen in ihrer einfachen und doch edlen und erhebenden, und in einer deutlichen, deutschen Sprache wieder zu geben, und es verdient lobende Anerkennung, daß Hr. Kr. in der Wahl des Ausdrucks glücklich gewesen ist. Einzelne Ausstellungen von unpassenden und undeutschen Ausdrücken ließen sich freylich auch hier machen, wie Ps. 2, 12. des Weges untergehen; 4, 9. in Frieden gleich leg' ich mich hin; 9, 7. und Städte, die du trümmertest; 9, 18. all' Heiden, besser 'die Heiden alle', vergl. 118, 10.; 10, 4. es gibt kein'n Gott, wohl eben so wie bey 14, 1. angegeben ist, zu ändern in 'es ist kein Gott'; 12, 6. der Duld' der Unterdrückung wegen; weniger gelungen ist auch Ps. 11. Hin und wieder ist wegen des Verhältnisses ein Wort hinzu gesetzt, welches nicht im Originale steht, wie 7, 12. ein streng gerechter Richter; 8, 2. über diesen Himmel; 26, 6. muthige Kälber; 29, 9. die dichten Wälder und dergl.

Ueber die von andern abweichende Uebersetzung mancher Verse halten wir unser Urtheil noch zurück bis zum Erscheinen des zweyten Bandes, worin wir eine nähere Erklärung und weitere Begründung der einzelnen Stellen zu finden hoffen. Es bleibt nur noch übrig die Tabellen zu erwähnen, worin der Verf. einen Versuch gemacht hat, die Psalmen chronologisch zu ordnen. Sie sind in sechs aufwärts steigende Perioden getheilt, von denen die erste, nachexilische Lieder, 400 — 536, außer Ps. 1. von einem Sammler der Psalmen, Nehemia? 60 Lieder enthält. Der Verf. wiederholt an einer anderen

Stelle ausdrücklich die Ansicht, daß wir keine maabäische Psalmen mehr haben können, S. XXI. In die zweyte Periode, Lieder aus den Zeiten des Exils, zwischen 590 und 600, fallen 39 Psalme, in die dritte, von 600 — 700, 17 Psalme und eben so viel in die vierte, von 700 — 800. In die fünfte Periode, Lieder aus der salomonisch-davidischen Zeit, werden Ps. 2. von Salomo, Ps. 21. von einem Unbekannten und von David selbst nur 13 Psalme gerechnet. Nimmt man dagegen, daß in den Ueberschriften David als der Verf. von 73 Psalmen genannt wird, wozu noch 12 von Asaph und 2 von Heman und Ethan, den Sängern Davids, kommen, so wird man bey allem Zweifel, den man an der Echtheit der Ueberschriften haben kann, doch erwarten, daß in diese Periode mehr Lieder fallen müssen. Doch ist hier der Ort nicht, darüber weitere Untersuchungen anzustellen. Die sechste Periode endlich enthält nur den 90sten Psalm, mit der Bemerkung: von Samuel? wenigstens nicht früher, da in dieser Zeit die Schreibkunst unter den Hebräern erst gebräuchlich wurde, also gegen 1100. Auch hier möchten wir den Verf. erinnern, daß, abgesehen davon, wann die Schreibkunst den Hebräern bekannt wurde, die Tradition so manches schöne Lied im Munde des Volkes Jahrhunderte erhalten hat, ehe es aufgezeichnet wurde.

### H a n n o v e r.

Bey Hahn, 1832: Sagen des Harzes, gesammelt und erzählt von Karl Schuster. IV und 186 Seiten in 8.

Der Verf., ein junger, für den Staatsdienst Hoffnung gewährender Mann, zum Theil am Fuße des Harzes, zu Scharzfeld, bey einem

höchst würdigen Vater aufgewachsen, mit den gewöhnlichen Kenntnissen zur juristisch-administrativen Laufbahn ausgerüstet, außerdem von Natur, Poesie und Jagd vielfach angezogen, zerstreuet und erquickt; wohlgeant, nachdenkend, nicht ohne einen gewissen, angebildeten Halbgeschmack in Kunst und Literatur, mit denen er seine müßigen Stunden meistens ausfüllte; von dem alterthümlichen Reize einiger Traditionen des südlichen Vor- und des Oberharzes angezogen, hat sich mit Ausführung einiger, theils geschichtlicher, theils sagenartiger Stoffe beschäftigt, die unter den Ueberschriften: 'der Schwarzfels, das Weingartenloch, die rehberger Klippe, das Hörtenthal, das Teufelsbad, Heiso Freyenhagen, die Steinkirche, der Magd Bette' in dem vorliegenden Hefte sich zusammen gestellt finden. Voran geht ein Gedicht — von des Verfassers Neigung und Beruf zu diesen Beschäftigungen —, als Einleitung, und angehängt ist wieder ein Schlüssgedicht über eine dreytägige Saujagd. Nach dem frühen Tode des Verfassers hat das Büchlein ein freundlicher Bekannter desselben drucken lassen. Die Gesinnung des Herausgebers gegen seinen geschiedenen Freund ist ehrenwerth; aber sie hätte ihn nicht zu der Herausgabe dieser für die Literatur und das Publicum gleichgültigen Federübungen verleiten sollen. Ein Anderes ist das Interesse solcher Hervorbringungen für gute Bekannte, denen man scherzende oder ernsthaftes Aufsätze und angebliche Gedichte vorliest und dadurch das Wohlwollen, welches sie für Verfasser und Vorleser empfinden, auf seine Geisteskinder verläßt; ein Anderes ist wahrer dichterischer und literarischer Werth. Die beiden, ziemlich gedehnten, Gedichte in diesem Hefte sind Anranderreihungen der gewöhnlichsten, in der That zum Theil unter das Alltägliche herab sinkenden:

Gedanken und jener hergebrachten Gefühls- = Ausdrücke über Natur und besonders über ländliches Leben und Treiben, welche seit Langem in den schwächsten Dichterlingen dem Leser zu seiner größten Ermüdung wieder begegnen. In einer Sprache, 'die für ihn dichtet und denkt', kann jeder leicht einen Vers machen. So sehr aber, wie der Verf. von allem poetischen Sinne und in diesen Gedichten von jedem Kunstgeschick sich ledig und verlassen zeigt, möchte schwerlich irgend ein Versemacher davon entblößt seyn. Dazu leidet er an einer, auch in seinen sehr schwach stilisierten, prosaischen Erzählungen vorherrschenden, widerwärtigen Epithetomanie, die an mehreren der ernstesten Stellen bis zum Lächerlichen sich steigert. So finden sich z. B. in einem einzigen Puncte S. 65 zwey und zwanzig Epithete. Natürlich schwächen sie den Eindruck gerade, den man hervor bringen will. Wie wahr sagt Voltaire: si l'on pouvait leur faire entendre que l'adjectif est le plus grand ennemi du substantif! Sprachwidrigkeiten und eigentliche Incorrecetheiten sind ebenfalls zahlreich in dem Hefte zu finden (z. B. 'aus der Thäler wildverwundnen Schlünden'). Die Erzählungen sind, mit Ausnahme der einigermaßen an die Geschichte sich lehnenben, vom Bürgermeister Heiso Freienhagen zu Osterode, gänzlich leer von Leben, und also auch von Interesse entblößt. Am unangenehmsten aber berührt es jeden Kenner echter Sagen und den der Gegenden, wo gerade die vorliegenden Sagen zu Hause sind, wohl kundigen Leser, daß der Character der Sage auf die willkürlichste Weise hintan gesetzt, verändert und verschoben ist. Von einer treuen Wiedererzählung des unter dem Volke noch lebenden Sagenhaften ist keine Spur zu finden. Mit entschiedenster

Nichtachtung und gleichgültigster Hand ist der letzte düstige Staub so zarter Blüten älteren Volkslebens vermischt. Wer meinen sollte, daß er in diesen Bogen auch nur das Mindeste von eigentlichen Harzsagen erführe, der sieht sich durchaus getäuscht. Manchemal hat der Verf. nur einige Züge, manchemal nur ein einziges Wort oder eine Wortbedeutung aus der Sage genommen, und daran ein werthloses Geflecht so genannt romantischer Situationen und abgebrauchtester Sentimentalität angeknüpft, unter welchem das echte Bild der Sage immer mehr versinkt. Man muß in dieser Hinsicht also vor dem Büchlein warnen; und es ist nur recht erwünscht zu nennen, daß dasselbe durch seinen gänzlichen Mangel an Interesse Leser auch nicht anzieht, folglich ziemlich unschädlich bleiben wird. Das alte Mißverständniß, daß die einfache Sage, unaufgeputzt und ohne jene falschen Glittern, nicht schön genug sey, scheint den Verf. irre geführt zu haben. Ein eigener Unstern waltet über den Harz auch in der Rücksicht, daß dreyerley gar sehr ausgezeichnetes noch keine oder nur sehr schwache Bearbeiter gefunden, seine Geschichte, seine Sprache und seine Sagen, obwohl jeder dieser drey Gegenstände beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten hat. Daß dies Gebirge unter sechs Landesherren getheilt ist, mag zum Theil jene Vernachlässigung verursacht haben.

W. W.

### P o t s d a m.

Von dem vaterländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von finanziellen Verhältnisse des jetzigen deutschen Zollvereins, vom K. Pr. Geh. Oberrechnungs-Rathe



Stengel. 1835. 8. 99 S. Der erste dieser beiden Aufsätze ist ein Vortrag in einer Gesellschaft für literarische Unterhaltung vorgelesen. Er beschränkt sich auf die Hanse, da der süddeutschen Städte nur gelegentlich Erwähnung geschieht. Es sind dabey die bekannten größeren Werke, welche auch von dem Verf. bemerkt gemacht worden, zum Grunde gelegt, und das Ganze als eine aus diesen geschöpfte Uebersicht zu betrachten. Man wird also allerdings keine neue Forschungen hier erwarten dürfen; wir halten aber doch die Bekanntmachung des Aufsatzes für sehr zweckmäßig; da er für das größere Publicum bestimmt ist, und diesem nach seinem Umfange eine klare Ansicht des wichtigen Gegenstandes gibt, welches dasselbe aus den größeren Werken zu schöpfen weder die Zeit noch die Gelegenheit hat. So wohl die Organisation des Bundes, als die Einrichtung des Handels, und die Geschichte der Kriege, welche derselbe hauptsächlich zu der Behauptung seines Monopols führte, werden dem Zwecke gemäß auseinander gesetzt. Der zweite Aufsatz ist auch ein Auszug aus einer Abhandlung in der Zeitschrift des Hn Prof. Ranke vom Jahre 1834, der jedoch mit einigen Anmerkungen des Hn Verfs begleitet ward, die um so schätzbarer sind, da sie aus eigener Erfahrung geschöpft worden. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Verhütung der Waaren-Einschmückung, und der dagegen anzuwendenden Mittel, besonders durch die Auswahl des dabey gebrauchten Personals. Daß beide Aufsätze durch die neuesten Zollverträge veranlaßt worden, brauchen wir kaum zu erinnern, und ist bey dem letzten auch schon auf dem Titel bemerkt. Hn.

# **Lehrbuch der Naturwissenschaften**

unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften  
 Herausgegeben von Dr. F. Wöhler

**49. Band.**  
**Verh. 27. März 1887.**

Das Buch ist eine Zusammenfassung der Vorlesungen, welche der Verf. im Wintersemester 1886/87 gehalten hat. Es ist eine Zusammenfassung der Vorlesungen, welche der Verf. im Wintersemester 1886/87 gehalten hat.

**Verh. 27. März 1887.**  
**Grundriss der Chemie von Dr. F. Wöhler. Neunte Auflage. 8. 1886.**

Dieses kleine Buch war ursprünglich allein für die Vorträge des Verf. zum Gebrauch für seine Zuhörer, entworfen, es sollte nur auf sein Auditorium beschränkt bleiben und machte durch seinen Anspruch auch von Anderen brauchbar befunden zu werden. Es entsprang aus dem, von dem Vf. lebhaft gefühlten, Bedürfnis nach einem Compendium, welches in möglichster Kürze die Grundlage, das Gerüste, des mündlichen Vortrages enthielte, und dem Zuhörer die Stelle des Nachschreibens von Heften vertreten könnte, da bei dem Vortrage der Naturwissenschaften, wo so viel auf sinnliche Wahrnehmung und richtiges Auffassen ankommt, das übliche Nachschreiben von ausführlichen Heften entweder nicht ausführbar, oder für die Beobachtung durchaus störend.

rend ist. Unter den vorhandenen Büchern aber entsprach keins ganz einer solchen Absicht; sonst würde die Abfassung eines Buches der Art, welches weder neue Ansichten noch neue Thatsachen enthalten kann, ein sehr überflüssiges Beginnen gewesen seyn. — Das dathr befolgte System ist im Wesentlichen das des Lehrbuches der Chemie von Berzelius, und die Anordnung dieser Ordnung ist einzig und allein in der Uebersetzung des Verfs begründet, daß dieser Gang, diese Methode der Darstellung, unter allen für die Lernenden die sächlichste ist.

Das Buch enthält bloß die unorganische Chemie; die organischen Verbindungen und Verhältnisse sollen einen zweyten Theil ausmachen. Von dem, in einer früheren Auflage gemachten, Versuche, außer den vegetabilischen Säuren, noch einige andere wichtige Theile der organischen Chemie mit der unorganischen zu verschlechten, ist der Verf. zurück gekommen, indem ihm keine solche Verschmelzung in einem Unterrichtssysteme für den Studierenden nutzlos und selbst hinderlich zu seyn scheint, ungeachtet die gegenwärtige Entwicklungperiode der Lehre von den organischen Zusammensetzungen zeigt, daß eine solche Verschmelzung, in einem rein theoretischen Systeme, in Zukunft vielleicht möglich und auch richtig wäre.

### P a r i s.

Deu Le Normant: Cours de littérature comparée ou leçons françaises de littérature et de morale; recueil en prose et en vers des plus beaux morceaux de notre langue dans la littérature des deux derniers siècles, avec des préceptes de

genre et des modèles d'exercice par Labat-  
pe, Marmontel, Maury, Lebatteux etc. Ou-  
vrage classique, adopté par l'université Ro-  
yale de France, et l'usage des Collèges et In-  
stitutions. Par M. Noël et De Laplace.  
(Lectorem delectando pariterque monendo.  
H. r.). 1834. Tome I. XXIV u. 752 Seiten;  
Tome II. 738 Seiten in 8.

Aus dem ziemlich ausführlichen Titel, den  
man in Deutschland einen geschmacklosen, zum  
Theil einen ruhmredigen, nennen würde, kann  
man ungefähr erkennen, was der Inhalt dieses  
französischen Schul-Besebuchs ist. Der Aus-  
druck *cours de littérature comparée* will nicht  
gelehrt verstanden seyn; er bezieht sich, so viel  
wir sehen, bloß darauf, daß nach einem ähnli-  
chen Plane von den Herausgebern und ihren  
Freunden auch *leçons latines* und *leçons an-  
glaises* außer diesen *leçons françaises* heraus-  
gegeben worden sind, in denen allen verschiedne  
einander im Inhalte ähnliche Stücke auf einan-  
der verweisen. Unge stellt ist die Vergleichung  
nirgend, sondern dem Leser bleibt lediglich über-  
lassen, die ohne weitere Andeutung und selten  
citirten Stellen aus den *leçons latines* dies  
nachzusehen. Von einem unmittelbaren Unter-  
richte in der Geschichte der französischen Litteratur  
aber, oder von einer kritischen Beurtheilung der  
Schriftsteller ist darin gar keine Spur. — Wenn  
nun zu der Benennung Schul-Besebuch noch die  
Bemerkung hinzu kommt, daß dies schon die  
einundzwanzigste Ausgabe desselben ist: so  
könnte die Frage, warum man hier noch darauf  
aufmerksam mache, um so mehr aufgeworfen  
werden, als es bekanntlich in Deutschland an  
ähnlichen Sammlungen, die zum Theil selbst  
noch auf die neueste französische Litteratur Rück-

sich nehmen, keinesweges fehlt. Aber zunächst ehe zu Vergleichung mit diesen einheimischen Chrestomathien für das Französische, dann auch mit unsern Sammlungen deutscher Lesestücke für die Jugend, dient das vorliegende Werk vorzüglich. Es hat in der That einen durchaus andern Character, ist rein practischer, von gelehrtem Beyweisen der Litterararztigen und Critiken unbeschwert, reich Lesestoff; und zeigt uns nicht nur, daß die Franzosen das Studium ihrer vaterländischen Musterschriftsteller die Jugend in ihrem Bebranstalten treiben lassen, sondern auch, wie sie dies einkreisen. Daß der Gebrauch solcher auf das einheimische Classische zielenden Schulbücher für die, in manchem Betrachte noch jetzt (wenigstens in der Prose) uns mustergebende, correcte und elegante Sprech- und Schreibkunst der Franzosen vom größten Erfolge gewesen, wird Niemand bezweifeln. Unsere deutschen Lesebücher für die Jugend gehen gewöhnlich nicht auf dieselben Zwecke, welche in solchen französischen Cours verfolgt werden. Entweder wollen wir bloß Schulschreibbücher gemeinnützigen und nützlichen Inhalts für Erreichung der Lesefertigkeit und einer gewissen Lesekunst hinstern, — unter ihnen im Vorbeygehen gesagt; das bey Hahn in Hannover erschienene; von Hn Litroge, sich ganz besonders vortheilhaft auszeichnet und allgemeine Empfehlung verdient —; oder wir bestimmen Chrestomathien für das geschichtliche Studium der Sprache und der Litteratur, unter denen die von Budde und von Wilhelm Wackernagel großes Lob verdienen. Aber ein Lesebuch vorzugsweise des Mustergültigen einer bestimmten Zeit und zwar zunächst der Gegenwart, aus welchem, neben einer bloß mittelbaren Litteraturkunde und einer gewissen sittlichen

Nahrung für die Jugend, sie vorzüglich lernen, wie man sich auszudrücken habe, also eine durch Beispiele practische Sammlung für den prosaischen und poetischen Stil haben wir noch nicht. In sofern ist die angezeigte Sammlung ein Muster für das, was die Deutschen in ihrer Sprache für die deutsche Jugend thun sollten. Aus diesem Gesichtspuncte ist es beifallswerth, daß die Herausgeber bloß Stücke aus den (mit und seit Pascal anfangenden) Schriftstellern aufgenommen, welche für classisch im französischen Sinne des Wortes gelten, also weder ältere, die zum Studium der Geschichte der Sprache sonst sehr anziehend wären (etwa nach einem umfassenderen Plane, aber ähnlich wie die französische Chrestomathie von Schmidt), noch Neuere, deren Sprachveränderungen sich noch nicht siegend durchgekämpft haben.

Der erste oder prosaische Theil enthält, nach einer Vorrede und, der stilistischen Richtung des Buches wegen, nach einigen *regles de l'art d'écrire*, zwölf Abtheilungen: *narrations, tableaux, descriptions* (von *tableaux* bloß so unterschieden, daß diese phantasiereichere Schilderungen, *descriptions* aber besonders naturgeschichtliche, genauere Beschreibungen bezeichnen), *définitions* (ernsthafte, dem Wissenschaftlichen sich nähernde Erklärungen über allerley Gegenstände der populären Philosophie, besonders der Sittenlehre), *ables et allégories, morale religieuse ou philosophie pratique, lettres, discours et morceaux oratoires, exordes, peroraisons, dialogues, caractères ou portraits et parallèles* (caract. politiques, littéraires, moraux). Fast jeder der Abtheilungen geht eine kurze Theorie über die betreffende Gattung unter dem Titel *préceptes du genre* voraus, welche wieder auf

Schriftstellern entlehnt (nicht von den Herausgebern ausgearbeitet) ist, namentlich aus Marmontel, Lacharpe und Maury. Auch findet sich hin und wieder, aber sehr selten, ein *modèle d'exercice* von Marmontel, Thomas u. A., welches zeigen soll, wie Lehrer mit den Schülern die Stücke erklärend durchzugehen haben, woben denn ziemlich große Voraussetzungen bey'm Lehrer und Schüler gemacht zu seyn scheinen. In den Abtheilungen ist die chronologische Folge der Schriftsteller nicht beobachtet, sondern mehr eine gegenständliche, doch zufällige, z. B. bey den Erzählungen ist der Tod Eurenne's aus Mascaron's Zeichenrede genommen, darauf sogleich derselbe Gegenstand aus der Zeichenrede Fléchier's, dann nochmahls eben derselbe aus den Briefen der Sévigné. Weiterhin ist ein Stück aus Chateaubriand's Märtyrern (die Katafomben) entlehnt, worauf dann die Erzählung von der Pest in Athen aus Barthelemy's Reise des Anacharsis und zur Vergleichung die von der Pest in Florenz aus Sismondi's Geschichte der italiänischen Republiken folgt. — Der zweyte oder poetische Theil beginnt mit einer Stelle aus dem erwähnten Barthelemy'schen Werke, um (in einigen wohlklingenden, aber trivialen Nachsprüchen) zu zeigen, was Poesie sey; dann folgt Volleau's Lehre, wie man Verse zu machen; und Neufchateau's Unterricht, wie man sie zu lesen habe. Die Ruferstellen sind in elf Abtheilungen geordnet, welche wie die im prosaischen Theile überschrieben sind, nur daß noch *morceaux lyriques* hinzukommen, während *lettres*, *exordes* und *peroraisons* hier wegfallen. Wiederum sind auch in diesem Theile fast jeder Abtheilung *préceptes du genre* vorausgeschickt (von Marmontel, Lacharpe und Lacharpe). — Wenn wir nun auch

über Manches in dieser Art der Einrichtung lächeln, welche stoffartige und formenmäßige Theilungsgebinde, ohne daß die Sammler den Unterschied und eine wissenschaftlich folgerechte Sonderung zu ahnen scheinen, neben einander hergehen läßt; die Vorschriften über jede Gattung im höchsten Sinne dürftig; äußerlich, ja die bekanntesten oberflächlichen aus der Schule des Lehrenten sind; von dem Wesen der Poesie und der Prose aber eine Vorstellung zu geben den Herausgebern gar nicht eingefallen ist: so darf doch das Buch in mehrfacher Rücksicht einer genaueren Betrachtung werth gehalten werden. Denn außer dem oben berührten Interesse desselben, bietet es einen geschichtlich wichtigen Inbegriff fast alles dessen, was von Pascal an bis jetzt in der s. g. classischen Schule für sprachlich muster-gültig angesehen wird. Dieses Ganze, wenn gleich aus zahllosen Stücken zusammen gesetzt, in zwei mäßige Bände gefaßt vor sich zu haben, hat um so größeren Werth, als beym jetzigen Aufschwunge der französischen Sprache zur Reubelegung ihrer lange schlafenden Wurzeln und Keime, so weit dieselben erkennbar sind, noch funfzehn bis zwanzig Jahren das jetzt noch karger der modernsten Lesewelt von Paris) in ganz Frankreich sich mit aristocratischer Anschließlichkeit erhaltende academische Französisch nicht unwahrscheinlich dem Ubergewichte des neuen beträchtlich gewichen seyn möchte. Neben dieser Sprachstatistik der Worte, Redensarten und Constructions der nächst vergangenen zwey Jahrhunderte, enthält das Buch auch den kurzen Inbegriff der französischen allgemeinen Bildung dieser Zeit, d. i. aller im Kreise der nach bisheriger Sitte Frankreichs Gebildeten umlaufenden Gedanken und Gefühle, mit Ausnahme des Ro-

mischen und Frivolen. Es wird uns nämlich ein Maßstab dessen in die Hand gegeben, was im Gange der gebildeten Franzose bei den Vorkommnissen des äußeren und inneren Lebens zunächst denkt und empfindet, und wir werden unmittelbar belehrt, was nicht vor ihm zu erwarten sey. Man ist in Deutschland, wie es scheint, jetzt nur zu geneigt, sich die Bildung der Franzosen als durch ein Studium der englischen und deutschen Literatur wesentlich verändert zu denken. Dies ist ein Irrthum. Das *siècle de Louis XIV. et de Louis XV.* liegt immer noch sichtlich in seinen Adern fort; und im Stande bilden diejenigen, welche anders denken, noch immer nur eine ganz unbedeutende Ausnahme in einigen pariser Circeln. Wie es nach Verlauf eines halben oder ganzen Menschenalters in Frankreich mit der Literatur, welche Folgen die neuen verbesserten und vervollständigten Schulanstaltungen haben können; welche Wirkungen der nicht zu verkennende Aufschwung der Sprache zu ihrer eigenen Wiederbelebung haben müsse; und was aus einer eingreifenden, selbstständigen Thätigkeit der großen Departementsstädte (besonders im Süden Frankreichs) gegen die das Geistesmonopol ansprechende Hauptstadt erwachsen werde, können wir noch nicht voraussehen, dürfen aber, wenn die Ungunst der Zeiten nicht das Aufsteigende zerstört, einen erfreulichen Erfolg vorher sagen.

B. M.

Es 361. 3. 15. v. u. lies S. Lanchon. statt  
S. Sanchon,

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

Den 30. März 1837.

Göttingen.

Von der Königl. Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem 18. März d. J. folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 17ten bis 22sten April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studirenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens,

[38]

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Ortes, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen beizubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurück kehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber beizubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

### D a r u n t e r a b t .

Verlag von Eduard Heil, 1835: Beyträge zur Griechischen und Römischen Literaturgeschichte von Dr. Friedrich Osann. Erster Band. — X und 318 S. in gr. 8.

Das Werk, von welchem der erste Band jetzt vorliegt, soll eine unbestimmte Reihe von Abhandlungen über schwierige oder minder bekannte Gegenstände der griechischen und römischen Literaturgeschichte enthalten. Seine räumliche Ausdehnung wird erst nach der Theilnahme bestimmt werden können, der sich dieser erste Versuch in der philologischen Welt überhaupt zu erfreuen

hat. Diese Theilnahme glaubte aber der Verf. sich dadurch am besten sichern zu können, daß er den zu den einzelnen Untersuchungen gewählten Stoff in seinem ganzen Umfange erfaßte und ordnete, und ihn in allen seinen Einzelheiten darzustellen suchte. Durch möglichst genaue Gra-  
wägung aller einzelnen Momente eines Gegen-  
standes und durch scharfe Prüfung der verschiede-  
nen Ansichten früherer Zeiten sollen die einzelnen  
Behauptungen auf eine Art begründet werden,  
welche auch bey Anderen die Ueberzeugung era-  
weckt, daß die Untersuchung nur bis zu dem  
Grade der Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit ge-  
führt werden könne, zu welchem sie der Verf.  
überhaupt geführt hat. Hiermit ist nun freylich  
dem Forscher ein unabsehbares Feld eröffnet, auf  
dem es auch in unseren Zeiten keinesweges an  
Mitarbeitern fehlt, die nach den verschiedensten  
Plänen und Methoden ein jedes auf seine Art  
die gute Sache zu fördern bemüht sind. So  
man sagt bereits an, die Besorgniß auszuspre-  
chen, daß die Masse von Einzelschriften und be-  
sonderen Untersuchungen über literarische Proble-  
me in mancher Rücksicht schon zu groß sey,  
als daß eine summarische Darstellung der Litera-  
turhistorie, welche den inneren Organismus des  
geistigen Lebens zur klaren Anschauung bringen  
will, sie ganz übersehen und benennen könne. Auf  
der andern Seite will man selbst das unmittel-  
bare Ergebniß der Monographien auch eben nicht  
zu hoch anschlagen, indem man von dem cultur-  
historischen oder philosophischen Standpunkte aus  
behauptet, daß aus einer zusammen hängenden  
Reihe solcher Bausteine sich allenfalls ein brauch-  
bares Buch für Antiquitäten, nimmermehr aber  
eine literarische Darstellung verfassen lässe, sollte  
man selbst mit bewundernswerthem Geschick com-

pilieren, das heißt, die Fugen unmerklich ver-  
fetten und die streitenden Ansichten in die glück-  
liche Mitte rücken. Von einer Monographie, die  
als wesentlicher Theil eines großen organisch-  
vollendeten Ganzen betrachtet seyn will, verlangt  
man mit Recht, daß sie nur vom allgemeinen  
Standpunkte aus mit Glück unternommen wer-  
den könne, und daß sie selbst dann noch der  
Auflösung und Prüfung des Universalhistorikers  
zu unterwerfen sey. Zuerst muß also der Mono-  
graph das Ganze der hellenischen Literatur in  
seinen Grundzügen begriffen haben, und im  
Stande seyn, die sämmtlichen Zustände, die Nei-  
gungen und Kräfte jedes Jahrhunderts darin  
nachzuweisen, aus denen die Productivität her-  
einzelnen hervor ging. Dann wird die Bedeu-  
tung und Gelegenheit einer einzelnen Untersu-  
chung gar sehr von der Fähigkeit des Verfassers  
bedingt, 'die Individuen und die charakteristischen  
Besonderheiten auf eine Totalität von Ursachen,  
auf einen Mittelpunkt in der Rationalität und  
im Zeitalter zurück zu führen.' Reisset nun der  
Verfasser diesen Forderungen Genüge (und wer  
wird es läugnen wollen, daß unsere Zeit eine  
größere Anzahl trefflicher Monographien dieser  
Art aufzuweisen hat, als man sonst wohl brauch-  
bare Gesammt-Compendien antrifft), so ist seine  
Arbeit gewiß ein bedeutender Gewinn für die  
ganze Wissenschaft, der um so höher angeschla-  
gen werden muß, je überzeugender die Erfahrung  
lehrt, daß kaum der mäßigste Versuch im Gro-  
ßen möglich ist, wenn nicht die tiefsten For-  
schungen im Einzelnen angestellt wären, und  
wenn nicht die ausführliche Begründung einer  
Reihe der wichtigsten Thatsachen auch das Ziel  
näher gerückt hätte. —

Obgleich der Titel des vorliegenden Werkes

Beiträge zur griechischen und römischen Literaturgeschichte verspricht, so sind doch die Untersuchungen über Gegenstände der römischen Literatur aus dem ersten Bande vorläufig abgeschlossen. Der Erfolg muß uns also erst lehren, was für Schriften der Römer vom Verf. in den Kreis seiner Versuche aufgenommen werden sollen. Jetzt erhalten wir 1) einen Aufsatz über die hel-lenische Elegie, welcher sich über die Entstehung und das Wesen dieser Dichtgattung verbreitet, dann noch besonders von der symposiischen Elegie spricht und mit einer Untersuchung über Dionysios den Ehernen und dessen Elegien endet; 2) über die dem Aristoteles beygelegte Schrift von der Welt und deren muthmaßlichen Verfasser, nebst zwey Beysagen über einige Schriften des Chryssippos, und über die Critik des Aristotelischen Textes; 3) vermischte Abhandlungen über Zambucos und seine Reiseabenteuer, über den Rhetor Cæcilius aus Sicilien, über Alexander Aetolos, über die Heraklea des Diotimos, über einige Grabchriften auf Platon, endlich über das griechische Epigramm bey Pausanias 10, 7, 3.

Was nun zuerst die Elegie anlangt, so sucht der Vf. den wahrscheinlichen Ursprung ihrer Form und ihres ältesten Inhalts vermuthungsweise dar-zuthun, und zu beweisen, daß die politische Satz-ung der Elegie nicht nur keinesweges als die ursprüngliche anzusehen sey, sondern daß der subjective Ausdruck der Empfindung, worin er das eigentliche Wesen der elegischen Poesie bestehen läßt, durch das Medium der Seme sich der elegischen Form für jede un-mittelbare Aeußerung des Gemüths bemächtigt habe. Er betrachtet es so als eine natürliche Folge, daß sich aus diesem ursprünglichen Be-griffe die verschiedenen Gattungen der elegischen

Poesie, wie die politische, gnomische, erotische; threnodische, im Laufe der Zeit ausscheiden konnten und mußten. Doch hält er es auch zugleich für einen Irrthum, wenn man eineerspaltung der Elegie in diese verschiedenen Gattungen, als eben so viele für sich bestehende Theile, für wesentlich oder nothwendig hält. Vielmehr soll man von einer Poesie des Lebens sprechen, die in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen ihr Organ in der Elegie gefunden, und im Falle man durchaus spalten wolle, so soll man sie nach den Hauptäußerungen; in denen das Leben selbst sich kund gibt, eintheilen. Doch dieser Vorschlag führt offenbar zu einer noch größerenerspaltung, als man bisher in der Darstellung der hellenischen Elegie gewohnt gewesen ist, und, was noch schlimmer ist, die Begriffsbestimmung, welche der Verf. von Elegie aufstellt, nämlich 'subjectiver Ausdruck der Empfindung', umfaßt nicht nur die Elegie allein, sondern die ganze lyrische Gattung der Poesie überhaupt. Was die Hellenen Elegie nennen, bezeichnet nur die bekannte Form; und die Aufgabe des Forschers besteht vorzugsweise darin, daß er alles, was während der eigentlichen Entwicklungsperiode die hellenische Literatur, so lange diese noch ein zusammenhängendes Ganzes und zugleich den reinsten Ausdruck der hellenischen Nationalität darstellt (d. h. bis auf Alexander d. Großen) in elegischer Form gedichtet worden ist, auf eine geistige Einheit zurück führe, welche durchaus schon in der Form selbst gegeben seyn muß. Die Geschichte der hellenischen Elegie, so weit wir diese kennen, hebt freylich mit der politischen Gattung des Kallinos an, welcher daher in den Augen der Späteren für den Erfinder der elegischen Form gilt. Aber in der rhythmischen Vereinigung des

Hexameters und Pentameters sowohl als auch in  
 dem etymologischen Begriffe von Elegos. Nächst  
 nach den scharfsinnigsten Untersuchungen älterer  
 und neuerer Zeit der Ausdruck derjenigen Ge-  
 müthsstimmung, welche durch das Gefühl des  
 Schmerzes, oder der Sehnsucht, oder der bangen  
 Besorgniß erzeugt wird. Daher tritt die elegi-  
 sche Form überall da hervor, wo diese Gemüths-  
 stimmung im einzelnen oder im ganzen Volke  
 vorwaltet, wo das Unmittelbare der Empfindung  
 die Menschen einander näher rückt, und wo die  
 bedrängte Brust sich durch Mittheilung Erleichte-  
 rung zu verschaffen sucht. Daher ertönte die äl-  
 teste Elegie der Hellenen, die uns erhalten ist,  
 in Kriegerliedern, wo der Andrang der Feinde  
 dem Vaterlande Gefahr und Untergang droht,  
 und wo der Dichter, der sich damals in der  
 schönsten Blüthe des ionischen Volkslebens selbst  
 als Theil des Ganzen fühlte, seine Mitbürger  
 zur Tapferkeit anfeuerte. Daher wählte die be-  
 lehrende Gnomé zur Zeit der heftigen Bürger-  
 zwistigkeiten in den zwischen Volksherrschaft und  
 Tyranny schwankenden Staaten dieselbe Form,  
 und Männer, wie Theognis und Solon konnten  
 kraft ihrer, durch widrige Zeitverhältnisse erzeug-  
 ten Gemüthsstimmung wohl nicht anders als in  
 Distichen schreiben; denn selbst wenn sie diesen  
 mitunter eine heitere Färbung zu geben wissen,  
 so sinkt doch das Gefühl bald wieder, wie der  
 Pentameter nach dem Hexameter, in sich zusam-  
 men. Ferner hat jede Inschrift in diesem Ge-  
 fühle ihren Grund, mag man darin das Anden-  
 ken eines Todesfalls oder sonst eines Ereignisses  
 verewigen wollen. Endlich brauchen wir von der  
 erotischen Elegie, der bekanntesten der ganzen  
 Dichtart, kaum zu bemerken, daß obige Begriffs-  
 bestimmung genau auf sie passe. Folglich haben

die hellenischen Kunsttrichter vollkommen Recht, wenn sie Elegos überall als synonym mit Threnos aufführen, oder die Threnensänger bey Homer im Reichenzuge des Hector mit den Elegikern zusammen stellen. Auch der Verf. hält die elegische Begräbnisflage, oder das einfache Distichon zum Andenken eines Verstorbenen für uralt, wenigstens für älter als Kallinos, der vielleicht zuerst längere Gedichte in elegischer Form verfaßte. Anfänglich mochten wohl die Klagelieder, wie der Pinogefang, in epischer Form gedichtet seyn; ja nach der Siphonischen Urkunde war Pinos aus Cubda zu Amphions Zeit selbst Erfinder des Threnos, über dessen frühe Ausbildung Homer keinen Zweifel zuläßt. In der Blüthe des eigentlichen lyrischen Zeitalters unterschied man mehrere Classen dieser Trauergefänge, die *ἐπικήδεια*, *ὀλοφύρματα*, *ἰάλεμοι* und *οἰκτροί*, welche zugleich auch verschiedene Zwecke und verschiedene Formen hatten. Das *ἐπικήδειον* wurde neben der Leiche zur Flöte gesungen (welche selbst *ἐπικήδειος* hieß) und enthielt eine Lobpreisung des Verstorbenen mit mäßiger Klage verbunden; der *ὀῖνος* hingegen war an keine Zeit gebunden, und sein Inhalt war ebenfalls Lob und Klage. Nur durch die mehr lyrische Form scheint sich die letztere Dichtart von der Elegie unterscheiden zu haben; doch sind die Dichter der Epikeden und Threnen nie zu den eigentlichen Elegikern der Hellenen gezählt worden, wiewohl es von den Elegikern heißt, sie hätten ihre *οἰκτροὺς* und *ὀλοφύρσεις* in der Regel in Distichen, aber ausnahmsweise auch in anderer Form gedichtet. Daher will man die *οἰκτροί* selbst nicht als besondere Dichtart gelten lassen, sondern bezeichnet lieber mit diesem Namen alle Klagen, welche entweder in der Epikede und Elegie, oder

in der Tragödie, oder selbst in der Epik vorkommen; und erklärt den *olktos* in diesem Sinne auch wohl durch *olktos*, indem man zugleich bemerkt, er sey mit klagender und gedämpfter Stimme gesungen worden, was man auch auf den *Threnos* ausgedehnt findet. Doch wurde dieser wohl gewöhnlich, wie der *Linos*, mit heller, durchdringender Stimme gesungen, denn bey Homer singt ihn die hellstimmige Muse. Anders war es indeß mit den *olktos* der Tragödie, welche meistens im feyerlichen Tone nach dorischer Weise vorgetragen wurden. Zu den *Threnen*, deren älteste Erscheinung der *Linos* ist, gehört endlich auch der *Ialemos*, welcher, wie *Linos*, zu einem Musensohne personificiert wurde, um dessen frühen Tod die Musen klagen. Doch ist zu allen Zeiten *Elegos* der generellste Name für poetische Klage überhaupt geblieben, ohne die Form oder den Gegenstand der Trauer immer genauer zu bezeichnen; *Elegeion* hingegen hat der Sprachgebrauch von jeher nur auf die Form bezogen, und damit so wohl einen einzelnen Pentameter als auch ein ganzes Distichon bezeichnet, worin ursprünglich nur Grabchriften gedichtet worden seyn sollen. Ueber die Erfindung des Pentameters, den Einige noch vor dem Hexameter entstehen lassen, trägt der Verf. eine neue Ansicht vor. Von der metrischen Form der ältesten *Spävoi*, die wohl nicht anders als dactylisch seyn konnte, ausgehend, erinnert er an die noch vorhandenen Bruchstücke dieser Gattung bey Pindar, welche sich zu demselben Rhythmus hinneigen, oder worin das dactylische Versmaß selbst noch als Grundform erscheint. Wie fast alle Arten des poetischen Ausdrucks, so soll auch die *Threnodie* schon in der ältesten ihre eigene metrische Form gehabt haben, die erst später durch

weitere Vervollkommenung der Epyril selbst sich von dem Grundtypus entfernte, und die vollendete Gestalt gewann, auf die wir nach den Beispielen bey Pindar wenigstens muthmaßlich schließen können. Dieser Ansicht zufolge läßt der Verf. das Urschema des Ehrenos aus einer einfachen dactylischen Penthemimeris bestehen, die man freylich durch zweckmäßige Vertheilungen noch in den Pindarischen Bruchstücken herstellen kann. Eine Verdoppelung dieser Penthemimeris hat dann ganz natürlich den elegischen Pentameter erzeugt. Ueber diesen letzteren Punct herrscht wohl jetzt kein Zweifel mehr. Aber daß die Ehrenodien, wozu auch die Einodie gehört, ursprünglich eine andere als epische Form gehabt haben sollten, davon kann sich Ref. keineswegs überzeugen. Es ist mehr als gewiß, daß die eigentliche Epyril der Hellenen seit Archilochos, Alkman und Stesichoros sich auch dadurch neue Formen zu schaffen wußte, daß sie den heroischen Vers in kleinere Theile zerlegte, und diese dann in ungleicher Länge zusammen stellte, um Strophen daraus zu bilden; daß aber der Hexameter erst aus einer gleichmäßigen Zusammensetzung dieser selbständig vorhandenen und schon lange vor Homer durch die Poesie ausgebildeten dactylischen Rhythmen entstanden sey, widerspricht dem Bildungs gange der hellenischen Poesie, die nach dem einstimmigen Urtheile des ganzen Alterthums ihre Laufbahn mit dem heroischen Verse begann. Hätte sie die kleineren dactylischen Reihen früher ausgebildet, so wären ja die großen Epyrilen der historischen Zeit nur zu den Formen einer vorhomerischen Periode zurück gelehrt, und könnten folglich nicht Erfinder dieser Formen genannt werden. Ferner sind die ältesten Bruchstücke der Einosklage durch aus hexametrisch (z. B. bey Gysaib. zur St. 2,

570. T. 4. S. 99, 22 ff. ed. Lips), und weisen auf Erinnerungen verschollener Jahrhunderte hin, wo man noch keine andere Form der Poesie kannte. Die Einosdien in lyrischer Form hingegen (wie die in den Schol. zur Il. a. a. D.) sind offenbar den späteren Threnen nachgebildet, wie ein Vergleich derselben mit den lyrischen Bruchstücken dieser Dichtart deutlich lehrt. Merkwürdig aber bleibt es bey dieser Einsicht, daß die Einosklage und die daraus hervor gegangene Threnodie im engeren Sinne nie in elegischer Form aufgetreten ist; selbst die der Einosklage nachgebildeten Adoniaßmen, und ähnliche Trauerlieder sind bis auf Moschos' Bionsklage u. wohl vorzugsweise im heroischen Versmaße gedichtet worden; — wiederum ein Beweis, mit welcher Treue die durch die Volkssitte geheiligten Formen der Poesie aus den ältesten Zeiten überliefert worden sind. Die Ablösung der Penthemimeris von dem epischen Verse und seine epodische Abwechselung mit demselben ist indeß eben so alt, als die Verdoppelung derselben Penthemimeris zu einem Pentameter, und die einfache strophische Vereinigung dieses mit dem Hexameter zu Distichen, die bereits mit Kallinos und Archilochos als vollendet auftreten, und deshalb eine frühere Entstehungsperiode voraus setzen, wo sie unter den Joniern, und namentlich zu Ephesos, dem uralten Sitze eines mystisch-klagenden Naturscultus, zuerst roh und unstät vernommen seyn müssen. Gleichzeitig mit diesen neuen Formen der Poesie entstanden gewiß noch mehrere Dichtungsweisen, welche zunächst eine Vermittelung zwischen dem schlichten Vortrage des Epos und der Mannigfaltigkeit des Melos zu stiften schienen, bald aber vom Epos unabhängig wurden. Wir erinnern hier bloß an den alten Versuch,

heroischen Versen durch Einmischung von flüchtigen jambischen Trimetern mehr Abrundung zu verschaffen, und so die Form der *ῥωταίμφοι* in die epische Parodie einzuführen, wie Pignesi in scherzhafter Weise bey der Interpolation oder Färbung des herametrischen Margites gethan hat (Tz. Chil. 4, 868. Bg. Lindemann's *Lyra* S. 82).

Was ferner die vom Verf. zuerst angenommene Gattung der symposischen Elegie anlangt, so ist zwar nicht zu läugnen, daß Gedichte in elegischer Form bey den Gastmählern der Hellenen unter musicalischer Begleitung vorgetragen worden sind, gerade wie man auch andere Lieder, und selbst Theile von Tragödien, zu symposischen Zwecken benutzte. Doch ist hier wohl zu beachten, daß der Elegiker niemals in der Absicht gedichtet hat, um den Freuden des Mahles zu huldigen. Wenn daher der Verf. allen noch vorhandenen elegischen Bruchstücken (bis auf Dionysios den Ebernien) worin vom Essen und Trinken die Rede ist, eine solche Absicht unterschiebt, so handelt er offenbar etwas zu voreilig, und ohne zu bedenken, daß selbst die eigentlichen Skoliensänger die symposischen Freuden in der Regel gar nicht berührten, sondern irgend eine ethische Sentenz poetisch ausbildeten und zwar meistens in Lesbisch-Äolischen Strophen. Die schönsten Skolien der Hellenen (und man weiß aus Athenaios, wie groß der Reichthum dieser Dichtgattung einst war) bilden in der That die herrlichste Fundgrube der edelsten Gedanken, wiewohl bey weitem nicht alles hierher zu rechnen ist, was Ilgen zusammen gestellt hat. Die Elegie eignet sich aber unter allen Dichtarten am wenigsten für die Symposien. Die Flötenmelodien, zu denen sie vorgetragen wurden, hatten

etwas zu klagend = wehmüthiges, als daß sie dem heiteren Sinne der Hellenen bey ihren Symposien hätten zusagen können. Wurde doch die Elegie erst spät in die öffentlichen Feste zu Delphoi eingeführt, und gleich nach den ersten Versuchen wieder abgeschafft, weil ihre Töne der fröhlichen Stimmung der Feiertage zu sehr widersprachen. Daß aber der Gang der elegischen Melodien, die uralte sind und schon durch den älteren Dympos eine feste geregelte Form erhielten, unter allen Verhältnissen mehr oder weniger klagend seyn mußte, läßt sich jetzt noch in dem rythmischen Baue der Distichen erkennen. Ja, das Vaterland dieser elegischen Töne, Vorderasien, mochte wohl durch die Religion der mythischen Naturgöttheiten, deren Mittelpunkt das ewige Hinschwinden und Wiederaufblühen der Natur selbst bildet, viel zur Begründung der neuen Dichtart beytragen. Noch der Nomos Krazias, dessen sich Mimnermos vorzugsweise bediente, erinnert an diesen Ursprung und an dieses Verhältniß zum Cultus.

Zuerst rechnet der Verf. zwey Bruchstücke des Archilochos (N<sup>o</sup> LVI und XLIX. bey Liebel) zu seiner symposiischen Gattung der Elegie. Beide stammen indeß wahrscheinlich aus längeren elegischen Gedichten, in denen der von namenloser Kummerniß bedrängte und ausgewanderte Dichter (wie er sich selbst und wie Pindaros ihn schildert) als Soldat auftritt, und im Uebermuth seine gewiß nicht angenehme Lage durch Wein zu erheitern sucht. Ferner ist das von Athenaios (II. p. 463 A.) aufbewahrte Tetrastrichon des Anakreon hierher gezogen, welches offenbar einen Theil eines größeren Ganzen bildet, dessen elegischen Grundgedanken wir nicht mehr errathen können. Auf ähnliche Art läßt sich auch über

Die Distichen des Xenophanes, Theognis, Eratost., Ion und Dionysios urtheilen, welche der Verf. der Reihe nach aufgeführt und mit einer deutschen Uebersetzung (meistens nach Weber) begleitet hat. Um diesen letzteren Dichter hat sich aber der Verf. noch besonders dadurch verdient gemacht, daß er zuerst alle Notizen, die über ihn noch vorhanden sind, zusammen stellt und beurtheilt, was um so mehr zu schätzen ist, da selbst die neuesten Literaturbücher ihn wenig erwähnen lassen. Dionysios war in Athen geboren, wanderte aber in den achtziger Olympiaden nach Thurium aus. Seinen Beinamen der Eberne verdankt er irgend einem Umstande, den wir nicht mehr mit Sicherheit erforschen können. Athenaios sagt, er habe einst den Athenern gerathen, Geld aus Erz schlagen zu lassen, und sey deshalb der Eberne genannt worden. Sonst war er auch Redner, und Kallimachos räumte ihm als solchem einen Platz in seiner Anagraphe ein. Es sind von ihm nur Elegien übrig geblieben, welche der Verf. sämmtlich zu der Symposiastischen Gattung rechnet. Als eine auffallende Eigenthümlichkeit, die er nur mit sehr wenigen Dichtern des Alterthums gemein hat, wird von ihm die Sitte angeführt, seinen Elegien einen Pentameter voran zu schicken, und dann das Ganze in regelmäßigen Distichen ablaufen zu lassen (Gött. gel. Anz. 1832. S. 704), oder aber einzelne Distichen umzukehren, und den Pentameter vor den Hexameter zu setzen, was jedoch minder wahrscheinlich ist.

Eine sehr ausführliche und werthvolle Untersuchung hat ferner der Verf. der Streiffrage gewidmet, wer für den Urheber der so genannten Aristotelischen Schrift *περὶ νόμων* zu halten sey. Von einer genauen Prüfung der bisher aufge-

stellten Ansichten ausgehend, verweilt er etwas länger bei der Behauptung des neuesten Uebersetzers dieser Schrift, wornach dieselbe allerdings von Aristoteles selbst verfaßt seyn soll. Unter den Alten selbst führen mehrere, wie Apulejus, Justinus, Stobäos und Philoponos dieselbe unter Aristoteles' Namen an; doch findet sich von Apulejus keine Spur einer Erwähnung irgend einer Aristotelischen Schrift unter diesem Titel, wiewohl sämtliche Handschriften dieselbe dem Aristoteles belegen. Die Hauptgründe, welche sie als nicht Aristotelisch erscheinen lassen, sind indeß schon von mehreren Gelehrten älterer und neuerer Zeit aus dem Inhalte derselben, welcher mit der rechten Philosophie des Aristoteles in vielfachem Widerspruche steht, ausführlich entwickelt worden. Daher beruft sich der Verf. im Allgemeinen auf seine Vorgänger, und hebt hauptsächlich nur drei Punkte hervor, worin diese Schrift auffallend von den Aristotelischen Ansichten abweicht; 1) die physische und cosmologische Lehre im Allgemeinen sowohl als im Einzelnen; 2) Erwähnung von Thatsachen, welche auf ein nach Aristotelisches Zeitalter hindeuten; 3) Verschiedenheit in der Darstellungsweise, sowohl im Bezug auf den Stil als die Sprache selbst. Hierauf geht der Verf. zu dem Beweise über, daß der Urheber ein Stoiker gewesen seyn müsse, was freilich schon andere Gelehrte früher vermuthet hatten. Doch diesen Stoiker näher zu bezeichnen, ist bisher Niemanden in den Sinn gekommen. Man hält, jetzt Chrysippos selbst dafür, ohne jedoch die Möglichkeit bestreiten zu wollen, daß auch ein anderer Philosoph derselben Secte Urheber der Schrift seyn könne. Für Chrysippos spricht indeß außer der in vorliegender Abhandlung aufgestellten Beweisführung

besonders noch der Umstand, daß dieser Stoiker überhaupt sehr Vieles von Aristoteles entlehnt hat, und es also nicht auffallen kann, wenn wir hier und da auf Uebereinstimmung in den Ansichten, oder auch auf offenbare Benutzung und Ausführung Aristotelischer Lehre stoßen. Auf der anderen Seite konnte es dem Chrysippos, dessen etwas streitsüchtiger Character bekannt ist, auch nicht an Gelegenheit fehlen, sich gegen die Dogmen seines großen Lehrmeisters feindselig zu erklären. Daß er aber wirklich ein Werk *περί μετεωρολογίας* geschrieben habe, bezeugt Stobaios mit deutlichen Worten (Ecl. phys. I., p. 180. ed. Heeren), und ist schon längst aus Baguet's trefflicher Preisschrift (Annal. Acad. Lovaniensis, 1822) bekannt. Die Schrift selbst, mag sie nun dem Chrysippos oder einem andern Philosophen angehören, hat freylich nur einen populären Zweck, und gehört eigentlich nicht der Wissenschaft im engeren Sinne des Wortes an. Sie berührt nur summarisch und in allgemein verständlicher Form, was vielleicht in Werken von umfangreicherer und wissenschaftlicherer Darstellung ausführlich begründet war. Auch konnte es bey einem so fruchtbaren Schriftsteller, wie Chrysippos war (er soll über 700 Schriften hinterlassen haben), an Bearbeitungen desselben Stoffes in verschiedener Form nicht fehlen; ja, es wird von den Alten ausdrücklich berichtet, daß er über denselben Gegenstand zu wiederholten Malen geschrieben habe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)





boekkaart is gemaakt.

